September 1929

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

ORIGINAL-FÖN & SON

Der Dieb bekennt ganz unverhohlen:
„Gewiss, ich hab' den FÖN gestohlen.
Jedoch, Herr Staatsanwalt, ich bitte,
Wenn Sie mal so nach Stromersitte
Durch Wind und Wetter jeh'n,
Dann klau'n Sie ooch 'n FÖN!"

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke FÖN

Original Fön u. Fön Son
Isofön und Isofön Son
aus Isoliermaterial.
Weit über eine halbe Million im Gebrauch!

Fön-Raupe
zur idealen Bettwärmung u. zur Auflockerung der Bettfedern und Pflege der Betten.
Preis 8.— RM.

Neu! Elektr. Händetrockner Manu-Fön

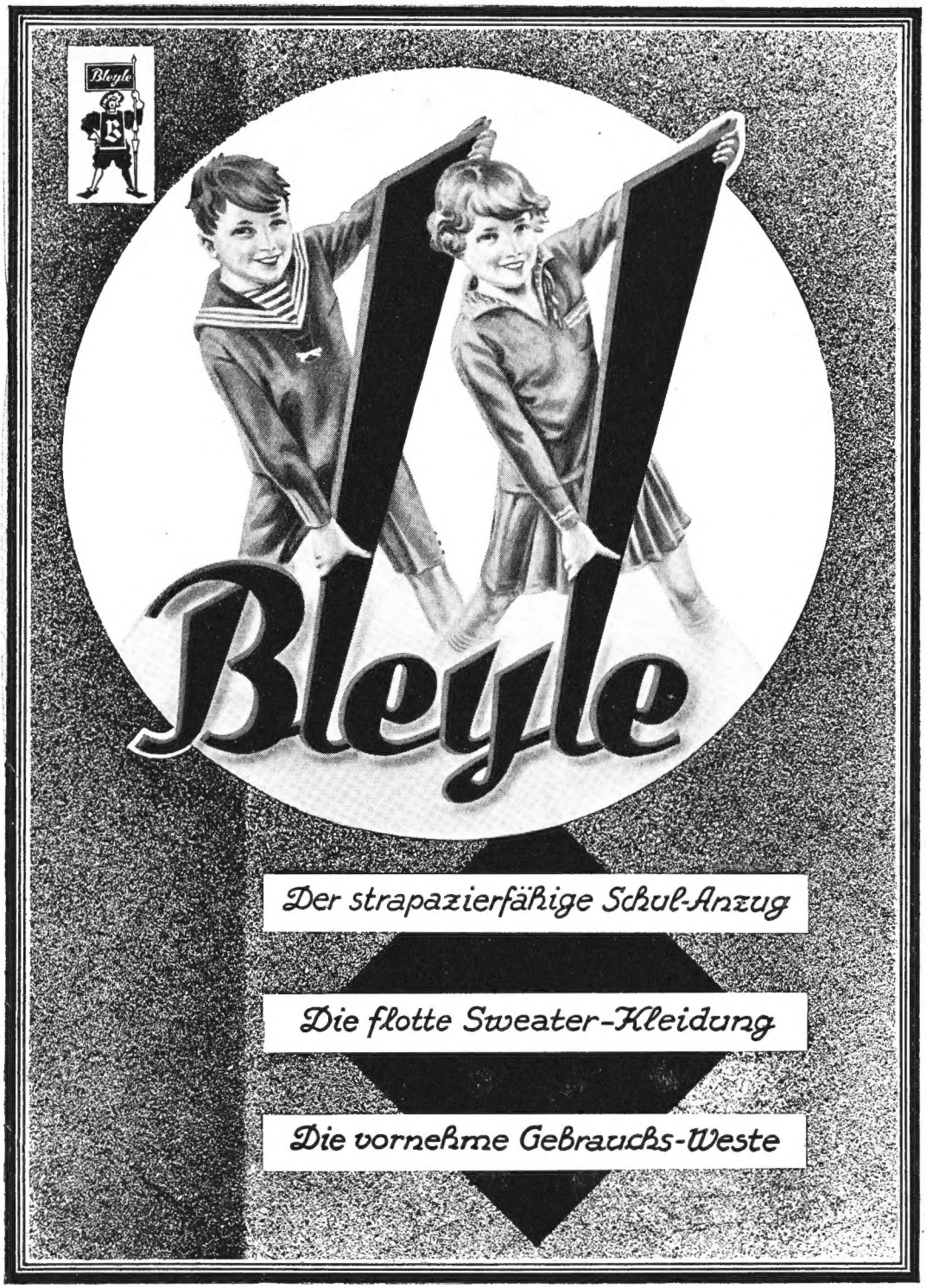
Zur Körper- und Schönheitspflege:

Sanax-Vibrator u. **Penetrator**, elektr. Massageapparate, besonders auch zur Erlangung schlanker Fesseln | **„Radiolux"** und **„Radiostat"** D.R.P. erdschlußfrei, elektrische Hochfrequenzapparate

Elektr. Sicherheits-Heizkissen Sanotherm u. Sanotherm Son m. Vacu-Regler (Birka) D.R.P. u. Separatsicherung

Überall erhältlich!

FABRIK: ELECTR. GESELLSCHAFT „SANITAS", BERLIN N 24


Bleyle
Bleyle
Der strapazierfähige Schul-Anzug
Die flotte Sweater-Kleidung
Die vornehme Gebrauchs-Weste

ZOBERBIER
„Jawohl, Ihr OPEL wird sofort geliefert"
OPEL
B40

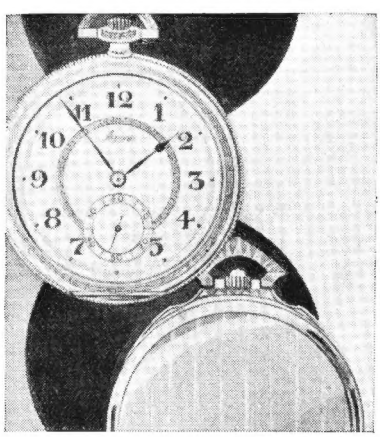
DR. HUGO ECKENER
Phot. Binder

Unerläßlich an Bord des Zeppelin diese zuverlässige Uhr

„Ja Sie haben recht: An Bord eines Luftschiffes ist genaue zeitliche Kontrolle des ganzen Dienstes unerläßlich, denn die Sicherheit des Schiffs und der Passagiere hängt wesentlich davon ab. Ich bin deshalb in der Tat glücklich, mich unbedingt auf meine Alpina-Uhr verlassen zu können, die ich schon mehrere Jahre trage, und die sehr genau geht und nebenbei hübsch und handlich ist."

HUGO ECKENER, *Friedrichshafen.*

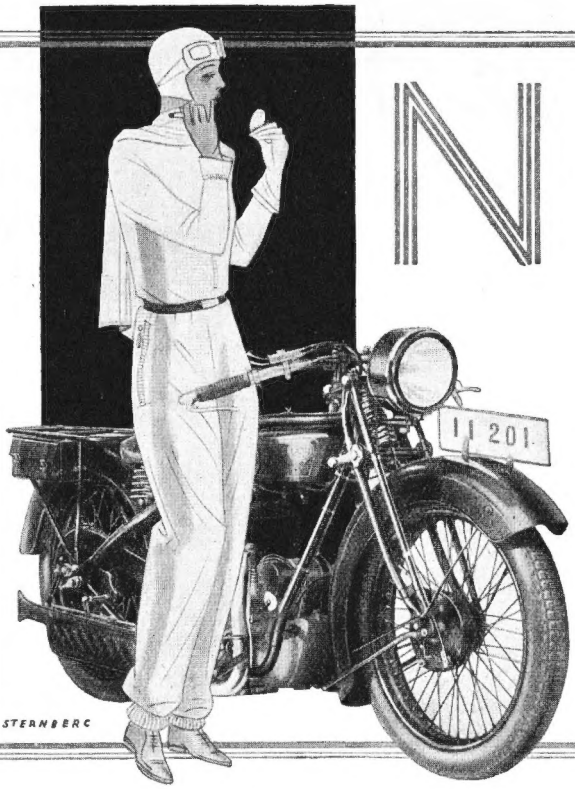
Der Name „Alpina" verbürgt höchste Ganggenauigkeit und solide Verarbeitung



Und so wie der Führer des Zeppelin-Luftschiffes urteilen alle Besitzer dieser geschmackvollen Uhren. Die schlichten, praktischen Formen eignen sich für Beruf und Sport. Achten Sie auf das rote Dreieck — das Wahrzeichen der Alpina-Uhrengeschäfte. Etwa 1000 solcher im Reich.

Alpina
UHREN

ALPINA-GRUEN GILDE UHRENFABRIKEN



N·S·U

Greif zu!

Die große Mode

bei allen
Kraftfahrsportlern sind die neuen

NSU-Motorradmodelle 1929

Es sind modern konstruierte hochelegante Fahrzeuge, die absolute Fahrsicherheit gewährleisten und hohen sportlichen Genuß bereiten. Sie sind begeistert! Gleichgültig, welches Modell Sie kaufen! Sehen Sie sich beim nächsten NSU-Vertreter die neuen Modelle einmal an.

Günstige Ratenzahlungen!

Vertreter-Nachweis durch

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A. G.
Neckarsulm

VORWERK=TEPPICHE

NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK & Co, BARMEN

Benger's Ribana Unterkleidung

Fein Elastisch Durchlässig

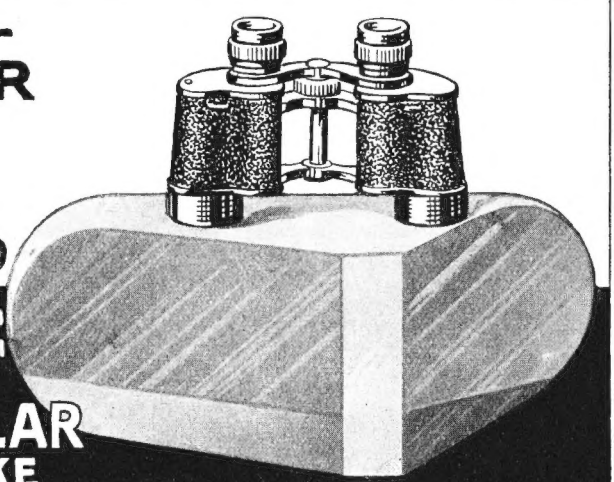
Ribana
für Sommer,
Ribana
für Winter,
Ribana
für Damen,
für Herren,
für Kinder.

Wilhelm Benger Söhne, Stuttgart V. 5

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen

Leitz

PRISMEN-FERNGLÄSER
FÜR
SEE u. GEBIRGE
REISE u. SPORT
THEATER u. JAGD



Zu beziehen von allen grösseren optischen Handlungen.

E. LEITZ WETZLAR
OPTISCHE WERKE

Fordern Sie kostenlos Sonderliste Fernrohre 5520

Wenn Sie sich zum kommenden Herbst und Winter etwas besonderes anschaffen wollen, dann lassen Sie sich die „**Wunderkiste**" kommen. Sie brauchen weniger als anders wo anzulegen und haben die Gewissheit an Auswahl, Schönheit und Zweckmässigkeit Gleichwertiges weder im In- noch im Auslande zu bekommen.

Die Zusendung erfolgt vollständig **kostenfrei**. Sie werden in keiner Weise zu irgend etwas verpflichtet. Auch das Porto für die Zurücksendung ist beigelegt.

TUCHFABRIK CHRISTOFSTAL
G.M. B.H.
FABRIK UND VERKAUF EIGENER UND FREMDER ERZEUGNISSE
IN CHRISTOFSTAL (WÜRTTEMBERG)

Hilfe! —

Ja, rasche Hilfe! so rufen Jung und Alt in dem Moment, wo sie ein schmerzliches Leiden befallen hat. Bei den Jüngeren sind es meistens Schürf-, Brand- u. Schnittwunden, bei den Älteren kommen dazu noch schwerwiegendere Fälle, die oft Arbeitslosigkeit bringen, wie:

Krampfadern, offene Beine, Venenentzündung, Flechten, vernachlässigte alte Geschwüre usw.

Ratlos stehen sie oft da, quälen sich erst Monate herum, und wie könnte doch rasch **Dr. Sidlers „Siwalin"** Hilfe bringen!

Sind Sie nicht leichtsinnig, denn wie oft haben kleine Ursachen schlimme Folgen gehabt.

„Siwalin" hat schon Tausenden geholfen, das beweisen die bei uns ständig einlauf. Zeugnisse.

Machen Sie daher einen Versuch mit Dr. Sidlers „Siwalin". Packung M. 2.05 u. 7.50.

Erhältlich in Apotheken oder man wende sich an die Fabrik

Dr. Sidler & Co., G. m. b. H., Freiburg i. Br.

LBO

KRONENKLASSE
M. 8,75 BIS M. 18,–
DIAMANTENKLASSE
M. 6,90 UND M. 7,90
BEMBERGKLASSE
M. 3,90 BIS M. 5,50

ELBEO

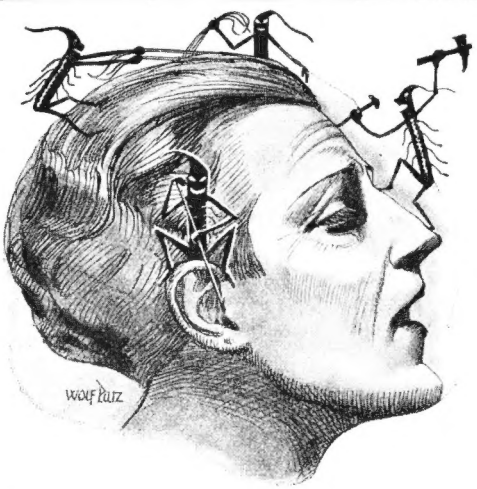
DER STRUMPF DER DAME

dorland

DIE NEUE KAPPEL

SCHREIB-MASCHINE

MASCHINENFABRIK KAPPEL, A.-G., CHEMNITZ 16



Schlechte Nerven sind Quälgeister,
die am Mark des Menschen zehren und vorzeitig altern lassen.
Gute Nerven sind gute Geister,
die das Innere des Menschen durchsonnen u. das Antlitz verschönen. Gute Nerven erhält man durch **richtige** Ernährung mit d. Nerven-Nährstoff

BIOCITIN

Kräftemangel, quälende Mattigkeit, Kopfdruck usw. schwinden allmählich, das **Aussehen verjüngt sich um Jahre.** Darum: Setz deine Nerven in Stand! ★ Nimm Biocitin.

Welche Schuhform ist am modernsten?

Immer mehr kann man feststellen, dass die Schuhmode sich dem gesündesten Prinzip nähert. Modern ist heute das, was bequem ist. Der Stephan-Schuh, Erzeugnis der Firma Haase & Russ, Nowawes, erfüllt diese Forderung schon seit Jahren. In seinen schönen ausgeglichenen Formen kommt der Fuss am besten zur Geltung. Die Schönheit ist aber nur ein Teil seiner grossen Vorzüge. Wenn Sie einmal einen Stephan-Schuh anhatten, werden Sie es nicht verstehen können, wie Sie jemals Ihren Fuss einschnüren konnten. Wie schön modern und bequem alle Stephan-Schuhe sind, zeigt Ihnen der neue Prospekt 103 über Stephan-Schuhe, der Ihnen mit Nachweis der nächsten Bezugsquelle auf Anfrage kostenlos zugeschickt wird von Otto Stephan, Nowawes 511.

Frische und Natürlichkeit sind die unvergleichlichen Reize der sportfreudigen, wohlgepflegten Frau von heute. Frische und natürliche Gepflegtheit der Haut verbürgt die ständige Verwendung von

Streublümchen

Der wundervolle, natürliche Duft dieser Feinseife macht sie zum gesuchten Schönheitsmittel der modernen Frau.

Hersteller:

Ruba-Werke Rudolph Balhorn
G. m. b. H., Breslau 13

Marke Bärkopf

Wachstum und Entwicklung

sind für jedes Kind von grosser Bedeutung. Geben Sie ihm den bewährten, leichtlaufenden

STEIFF-Bärkopf-Roller

und lassen Sie Ihren Liebling tollen nach Herzenslust. Rollerfahren erfrischt Körper und Geist u. gibt grossen Wachstumsanreiz.

MARGARETE STEIFF G. M. B. H.
GIENGEN a. Brenz 17 (Württ.)

KIESEL MANNHEIM

LUMAS-CELTA UNTERWAESCHE

CELTA-SEIDE BESTEHT AUS EINEM BÜNDEL FEINSTER KUNSTSEIDEN-FÄDEN, DIE, SCHLAUCHÄHNLICH, INNEN HOHL SIND; DAHER IHR LEICHTES GEWICHT, IHRE FÄLLIGKEIT UND DAS WÄRMENDE GEFÜHL BEIM TRAGEN • BEZUGSQUELLEN WERDEN GERNE VON UNS NACHGEWIESEN

TRIKOTWARENFABRIK NEUSTADT A. HDT. RHEINPFALZ

CELTA

F. HELFFERICH A.G.

Hervorragenden Versicherungsschutz in allen Krankheitsfällen gegen mässige Monatsbeiträge - Freie Arztwahl ohne Krankenschein. **Klasse A:** Hohe Rückvergütungen — Bis 52 Wochen Leistungsgewährung — Bis 1000 RM. Sterbegeld. **Klasse B:** Monatsbeitrag für die ganze Familie nur 10 RM., trotzdem ausreichender Schutz im Krankheitsfall — In kurzer Zeit zahlten wir für Krankenhilfeleistungen über **11 Millionen Reichsmark.** Wir beraten Sie gern und vollkommen kostenlos - Verlangen Sie unsere Aufklärungsschrift Nr. 48

Deutscher Ring
Krankenversicherungsverein a. G.
Die Krankenversicherung f. Mittelstand, Beamte, freie Berufe
Hamburg 36, Ausgabe

Dr. LAHMANN

UNTERKLEIDUNG

für Damen, Herren und Kinder verbindet
Hygiene mit modernem Geschmack

Bezugsquellen-Nachweis,
sowie Katalog mit neuesten Formen kostenlos
durch die alleinige Fabrik

H. Heinzelmann, Reutlingen-V.

Lauchhammer-Bildguß

Unser grosser Modellschatz enthält auch für Sie etwas Geeignetes. Allein über 700 Bildwerke erster Künstler bringt unser neuer Katalog, den wir Interessenten für einen Kostenanteil v. RM. 2.50 zustellen. Der genannte Betrag wird bei Bezügen über RM. 100.— wieder vergütet. Postsch.-Konto Dresden 14214

*

„St. Barbara" von Moshage, 39 cm hoch mit 1½ cm hohem Steinsockel. In Eisen 140 RM., in Bronze 152 RM.

MITTELDEUTSCHE STAHLWERKE A.-G.
Lauchhammerwerk **LAUCHHAMMER** Provinz Sachsen

Mode und Herkommen schreiben genau vor, was man zu Frack und Smoking tragen darf. Auch das Augenglas wird hiervon betroffen. Wer Wert auf gute Erscheinung legt, lässt seine Werktagsbrille beiseite und trägt, zum ganzen festlichen Äusseren passend, ein besonders kleidsames, leicht und gefällig wirkendes Augenglas. „Randlos und Gold" ist das Richtige zum Gesellschaftsanzug. „Zeiss-Punktal" ist das Richtige für Ihre Augen.

ZEISS
Punktal

Das vollkommene Augenglas

Das URO-Punktalglas schützt das Auge vor den ultraroten (Wärme-)Strahlen. Besonders angenehm zu tragen an heissen Tagen und bei künstlichem Licht.

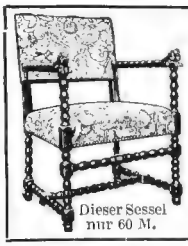
Bezug durch die optischen Fachgeschäfte.

Zeiss-Schilder im Schaufenster zeigen Ihnen, wo Zeiss-Erzeugnisse geführt werden. Ausführliche Druckschrift „PUNKTAL" 17 kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

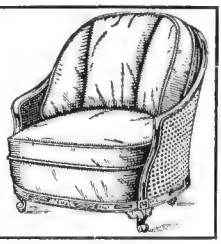
Hausbau und Wohnungsausstattung

Das Holzhaus als ideales Eigenheim

Friedr. W. Lohmüller
Werkstätten für Holzhausbau
Güsten i. Anh.
Musterbuch Nr. 4 . . . M. 1.40



Bonjer-Club-Möbel
in Stoff und Leder
unerreicht in Qualität, Verarbeitung, Form und Preiswürdigkeit
(Lieferung franko Deutschland)
Zahlungserleichterung. Katalog auf Wunsch
München C., Maximilianstrasse 13



Bei Anfragen und Bestellungen beziehe man sich bitte auf
VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

DAS KLEINHAUS

von Reg.-Baumeister Wentscher. 2. Aufl. Mit 113 Abb., Grundrissen u. Plänen. Preis geb. 4,50 M.

Dieser reich illustrierte Band bietet unendlich viel Wissenswertes für jeden, der ein Kleinhaus, Sommerhaus, Wochenendhaus, Jagdhaus bauen will oder besitzt. Die Hauptabschnitte des Buches behandeln in Wort und Bild 1. die Raumanordnung; 2. die Bauweise (Steinhaus, Holzhaus usw.); 3. die Wärme im Hause; 4. Einzelheiten. Im letzten 5. Teil werden noch die wichtigen Fragen über Auswahl der Architektur, Beschaffung des Baugeldes, Zwischenkredite usw. beleuchtet. Die vorliegende 2. Auflage stellt eine völlige Neubearbeitung dar, wobei die Heizungsfrage als Kern des Kleinhausproblems und dem modernen Holzhausbau besondere Beachtung geschenkt wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

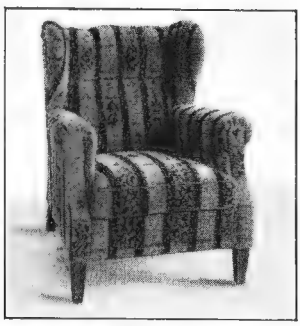
So, nun wird gebadet!

Aber natürlich nur mit einem „Vaillant", denn dieser Apparat ist einfach und sicher zu handhaben, sparsam im Gasverbrauch, stets betriebsbereit und benötigt zur Badbereitung nur wenige Minuten. Interessiert es Sie, etwas Näheres darüber zu erfahren? Unser Prospekt 20 steht Ihnen kostenlos zur Verfügung.

Vaillant

Joh. Vaillant · Remscheid

Die vollendete Behaglichkeit



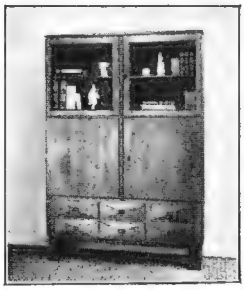
Nr. 205.
Recht bequemer Ohrensessel.

in Ihrem Heim erreichen Sie durch gute Polstermöbel. — Diese finden Sie in großer Auswahl und in hoher Qualität in meinen anerkannt leistungsfähigen Spezialwerkstätten.

Erleichterte Zahlungs-Bedingungen erleichtern die Anschaffung. — Verlangen Sie bitte meinen Katalog „M".

Gustav Panhorst
Werkstätten für Leder- und Stoffmöbel
Hemelingen bei Bremen

Hausbau u. Wohnungs-Ausstattung



TRUHEN-MÖBEL

NEU:

Möbel zum beliebigen Aufbau

ANDERS:

Jedes Möbelteil ist einzeln zu kaufen und zu verwenden

BESSER:

Für 700 RM. ein Zimmer von Qualität, weiter ausbaufähig

PREISBUCH „T" für 1 RM.

PREISBUCH „S" (für Siedlungsmöbel) für 0.50 RM.

ALBERT MÜLLER D.W.B.

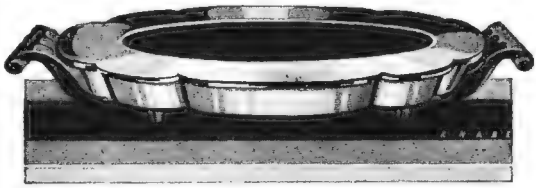
Truhenmöbelwerkstätten

LEIPZIG / Elisenstrasse 42

„KAWASS"

eine formschöne elektrische

WÄRMEPLATTE



Wird an der Steckdose angeheizt. Nach Entfernung der Anschlußschnur auf die Tafel gestellt, hält sie aufgesetzte Speisen für die Dauer des Essens warm.

Die Belästigung durch die Anschlußschnur ist vermieden.

AEG

FABRIKAT

PREIS RM. 45,-

ohne Anschlußschnur

ÜBERALL ZU HABEN

Empfang der starken Sender

durch **„Geatron"**

1/8 natürl. Grösse

Batterieloses 3-Röhren-Gerät

Anschluss an jede Lichtsteckdose
Zwangläufiger Berührungsschutz
Buchsen für Sprechmaschine

Preis einschl. Röhren für

Wechselstrom	Gleichstrom
RM. **198,—**	RM. **230,—**

Erhältlich durch alle Radiohandlungen und einschl. Geschäfte

Flügel-Pianos
Kunstspiel-Pianos
altbewährtes Fabrikat

R. HUPFER & Co

Hofpianofortefabrik

ZEITZ Prov. Sachs.

Gegr. 1875

Günstig ab Fabrik an Private! Bequeme Teilzahlung. Reichhalt. Katalog auf Wunsch.

Rohrmöbelfabr. **Mercedes, Lorch**, Wtbg.

Harmonium

Beste Hausmusik. Kat. umsonst. Kinderleicht ist das Spiel m. Apparat.

Max Horn, Werdau i. Sa.

Harmoniumfabrik. Teilz. gestattet

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Baden-Baden, Pädagogium Sexta-Prima. Anerk. Priv.-Realsch. m. Internat. Ob.-Real-, Realgymn.- u. Gymn.-Kurse. Bestgeleit. u. einger. Schülerh. Erstkl. Verpfl., Sport, Turnen, Wandern. Prosp. d. d. **Dir. Büchler.**

Techn. Assistentinnen an medizinischen Instituten

Ausbildung zum Staatsexamen durch **Electricitäts-Gesellschaft „SANITAS" („Röntgen-Lehrinstitut").** Mitglied der staatlichen Prüfungs-Kommission. **Berlin N. 24,** Friedrichstr. 131 d. **Bisher über 1000 ausgebildet.** Prospekte frei.

RACKOWs

kaufmännische Privatschulen

Berlin, Wilhelmstr. 49, Tauentzienstr. 1, Alexanderstr. 50
Hamburg, Glockengiesserwall 19 **Dresden,** Altmarkt 15
Hannover, Sophienstr. 6 **Köln,** Agrippastr. 13
Magdeburg, Bismarckstr. 4 **Stettin,** Bismarckstr. 6

Vor- und Fortbildung von Damen u. Herren f. d. allgem. u. höher. kaufmännischen Beruf
Prospekt, Auskunft, Pensionsnachweis frei

Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 20. **Laboratorium Margot Schumann.** Staatl. anerkannte **Lehranst. f. Techn. Assistentinnen.** Anatomie, Chemie, Bakteriol. usw. Staatsexamen vor eig. Prüf.-Aussch.! Kurs: April u. Okt. Sprechst. 5-6 U.

Priv. Kunstschule d. Westens f. freie Kunst u. Kunstgewerbe, Berlin-Charlottenburg 2, Kantstr. 154 a. Lehrplan frei! Festschrift aus Anlass ihres 25jähr. Bestehens mit Abbildungen von Lehrer- u. Schülerarbeiten 3 Mk.

Technikum Bingen a. Rh.

Maschinenbau, Elektrotechnik, Eisenhochbau, Automobil- und Flugzeugbau

Beginn: Mitte April u. Mitte Oktober. / Programm kostenfr.

DESSAU Antoniettenstrasse 34. **Dr. G. Schneider,** staatlich anerkannte **Chemieschule.** Fachschule für die Zuckerindustrie. ★ Gegründet 1901. ★ Prospekte frei.

Eisenach ★ Burchardi-Schule, Bornstr. 7, 11
Haushaltgs.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinn.-Bildgs.-Anst. Abt. I, Töchterheim mit hauswirtsch. Jahr (Berufsschule). **Abt. II, Frauenschule. Abt. III, Seminar** f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde (Gleichber. i. Preussen). **Abt. IV, Berufsoberschule.** Vorbereitung zur Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule und Städt. Haushaltungspflegerinnen-Ausbildung.
Näheres durch Auskunftsheft.

JUGEND-LANDHEIM

TAT KRAFT Garmisch-PARTENKIRCHEN 800 m ü. M.

Landerziehungsheim für 30 gesunde Jungens (auch während der Ferien geöffnet). Besuch d. **Staatsschulen** (Gymnasium u. Realschule, je 6 Klassen) oder **Heimunterrichtskurse** aller Schulgattungen (Vorschule bis Abitur). **Verbandsprüfung** im Heim durch eigene 6 Lehrkräfte aller Fächer. Nachhilfe, Umschulungen. **Examens- und Erholungserfolge.** Jeder Sommer- u. Wintersport. Kinderärztl. empfohlen. Ausführliche Drucksach. u. erste Referenz. kostenl. Anruf: 92. **W. Dolles.**

Godesberg/Rhein u. Herchen/Sieg. Evangel. Pädagogium (Landschulheim), Realgymn. u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung. Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern. Aufsicht u. Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern, Wandern. Direktor: Prof. **Otto Kühne,** Godesberg/Rh.

Erziehungs- u. Schul-Schwierigkeiten ?

Fordern Sie unverbindl. Prosp. der
Wichern-Stiftung, Hamburg 26
(f. männl. Jugend von 8-25 Jahren)

Halle/S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

TRÜPERS ERZIEHUNGSHEIME

Jena-Sophienhöhe, mit Jugendsanatorium.
1890 gegr. als **heilpädagog. Anstalten für Knaben und Mädchen** m. körperlichen, geistigen u. nervösen Entwicklungsstörungen, sowie für schulisch zurückgebliebene Kinder. Gemeinschaftsleben in kleinen Gruppen. Lehrwerkstätten, **berufl. Eignungsprüfung,** rhythmische und schwedische Gymnastik. Hallenschwimmbad und Sportplätze im Heim. — Illustrierter Prospekt kostenlos.

Landerziehungsheim Keilhau b. Rudolstadt i. Thür., gegr. 1817 v. Fr. Fröbel. **Oberrealschule** i. E. m. Gabelung: **Reformrealgymnasium.** O II Reife und ab 1931 Abitur. Erziehung zu Pflichtgefühl u. vaterl. Denken. Drucksachen durch die Leitung.

Stift Keppel, Kreis Siegen i. Westf. Evang. öffentl. Oberlyzeum mit Internat, staatl. unterstützt. Klasse VI—OI. Schöne, gesunde Lage, Somm.- u. Wintersport. 230 Schülerinnen, 94 Internatszöglinge. Prosp. u. Ausk. durch die Stiftsoberin **van Senden.**

TECHNIKUM KONSTANZ

Prosp. frei

a. Bodensee ★ Ingenieurschule ★ Maschinenbau u. Elektrotechnik, Flugzeugbau u. Automobilbau

Gewerbe-Hochschule Köthen (Anhalt)

Studienabteilungen:

1. **Maschinenbau.**
2. **Bauingenieurwesen** mit den Fachrichtungen: Eisenbau u. Eisenbetonbau, Verkehrswege u. Tiefbau.
3. **Elektrotechnik** mit den Fachrichtungen: Allgem. Elektrotechnik, Fernmeldetechnik (Hochfrequenztechnik).
4. **Technische Chemie** mit den Fachrichtungen: Allgemeine technische Chemie, Elektrochemie, Photochemie, Gastechnik, Zuckertechnik.
5. **Technologie** mit den Fachrichtungen: Hüttenwesen, Silikattechnik (Keramik, Zementtechn., Glastechnik, Eisenemailliertechnik) u. Papiertechn.

Aufnahmebedingungen:

Reifezeugnis einer Realschule, eines Lyzeums oder Obersekundareife eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule, einer deutschen Oberschule.

Dauer des Studiums: 7 Semester.

Beginn des { Sommer-Semesters Mitte April, / Winter-Semesters Mitte Oktober.

Vorlesungsverzeichnis kostenlos.

LAUSANNE (Franz. Schweiz)
INSTITUT LEMANIA Mod. Sprach- u. Handelstachschule m. abschliess. Diplom.
Gründliche Erlernung des Französischen, sowie rationelle Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf. / Sport; französ. Ferienkurse in den Bergen. / Internat für Jünglinge, sowie Externat für Schüler beiderlei Geschlechts von 15 Jahren an.

Alpines Land-Erziehungsheim Champery (Walliser Alpen, 1070 m ü. M. Für Knaben von 8—15 Jahren. **Sorgfältige Erziehung; vorzügl. Verpflegung;** Sport, Garten- u. Handarbeit. **Studium des Französischen u. allg. Ausbildung.**

Das Alumnat des Reform-Realgymnasiums Lüben i. Niederschlesien nimmt gesunde Schüler m. einwandfreier Schulvergangenheit in gute Erziehung auf. Auskunft erteilt der Studiendirektor des Realgymnasiums.

Dr. Schraders Vorbildungsanstalt

Gegründet 1892. Leitung Dr. Grössel. **Magdeburg** Olvenstedter Str. 1/3. Fernsprecher: 2458.

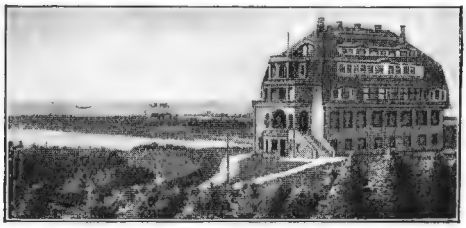
Klassen: U-III bis O-I, real u. gymn. mit Internat.
Von Ostern 1927 besondere feststehende staatliche Prüfungskommission für Abiturienten. Prospekte.

Vereinigte technische Lehranstalten des
Technikum Mittweida
Ingenieurschule für Elektrotechnik und Maschinenbau. Sonderstudienpläne für Automobil- und Flugtechnik und Betriebswissenschaft. Technikerschule. Progr. kostenlos v. Sekretariat

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kl. Gymnas.- u. Real-Kl.: **Sexta bis Reifeprüfung.** Förderung körperl. Schwacher. Gute Verpflegung. Eigene Landwirtschaft. **Prüfungserfolge.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

Empfohlene Unterrichtsanstalten



Nordseepädagogium Südstrand Föhr

Gesundheitsschule in stärkendem Klima für zarte gesundheitsbedrohte, sowie gesunde Knaben und Mädchen. Familienähnliche Gruppen in vier Häusern, individuelle Behandlung, gleichmässige geistige und körperliche Förderung. Grundschule bis Oberprima. Alle Schularten. Nach Jahreszeit und Alter gestaffelte Preise. Eintritt iederzeit. Telefon: Wyk 356.
San.-Rat **Gmelin.** Oberstudienrat **Martin.**

Ingenieurschule Bad Sulza in Thür.
Höh. Techn. Lehranst. / Maschinenb. / Elektrotechnik / Gas- u. Wassertechnik / Chemie / Flugwesen. – Progr. U kostenl.
Absolventen erhalten Zeugnis der mittleren Reife.

Technikum STRELITZ i. M.
Hoch- und Tiefbau, Betonbau, Eisenbau, Flugzeugbau, Maschinenbau, Autobau, Heizung u. Elektrotechnik. Eig. Kasino. Semesterbeginn April u. Okt. Progr. frei.

Ingenieurschule Zwickau Sa.
Höh. Techn. Lehranstalt für Maschin.-Bau / Elektrotechnik und Betriebstechnik. – Studiendauer 5 Semester. Beginn Anfang April u. Oktober.

Bei Anfragen oder Einholung von Prospekten beziehe man sich bitte auf
VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE

Empfohlene Töchterpensionate

Bern (Schweiz). Töchterinst. Elfenau. Wissenschaftl. Unterr. Französisch wie i. franz. Sprachgebiet. Künste. Abtlgn. f. Hauswirtsch. u. f. Handelsfächer (Dipl.). — Bergheim „Alpina" in **Grindelwald** f. Hochsomm.- u. Wintersportaufenth. **Dr. Fischer-Chevallier u. Frau.**

Chexbres bei Lausanne
Perle d. Genfersees

Prof. Buser's Töchter-Institute
Alle Schulstufen bis Abitur, Handelsdipl., Haush., Sprachen, Musik, Körperpflege, Gymnastik, Sport.

Teufen bei St. Gallen
Höhenluftkuren

Neuzeitl. eingerichtete und geleitete, führende Institute der Schweiz.
Herbstschulbeginn: 15. September.

Clarens-Montreux Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprach. u. Musik. Koch. u. Schneid. auf Wunsch. Sport. Empfehl. in Deutschl.
Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.

Dresden-A. *Elisenstr. 7a. Ruf: 33808.* Seit Jahren **führendes** intern. wissenschaftl. **Töchterheim,** auch für Abiturientinnen, von **Frau Emma Mundinger.** Gegr. 1901.

Freiburg/Br. (südlich. Schwarzwald) **Schwarzwaldperle,** staatl. gen. erstklassiges Töchterheim m. Haushaltungsschule. Bilderprosp., in- u. ausländische Referenzen. **Gräfin Schwerin. E. Rummler.**

Genf-Vandœuvres Villa „le Cottage". Prächtige Lage. **Töchterheim für kleinere Zahl Schülerinnen.** Erstkl. Unterricht. Prosp., Refer. Frau Pfr. **Monnerat,** Wwe.

Gernrode/Harz. Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild. I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild. b) Lyceal-abschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., fl. Wass. Lehrpl. fr.

Bad Harzburg Töchterheim Villa Mansfeld. Gegr. 1910. Haus I. Rgs. **Begrenzte Anz. j. Mädch. aus nur best. Kreisen.** Wissensch., Hauswirtsch., Gesellschaft. **Engländerin u. Französin i. Haus. Sport,** herrl. Lage, jed. Komf. Frau **Dr. Rensch.**

La Roseraie ob Coppet (Genfersee). **Haush.-Pensionat** lehrt gründl. **Französ., Engl.,** die f. franz. Küche u. alle Haushaltfäch. Prächt., gesd. Lage. Park. Sport. Gymnastik. Ferienaufenthalt. Erste Refer. Prosp. d. **Frau Dr. Rittmeyer-Pailler.**

Thale/Harz. **Töchterh. Lohmann.** Ggr. 1902. Herrl. Waldu. Gebirgsl. Gedg. u. zeitg. wiss., hausw., gesellsch., kaufm. usw. Ausb. Sport. Ers. f. Pfl.-Fortb.-Sch. Gepr. Lehrkr. Beste Pflege. Prosp. **A. M. Lohmann,** staatl. gepr. ADT

Weimar ★ Institut Dr. Weiss. Gegründet 1874.

Töchterheim.	Frauenschule	Abitur.
Hauswirtschaftl., gewerbl. u. wissensch. Ausbildung. Musik, Gymnastik, Sport. Berufsschulberechtigung.	m. Internat. Lehrpl. d. OIId. Fr.-Ob.-sch. Abschl.-Zgs. a. in Preuss. anerk.	Schülerinn.-Heim d. Deutschen Aufbauschule. Obersek. b. Oberprima.

Akademische u. gewerbliche Lehrkräfte im Haus. Grosser Besitz. Park. Prospekte und Referenzen durch Dr. C. Weiss u. Frau.

BRAUCHEN SIE EINEN TEPPICH

ODER EINEN LÄUFER

KTK

SO FRAGEN SIE IHREN LIEFERANTEN AUCH NACH KREFELDER WARE · SIE GENIESST DEN RUF EINES ERSTKLASSIGEN FABRIKATS · EIN FUSSBODENBELAG SOLL NUR AUS BESTEN MATERIALIEN HERGESTELLT SEIN, WENN ER IM GEBRAUCH BILLIG SEIN SOLL.

KREFELDER TEPPICHE UND KREFELDER LÄUFER

SIND AUS MATERIALIEN GEFERTIGT, DIE SICH IN VIELJÄHRIGER ERFAHRUNG BEWÄHRT HABEN.

KREFELDER TEPPICHFABRIK AKTIEN-GESELLSCHAFT KREFELD

GEGR. 1898

AUF WUNSCH WEISEN WIR NÄCHSTGELEGENE BEZUGSQUELLEN ÜBERALL NACH

Saison 1929

Reise- und Kuraufenthalt

BAD PYRMONT

HERZ — BLUT — FRAUEN — RHEUMA

Kohlensaure Bäder, Solbäder
Moorbäder. Stahl- und Salztrinkkuren, Inhalationen.

Kurschriften durch
Kurverwaltung u. Reisebüros

Harz und Kyffhäuser

Elend (520 m). Die beliebte, ruhige Sommerfrische. Pens. 5.50 bis 9.— M. Prospekt d. die Kurverwaltung.

Gernrode Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage
300 m. Unmittelbar an herrlichen, meilenweiten Buchen- u. Fichten-Waldungen. Ausgangspunkt schönster Harzpartien. 2 Freischwimmbäder. 12 Töchterheime. Idealer Wochenendplatz.
Mäßige Preise · Keine Kurtaxe

Sondershausen
Schönst. Hochwald, gross. Park, weltbekannte Lohkonzerte.

Tanne-Hochharz, 540 m. Freibad m. Liegewies. **Kurh. Tanne**, gr. Hauptgeb., 26 Zim., Pens. 6-7. Lufthäusch. z. Wohn., gr. Luftp.

Gesundung, Erholung bietet
SCHIERKE der alpine Luftkurort am Brocken. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Bad Sachsa
Glanzpunkt d. Südharz., ca. 400 m ü. d. M. Inmitten prächt. Waldung. Ausged. ebene Promenad. K. Fabr. Bes. empf. t. Herz- u. Nervenl., Blutarm., Rekonval.

Kurhot. Schützenhaus, T. 5,	120 6—9 M.
Hotel Lindenhof, Tel. 88	5—6 „
Hotel Schröder, Tel. 55	5—6 „
Hotel Ratskeller, Tel. 4	5—6 „
Berghotel Pfaffenberg, Tel. 66	5—6 „
Berghotel Ravensberg, Tel. 45	5—6 „
Berghot. z. Katzenstein, Tel. 14	5—6 „
Kurkaffee Haase, Tel. 59 / Konzerte	

Bad Harzburg GEBIRGS- LUFTKURORT
SOLBAD UND MOD. INHALATORIUM KOCHSALZ TRINKQUELLE > KRODO <
Wochenend kurtaxfrei
Juni Tennisturnier, Juli Rennen, August Autoturnier.

Wernigerode
„Alle Städte den Harz hinauf, den Harz hinab, haben ihre Schätze und Kostbarkeiten; keine aber ist so reich und so bunt wie Wernigerode."
Herm. Löns.
Die vielseitige bunte Stadt bietet jedem etwas!
Man fordere kostenfreie Schriften (auch über Kurmittel, Ausflüge und Marktfestspiele) vom
Städt. Verkehrsamt.

Auskünfte u. Werbeschriften durch alle Reisebüros, Kurverwaltungen und Harzer Verkehrsverbana Wernigerode.

HAHNENKLEE-Bockswiese Im Oberharz ● 600 m
Höhenluft-Kurort und Waldsee-Bad
Für Nachkuren besonders empfohlen ● Ab Bahnhof Goslar mit Postauto 40 Minuten

Oberhof/Thür. 800—1000 m ü. d. M.
Sommer und Winter
Schnell erreichbar
KUR UND SPORT

HERBSTWOCHEN IN
WIESBADEN
dem Heil- und Erholungsbad der internationalen Welt

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C.
Beste Heilerfolge bei Gicht u. Rheuma
Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- u. Verdauungsorgane ▪ Hervorrag. Veranstaltungen im Kurhaus u. den beiden Staatstheatern ▪ Golf, Tennis, Hockey u. and. Sportarten ▪ Brunnen- u. Pastillenversand ▪ Gute Unterkunft bei mäßig. Preisen ▪ Bevorzugt als Wohnort ▪ Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das Städtische Verkehrsamt und die Reisebüros.

Wiesbaden Kurhotel u. Kochbrunn.-Badhaus **Römerbad**
An den Kochbrunnen-Anlagen. Fliessendes Wasser u. Tel. in allen Zimmern. Beste Verpflegung. Neue Halle u. Gesellschaftsräume. Pension ab M. 9.— einschl. Thermalbad. Volle Südlage. Für die Wintermonate Einheitspreis Pension M. 10.— einschl. Bad und allen Nebenausgaben. Garagen. Bes. **Chr. Beckel.**

Wiesbaden Schwarzer Bock
besuchtestes Kur- u. Passantenhotel am Platze
280 Bett., jed. Komf., Zimm. m. Frühstück ab M. 5.50, mit Pension u. Kochbrunnen-Thermalbad ab M. 10.—. Jahresbetr. F. 59751. Bes. Theodor Schäfer.

Saison 1929 · Reise- u. Kuraufenthalt

Bad Brambach

Stärkstes Radium-Mineralbad der Welt!

Fabelhafte Heilerfolge bei Gicht, Rheuma, Ischias, Adernverkalkung, Katarrhen, Zuckerkrankheit, Frauenleiden, Alterserscheinungen usw. — Ganzjährig geöffnet. Haustrinkkuren mit Wettinquelle. Auskunft durch die Badeverwaltung.

BAD LANDECK in Schlesien

altbewährtes Frauenbad.

Prospekte und Auskünfte durch die Verkehrsbüros und die städt. Badeverwaltung. Fernruf 282.

Brannenburg · **Berghotel Wendelsteinhaus** (1740 m ü. M.)
am Endpunkt d. elektrischen Zahnradbahn auf den **Wendelstein.** Neuzeitlich eingerichtet. Pension ab M. 9.—. Ganzjährig.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Augen- Heilanst. Spez. Method. **Eisenach,** Prinzenweg 5. **Dr. Rehm**

Moorbad POLZIN. Pommersche Schweiz! 10 Kuranstalten. Kurmittel: Moor-, Stahl-, Fichtennad.-, kohlens., elekt. Bäder geg. **Rheumatismus, Gicht, Ischias, Frauen-, Nerv.- u. Herzleiden. Glänz. Heilerfolge. Reich an Naturschönh. Bill. Preise!** Ausk.: **Badeverwaltg.**

Norderney

Das führende deutsche Nordseebad

Karlsbad ★ **REGINA PALACE HOTEL** (vorm. HOTEL ANGER). Haus I. Ranges. Zentralheizung. Fliess. Wasser. Staatstelef. in all. Zimmern. Privatbäder. Vor- u. Nachsaison ermässigte Preise. Telegr.: Reginapalace.

Villa Jeanette, Abbazia

Grösster Komfort, fliessendes kaltes und warmes Wasser in allen Zimmern. Appartements mit Bad. Ruhige zentrale Lage am Meeresstrande, in der nächsten Nähe des Strandbades. Vorzügl. Verpflegung (auch Diätküche) bei mässigen Preisen. See- u. Kohlensäurebäder im Hause. Deutschsprechendes Personal.

Besuchet

MERAN

den schönsten Südalpenkurort, 5000 Hotelbetten; jeder Komfort. Ab September

TRAUBENKUREN

Auskünfte durch die Reisebüros und durch die Kurvorstehung Meran.

DAVOS

Sanatorium Seehof
Fliess. Wasser. Vorzügl. Verpfl.

Kurhotel Esplanade
Das behagl. Familienhot. 80 Bett.

Kurhaus Monte Brè-Lugano Süd-Schweiz

Mod. phys.-diät. Kuranstalt u. Erholungsheim. Nähe Strandbad. Arzt. Deutsches Haus, das ganze Jahr besucht. Pens. von M. 8.— an. Prosp.

Lugano **Hotel Victoria au Lac.** Das gediegene Familien- u. Passanten-Hotel am See **u. Strandbad Paradiso.** Jeder neuzeitliche Komfort. Pensionspreise von Frcs. 12.— an u. Zimmer allein von Frcs. 5.— an. **C. Janett-Tanner,** Besitzer.

BADEN

bei Zürich (Schweiz)

Radio-aktives Schwefelbad (17 Schwefelquellen von 48°) **gegen Rheumatismus, Gicht, Ischias, Gelenkleiden.**

Alle Kurmittel in den Badehotels.
Kursaal. — Täglich Konzerte. — Dancing. — Kurtheater. — Tennis.
Prospekte durch die Kurverwaltung.

LAUSANNE-OUCHY

AM GENFERSEE. — Strandbad mit Sportplatz. Jeder Wasser- und Landsport wird geboten.
Exkursions-Zentrum per Dampfer, Bahn und Auto. Eignet sich besonders auch für Jahres-Aufenthalt. Gleichmässigste Temperatur Mittel-Europas. Sport-Zentrum der französ. Schweiz.

Empfehlenswerte Hotels:

Beau-Rivage-Palace v. frs. 20.—	Mirabeau . . . von frs. 16.—	Belvédère . . . von frs. 14.—	Mont Fleuri . . von frs. 11.—
Lausalnne-Palace von frs. 20.—	Victoria . . . . . „ „ 16.—	Château . . . . . „ „ 14.—	Parc . . . . . „ „ 11.—
Roya . . . . . „ „ 18.—	Alexandra . . . . „ „ 15.—	Windsor & Montana „ 14.—	Britannia . . . . „ „ 10.—
Savoy . . . . . „ „ 18.—	Beau-Séjour . . . „ „ 15.—	Eden . . . . . von „ 13.—	British & Ameri-
Cécil . . . . . „ „ 16.—	de la Paix . . . . „ „ 15.—	Bristol-Regina „ „ 11.—	can . . . . . „ „ 10.—

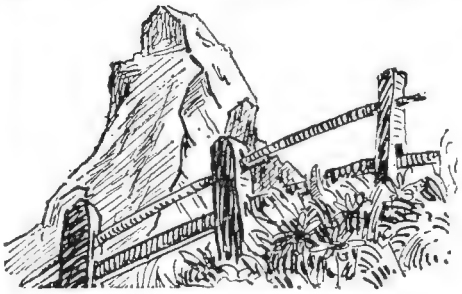
PONTRESINA

Engadin 1803 m **Schweiz**

Schloss-Hotel Enderlin. Vornehm. Familienhotel. 200 Zimmer. Gr. Garten. Sommer- u. Wintersport.

Zweighaus: **Parkhotel Pontresina.**
Grd. Hotel des Temples, Agrigento (Girgenti, Sizilien).

Saison 1929 · Reise- u. Kuraufenthalt



Das Matterhorn 4505 m

ZERMATT

(1620 m)

ERSTKLASSIGER SOMMER- UND WINTER-KURORT AM FUSSE DES MATTERHORN UND DES GORNERGRAT

IDEALER SPÄTSOMMER-AUFENTHALT

Zahlreiche Hotels für jeden Anspruch

Prospekte und Auskunft kostenlos durch das Offiz. Verkehrsbureau Zermatt (Wallis) Schweiz

SEILER'S HOTELS:

mit 1200 Betten die führenden Hotels Zermatt's, ermöglichen Auswahl in Komfort und Preis • Kurorchester • Unterhaltungen • Tennis

MONT-CERVIN, VICTORIA BEAUSITE, MONTE-ROSA, BAHNHOF-HOTEL, RIFFELALP, Schwarzsee a. Matterhorn

Im Spätsommer verbilligte Preise. Prosp. Dr. H. Seiler

HERBST AM VIERWALDSTÄTTERSEE

Wunsch aller Tiefland-menschen

LUZERN ⋆ Hotel Beau-Rivage.
Modernis., b. Quai. Volle Pens. v. 16–18 Frs., Hochsais. v. 18–25 Frs. Zimm. v. 6 Frs., Hochsais. v. 8 Frs. an. Prima Küche. **C. Giger,** Bes.

Luzern Hotel Monopol u. Metropole. Gegenüber Bahnhof u. Schiffstation. Von Deutschen bevorzugtes Haus. Zimmer mit fliessendem Wasser. Appartem. mit Bad. Gr. Restaur. Dir. **Eug. Wagner.**

Luzern Hotel St. Gotthard-Terminus. Das führende Haus I. R. zunächst Bahn u. Schiff. Alle Zimm. m. fl. Wasser od. Privatbad. Schön. Passanten-Restaur. Tägl. Konzerte. Jahresbetrieb. **W. Doepfner,** Bes. u. Leiter.

Weggis am Vierwaldstättersee ⋆ Hotel Albana. Behagl. Haus in bester Aussichtslage. Waldpark, Tennis. Zimmer m. fliess. Wass. **Sehr** empfohlen. Pension v. Frs. 11.— an (m. fliess. Wass. v. Frs. 12.— an). Prosp. bereitw. d. **Fam. Wolf,** Bes.

Weggis Vierwaldstättersee ⋆ Hotel Post-Terminus am See. Fliess. Wasser. Fein bürgerliches Haus. Anerkannt erstkl. Küche. Pensionspr. von frs. 12.- an. **Geschw. Zimmermann.**

Bei Anfragen und Bestellungen beziehe man sich bitte auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE

Empfohlene Hotels und Pensionen

BASEL HOTEL VICTORIA & NATIONAL BASEL

Arosa *Schweiz, 1850 m ü. M.* **Hotel Arosa Kulm.** Erstkl. Fam.- u. Sport-Hot. Höchst., sonnigst. Lage inm. schönst. u. idealst. Skifelder, eig. Eispl. **Modernst. Komf.** Orch., Danc. Volle Pens. v. 20 Frs. an. Sais.: Dez.-Apr. Dir. **F. Helbling.**

BADEN (Schweiz) Hotel Limmathof

Ganzes Jahr geöffnet.

Natürlich heisse Schwefelbäder im Hotel.
Unübertroffene Heilerfolge bei Rheuma, Gicht, Ischias etc. Zimmer mit u. ohne fliessend Wasser. Pension fr. 12.— bis 16.—. Garage. Fernruf 64. Bes. **B. Gölden.**

Basel *Bundesbahnhof.* **SAVOY HOTEL UNIVERS.** Behaglich-modernes Haus I. Rgs. mit ruhigen Gartenzimmern u. fliessendem Wasser. Privatappart. Bäder. Dir. **H. Weissenberger.**

Berchtesgaden · Haus Geiger.
Ueber 60 Jahre im Besitz und unter Führung der Familie. Fliessend Wasser, Zentralheizung, Autogaragen. Bes. **F. Geiger.**

Alpenhotel Bödele ⋆ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. **Höhenluftkurort und Wintersportplatz I. Ranges.** Pension v. M. 8.— bis M. 9.50. Prospekt durch Dir. **F. Freylinger.**

Flims- Waldhaus ⋆ Kurhaus Adula
in nächster Nähe des Caumasee. 1929 vollständig renoviert. — Mässige Preise.

Flims- Waldhaus Grand Hotel & Surselva. Wintersport: Sonne, viele gepflegte Spazierwege. — Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

Franzensbad ⋆ Hotel Königsvilla. Vornehmste u. günstigste Lage für den Kurgebrauch. Haus I. Rgs. mit all. der Neuzeit entsprech. Komfort. Mit eigenen grossen Gartenanlagen. = Prospekte auf Verlangen. =

BAD HARZBURG
Belvedere - Hotel Südekum
Natürliche Solbäder auf allen Etagen. — Ganzjährig geöffnet.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Saison 1929 · Reise- u. Kuraufenthalt

Empfohlene Hotels und Pensionen — *Fortsetzung von voriger Seite*

Bad Harzburg **Bodes Hotel** (vorm. Asche). Vornehmes, bestempfohl. Haus. Wohnungen mit Bad. Sämtliche Zimmer mit laufenden warmen und kalten Wasser. = Bes.: **Gebr. Bode.** = Fernsprecher 28

Interlaken · Royal St. Georges (Reichshotel) Am Höheweg. Erstkl. Fam.-Hotel m. fl. Wasser i. a. Zimm. od. Priv.-Bad. Pens. v. Fr. 16.- an. Vorzügl. Küche u. Keller. Restaur. Garage.

Interlaken · Schweizerhof Familienhotel I. R. Schönste Lage am Höheweg neb. Kurgarten. Privatbäder od. fl. Wasser i. all. Z. Restaurant. Autogarage mit Boxes. Pens. v. Frs. 16.— an. **Th. Wirth,** Bes.

Lausanne · Modern Hotel Jura-Simplon. Deutsches Haus b. Bahnhof, rechts. Pension von Frs. 12.— an. Grosse Garage. Deutscher Besitzer: **B. Bisinger.**

Leipzig · Hotel Sedan Blücherstrasse 1-3, gegenüb. Hauptbhf. Bestbekanntes Haus mit allen Bequemlichkeiten. / **Restaurant Sedan — die vorzügl. Verpflegungsstätte.** **H. Neumüller.**

Karersee – Carezza al Lago ★ **Karersee-Hotel** Modern gediegen. — 460 Betten. Ideal für Ruhe und Erholung, für Bergsport, Autotouren, Golf und Tennis. Höhenstation I. Ranges (1670 m) an d. **Dolomitenstrasse.** Auskünfte durch **E. Rohr,** Dir., Karersee-Hotel, Prov. Bolzano, Italien.

Montreux ★ **Grd. Hot. EDEN.** Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **E. Eberhard,** Besitzer.

Montreux ★ **Grand Hotel Excelsior.** Bestgelegenes, modernstes Haus direkt am See. 100 Zimmer, 50 Bäder.

Oberhof / Thür. **Wünscher's Park-Hotel.** Das Haus d. vornehmen Familien. Das ganze Jahr geöffnet. Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

Bad Oeynhausen ★ **Bade- und Kurhotel Königshof** Bes. Otto Bartels. — I. Haus am Platze. 50 Thermalbäder im Hause. Sämtliche Zimmer mit fliess. Kalt- und Warmwasser.

Schierke (Oberharz). **HOTEL WALDFRIEDEN.** Besitzer: **Conrad Schinke.** Vornehmes Haus. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis, Autogaragen. Zimmer inkl. Verpflegung von Mk. 8—12. Prospekt frei.

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet. Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.). Leitende Ärzte: **Dr. von Ehrenwall,** Geheimer Sanitätsrat, Besitzer. **Dr. Marx.**

Ballenstedt i. Harz / Sanator. Dr. Rosell. Vollkommenste Einrichtgn. f. spez. Untersuch. u. diätet.-physik. Behandl. von inn. Krankh., Frauenl., Haltungs- u. Bewegungsstör. Fast die Hälfte der Pat. sind **Zuckerkranke.** Prosp. fr. **Dr. Rosell,** Facharzt.

Sanitätsrat **Dr. Wiedeburgs** **Waldsanatorium Schwarzeck** in **Bad Blankenburg,** Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner** für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Braunlage Oberharz ★ **Sanatorium Vogeler** f. innere Leiden, Frauenkrankh. u. nerv. Erkrankungen. Moorbäder. Diätkuren.

Dr. Lahmann's Sanatorium „Weisser Hirsch" / Dresden **Physikal.-diätetische Heilanstalt** **Klinische Sonderabteilung.** Das ganze Jahr geöffnet.

San.-Rat Dr. Bieling's Waldsanat. Tannenhof Friedrichroda in Thür., gewährt sorgfältigste ärztliche Behandlung u. Diätkuren bei **Nerven-, Herz- u. inner., spez. Magen- u. Darmkrankh., Basedow u. Fettleibigkeit.**

Nicht besetztes Rheinland! **Kurfürstenbad „Godesberg"** **Sanatorium für innere und Nervenkranke.** Ärztl. Leitung: San.-R. **Dr. Staehly.** Kaufm. Leitung: Dir. **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / **Dr. Landerer Söhne.** **Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke.** Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Goslar a. Harz · Sanatorium Theresienhof **für innere u. Nervenkranke.** Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna,** Dr. **Paul Unna** jun. u. Dr. **G. W. Unna.**

Kurhaus Höchenschwand (Bad. Schwarzwald). 1015 m. **Höchstgelegene deutsche Kuranstalt** f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetr. Leit. d. ärztl. Abtlg. **Dr. W. Bettinger.**

Hohenlychen (Kr. Templin). **Sanatorium für lungenkranke Frauen.** Leit. Arzt: **S.-R. Dr. Koch.** Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wälder u. Seen. Anfr. an die Verwaltung.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche „Kuranstalt Ilten" b. Hannover f. Nerv.- u. Gemütskranke. Offene, halboff. u. geschl. Häus. **Grosse, eig. Landwirtschaft** mit Beschäftigungsmöglichkeit. Mod. Therapie. 5 Aerzte. Näheres durch Anfr. Fernruf: Hannover 80324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.) **Privatklinik** für Nerven- und Gemütskranke. Psychotherapie. — Entziehungskuren. Prosp. Teleph. Esslingen 6310. Besitzer u. leit. Arzt: **San.-Rat Dr. Krauss.**

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim** **für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren.** Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

Dorf Kreuth bei **Tegernsee** im bay. Hochgebirge, 800 m ü. M. **Sanatorium Dr. May.** Für Erkrankg. d. Luftwege, d. Herz., d. blutbild. Organe, Stoffwechs., **Basedow,** Nervöse. Oft. Tuberkul. u. Geisteskranke werd. n. aufgen. Auf 70 Bett. erweit. u. neuzeitl. eingerichtet.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Photo-Amateure ziehen

Cellofix selbsttonend

KRAFT & STEUDEL G.M.B.H. DRESDEN-A. 21 · FABRIK PHOTOGRAPHISCHER PAPIERE

Sidi Gaslicht

immer wieder vor

SCHLAF-LOSIG-KEIT BROMWASSER VON Dr. A. ERLENMEYER In Apotheken u. Mineralwasserhdl. **NERVO-SI-TÄT**

Rassehunde-Zuchtanstalt u. Handlg.
„HEKTOR", Bad Köstritz 2.
Weltbek. renomm. Firma, handelsger. eingetr. Versand aller edlen Rassehunde. Export nach allen Weltteilen. — Illustrierter Prachtkatalog, Preisliste und Beschreibungen Rmk. 1.—.

Bei Anfragen und Bestellungen beziehe man sich bitte auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE

Original Schiessers Knüpftrikot D. R. P. 302724

Die beste poröse Unterkleidung, weil sie sich nicht verdreht, haltbar und elegant ist.

Nur Originalware trägt diese Schutzmarke:

Echt ägyptisch Mako, zweifädig

In gut sortierten Spezialgeschäften erhältlich ★ All. Fabrikant:
J. SCHIESSER A.-G., RADOLFZELL

Hilfe bei Herzleiden

Zu hoher Blutdruck und damit Ueberlastung des Herzens und der inneren Organe überhaupt sind bei allen Herz- und Gefässleiden vorhanden. Durch Bestrahlungen mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — wird eine ausgiebige, lange anhaltende Durchblutung der Haut und damit eine bedeutend wohltuende Entlastung des Herzens und der grossen Blutgefässe erreicht. Schlaf und Stoffwechsel werden überraschend günstig beeinflusst und das Blut wird entgiftet. Infolgedessen weichen die bei Herzleiden meist vorhandenen nervösen Störungen, der ganze Organismus wird gekräftigt und verjüngt.

Wenige Minuten Bestrahlung mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — haben die gleiche Wirkung wie ein Tag gänzlicher Ausspannung, und planmässig fortgesetzte Bestrahlung erhöht auch bei Gesunden das Wohlbefinden derart, dass sie frischen Lebensmut fassen und ganz von selbst zu der Ueberzeugung gelangen, dass diese Bestrahlungen ihre Lebensdauer erhöhen werden, was übrigens ärztliche Autoritäten bestätigen. Lassen Sie sich bei einem Arzte, der die Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — besitzt, eine Zeitlang bestrahlen. Das ist so billig und der Erfolg ist so überraschend gut, dass Sie mit Freuden das Zehnfache dafür bezahlen würden. Unterhalten Sie sich mit Ihrem Arzte über diese Frage. Hat er selbst noch keine Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau —, so wird er veranlassen, dass die Bestrahlungen in einem Krankenhause oder bei einem Kollegen vorgenommen werden.

Neuerdings wird sie auch in kleinerer Ausführung und transportabel hergestellt, und das gibt dem Arzte Gelegenheit, sie auch im Heime des Kranken anzuwenden.

Ueber 54000 Aerzte aller Länder, Universitätskliniken, Krankenanstalten, Sanatorien usw. behandeln seit Jahren erfolgreich mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau.

Literatur versendet der Sollux-Verlag, Hanau a. M. 499 (Versand nur unter Nachnahme, Porto zu Selbstkosten).

„Ultraviolettbestrahlungen bei Herz- und Gefässkrankheiten" von Geh. San.-Rat Dr. Bach, kart. M. —.50 / „Licht heilt, Licht schützt vor Krankheit" von San.-Rat Dr. Breiger, kart. M. —.50 / „Sei gesund und schön" von Dr. Junkers-Kutnewsky, kart. M. 2.80, geb. M. 3.50 / „Luft, Sonne, Wasser" von Dr. Thedering, kart. M. 2.—, geb. M. 2.60 / „Mensch und Sonne" von Surén, kart. M. 5.—, geb. M. 6.— / „Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach" von Dr. v. Borosini, kart. M. 2.— / „Das Altern" von Dr. Lorand, kart. M. 5.—.

Verlangen Sie von der Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. M. 526 (Lager Berlin NW 6, Luisenplatz 8, Tel. Norden 4998) die kostenlosen Aufklärungsschriften über die Quarzlampe

„Künstliche Höhensonne"
— Original Hanau —

Der Stoffwechsel wird gesteigert — daher günstige Beeinflussung der zahlreichen Stoffwechselkrankheiten.

Das Allgemeinbefinden wird gehoben, der Schlaf vertieft, die natürlichen Abwehrkräfte werden verstärkt.

Daher von hohem Wert zur Unterstützung anderer Behandlungsmethoden. Die Krankheitsdauer wird abgekürzt.

Der Blutdruck wird herabgesetzt - daher segensreiche Wirkung bei allen Herzleiden infolge zu hohen Blutdrucks.

Ein wundervolles natürliches Kräftigungsmittel f. beruflich Angestrengte u. Nachtarbeiter, bei Schwächezuständen,

bei Alterserscheinungen, bei Genesenden nach langer Krankheit und bei geschwächten Wöchnerinnen.

Frostschäden, Operations- und Verletzungswunden, auch alte eiternde Beinleiden heilen überraschend schnell.

Aus Bädern und Sommerfrischen

Die **1000jährige Stiftskirche St. Cyriaci in Gernrode/Harz** gehört zu den ältesten Kirchen im romanischen Baustil Norddeutschlands. —

Gernrode zählt heute 4600 Einwohner. 5 Hotels bzw. Gasthäuser, darunter das staatliche Kurhotel Stubenberg, bieten den Kurgästen Unterkunft und Verpflegung.

*

Wiesbaden. Der Wettkampf um die Schachweltmeisterschaft zwischen dem Weltmeister Dr. Aljechin und dem Herausforderer Grossschachmeister E. Bogoljubow ist gesichert. Der Vertrag ist heute zwischen den genannten Herren und der Stadt bzw. Kurverwaltung Wiesbaden unterzeichnet worden. Der Wettkampf beginnt in Wiesbaden am 5. September 1929 und wird im wesentlichen unter Zugrundelegung der Bedingungen des letzten Wettkampfes um die Weltschachmeisterschaft in Buenos Aires ausgetragen.

*

Der Inhaber und Leiter der den Monatsheftlesern bekannten Ehrenwallschen Kuranstalt zu Ahrweiler, der Geheime Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall, beging Ende Juli d. J. als 72jähriger in körperlicher und geistiger Frische das seltene Fest des 50jährigen Doktor-Jubiläums.

*

Die **Lötschbergbahn** hat eine neue Werbeschrift herausgegeben. Ein kurzer, flüssig geschriebener Führer durch das Berner Oberland, der von einem halben Hundert Bilder begleitet wird, die von den Schönheiten des Schweizerlandes beredtes Zeugnis ablegen. Der Führer kann gegen Einsendung eines Post-Antwort-Coupons von 30 Pfg. (bei jedem Postbureau erhältlich) kostenfrei bezogen werden vom Verkehrsbureau der Lötschbergbahn in Bern.

Meine illustrierte, umfangreiche Briefmarken-Preisliste ist soeben erschienen u. wird jed. ernst. Sammler gratis zugesandt. **Paul Kleim,** Kunsthändler, Abt. Briefmarken, **Bergen/Rügen.**

Briefmarken vers. zur Auswahl ohne Kaufzwang! Preisl. gratis! **Markenhaus Müller, Wittenberg, Bz. Halle**

„Welt-Detektiv" **Auskunftei Preiss, Berlin W. 38, Kleiststrasse 36 I, Hochbahnh. Nollendorfplatz — Kurfürst 4543 —** Tausendf. gute Erfolge — Beste Empfehlg. — zwanzigjähr. Erfahrungen — solide Gebühren f. **Ermittelungen, Beobachtungen** (überall u. in jeder Sache) **Spezial-Auskünfte** (Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw.), In-, Ausland.

31 Abiturienten, 15 Obersekundaner bestanden Ostern 1929 ihre Prüfungen vor staatl. Kommissionen nach Vorbereitung bei Direktor **Fischer, Berlin W. 57,** Zietenstr. 22. Schülerheim.

Studenten-FR! **Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S 1.** Ält. u. grösste Spezialfabr. Dir. Bezug v. Erzeug. z. Verbr. Preisb. post- u. kstnfr.!

Schon für 10 Pfg. allerorts zu haben

Ideales Wohnen

Jeder, der sich eine Wohnung einrichten oder seine jetzige umgestalten will, braucht Höffners berühmtes Musterbuch, 164 Seiten stark, mit 1040 Abbildungen und wertvollen Ratschlägen für praktisches und schönes Wohnen. Bestellen Sie sich noch heute dieses interessante Buch. Preis 2.70 RM zuzügl. 30 Pf. Porto (55. Jahrgang). Höffner-Möbel-Grosshäuser, Berlin 54 K, Veteranenstr.

„Finking" Reinton!
Der einzige Sprech-Apparat, der das **Klavier-Spiel,** sowie jedes andere Instrument u. besonders **Gesang** naturgetreu wiedergibt. Keine stumpfen Töne mehr. Patentiert in allen Kulturstaaten. Verlang. Sie Aufklärungsschrift. **Ernst Finking, d. J., Leipzig C. 1.**

Staedtler's Feichenstifte Mars

Prakt. Neuheit! Ges. gesch.

Wellen-Frisier-Kamm

wellt u. onduliert ohne Behelf lange od. kurze Haare nur durch **einfaches Kämmen.** Garantiert unschädlich. Eine Freude u. unentbehrlich f. jede Dame. Stck. M. 2,60, bei 2 St. franko Nachn. — Zahlreiche Dankschreiben liegen vor.

I. Lumpe, Grimma 94, Sachs.

Selbst **Greise** lernen
Klavierspielen

in 2—3 Monaten. Korrekt nach Noten, jedoch fabelhaft leichte Erlernung. Alles überragende Erfindung eines blinden Musikers. Prospekt Nr. C 89 sofort kostenlos durch Verlag **T. Jsler, Lörrach** (Baden).

Gallensteine
beseitigt in einigen Tagen unser ärztlich empfohlenes
Beugamit.
Prosp. u. Referenzen kostenlos.
BEUMERS & CIE.,
KÖLN 79, Rubensstrasse 80.

Echte Briefmarken, 150, nur Danzig, Memel u. Saargebiet, alle verschieden, M. 3.75 portofr. Jll. Preisliste kostenlos. **Martin Greif** 127, **Leipzig N 22.**

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Kranken-fahrstühle.
Solide Fabrikate
Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 91.

Schallplatten-Rundschau

Der pädagogische Wert der Schallplattenmusik ist erst in jüngster Zeit offiziell von Behörden und Unterrichtsanstalten erkannt und anerkannt worden. Nunmehr sucht man die Verbreitung dieses hervorragenden musikalischen Bildungsmittels zu fördern. Lehrinstitute allerart richten eine Schallplattenbibliothek ein, die einerseits mit Proben wichtiger Stilgattungen schönes Anschauungsmaterial für Musikgeschichte und Formenlehre geben, anderseits auch besondere Lehrziele mehr oder stark berücksichtigen kann. Der täglich wachsende Reichtum der großen Firmen vermag so ziemlich allen Wünschen gerecht zu werden.

Zuerst waren es Gesangstudierende und Stimmpädagogen, welche Platten großer Meister als Beispiele für gute Atemführung, Tonbildung, Phrasierung usw. im Unterricht nutzbringend verwandten. (Ohne die Platte würde z. B. heute Carusos Art zu singen für den Kunstgesang praktisch verloren sein.) Daß jetzt auch die Schulmusiker für die Schallplattenkunst lebhaft interessiert sind, hängt natürlich mit dem Aufschwung und dem künstlerischen Aufstieg der Produktion zusammen. Nicht nur der Sologesang, sondern auch Violine, Bläser, Klavier klingen naturgetreu. Große Orchester- und Chorwerke sind durch das Mikrophonverfahren künstlerisch annehmbar geworden. Musik großer Meister ertönt auf mechanisch sich drehender Scheibe und wird unserer Jugend durch öfteres Hören zum großen Erlebnis: Kunst!

Überlegen wir die Folgen andeutungsweise an den Neuerscheinungen eines einzigen Monats. Welche Volksschüler und Zöglinge höherer Lehranstalten in den vielen kleinen Orten des Reichs haben je Gelegenheit, eine Oper zu hören? Die Platte bringt sie in das abgelegenste Dorf. Sollten die Mittel fehlen für ein vollständiges Werk, vermag die „Kurzoper" der Deutschen Grammophon-Gesellschaft guten Eindruck zu vermitteln. So erschien der „Troubadour" von Verdi, sinngemäß in den besten Stücken zusammengefaßt auf vier Platten. (Ebenda ist Schillers „Wilhelm Tell" als Kurzdrama zu haben.) Die Lindström-Gesellschaft brachte soeben als Aufnahme der Mailänder Scala „La Traviata" auf fünfzehn Columbia-Platten in ganz prächtiger Wiedergabe heraus. Die Kosten? Nun, der Musiklehrer einer Schule könnte sie durch ein Plattenkonzert für Erwachsene leicht wieder einbringen.

Ein paar Proben wertvoller Instrumental- und Solomusik. Marke Electrola bietet Aufnahmen der Berliner Staatskapelle unter Leo Blech (Chabries: España) und Dr. Karl Muck (Vorspiele zu „Tristan" und „Fliegender Holländer") an, ferner Gesangsplatten der Mailänder Stars: Gigli, Lauri-Volpi, Toti dal Monte und berühmte Instrumentalkünstler wie Kreisler, Heifetz, Eva Heinitz, Cortot und Backhaus. Die Grammophon-Gesellschaft veröffentlicht als wertvolle Neuheit „Dichterstimmen der Gegenwart", z. B. Sprechplatten von Rehfisch, Däubler, Binding und Zuckmayer. Die neuen Platten von Richard Tauber und Lotte Lehmann bei Odeon, von Emmy Bettendorf, Meta Seinemeyer und Jaro Dworsky bei Parlophon nicht zu vergessen.

Karl Westermeyer.

(Fortsetzung des Beobachters im rückwärtigen Anzeigenteil.)

Was morgen modern ist
finden Sie wieder in der
MODE-BERATUNG für Herbst und Winter 1929/30

an deren redaktionellem Teil unsere bekanntesten Mode-Schriftstellerinnen, wie
Elsa Herzog, Luise Reidt, Johanna Thal, Frieda Vallentin u. a.
mitarbeiteten.

Das Heft erscheint Anfang September und wird Ihnen von meiner Versand-Abteil. L. 2 kostenlos zugesandt. Bitte fordern Sie es an!

CORDS
Das Haus der guten Qualitäten
NUR Berlin W 8, Leipzigerstr. 33–35

Sommersprossen
auch in den hartnäckigsten Fällen, beseitigt man unter Garantie mit Schönheitshersteller „Pohli". Wirkung unerreicht! M. 4.50, dazugehörige Seife 3 St. M. 2.-. Vers. geg. Nachn. zuzügl. Porto
Georg Pohl, Berlin S 59/407, Gräfestrasse 69/70.

Bei Verstopfung
Blähungen und Fettsucht
verlange man Gratisprobe von Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch Schmelzer's Apotheke, Bad Mergentheim.

ALFONS GRUPP

SPEZIALFABRIK FÜR FEINEN JUWELENSCHMUCK

3 PFORZHEIM 3

AGRU
Ia QUALITÄTS-JUWELEN

PRACHTVOLLE JUWELENSTÜCKE ZU ORIGINAL-FABRIKPREISEN

DIREKT AN PRIVATE

ILLUSTRIERTE PREISLISTE ZUR VERFÜGUNG!

GEGRÜNDET 1887

AGRU
PRÄZISIONS-UHREN

GOLD- U. PLATIN PRÄZISIONS-UHREN

GARANTIE FÜR ERSTKLASSIGE BRILLANTWARE SOWIE FEINSTE SCHWEIZER ANKERWERKE

JEDE PREISLAGE!

Unverbindlich: reiche Auswahlsendungen

erzeugt den dauerhaften Haargarn- und Wollteppich für jedermann,
den fast unverwüstlichen Möbelbezug in Plüsch- und Nadelgewebe

Achten Sie auf die Marke „WEHRA"

Besorgte Brautmütter

kaufen beizeiten die Wäsche-Aussteuer für ihre Töchter und zwar in Bielefeld, wo es Spezialfabriken dafür gibt. Wir erleichtern die Auswahl durch sachgemässe Kostenanschläge von 1000 bis 6500 M., die wir gern kostenlos übersenden. — Schreiben Sie uns bitte heute noch eine Postkarte deswegen.

Wäschefabrik **Heinrich Eggemann**
Bielefeld 4 Schliessfach 321
Seit 78 Jahren Erzeuger von Leinen- und Wäsche-Aussteuern

Ihre Urlaubszeit

verleben Sie am schönsten und billigsten mit Klepperboot und Klepperzelt.

Während Sie mit dem eleganten, sicheren und unverwüstlichen Klepperboot alle Gewässer beherrschen, wohnen Sie im wetterfesten Klepperzelt warm und behaglich wie in einem Zimmer, herrlicher als sonstwo und zudem vollkommen kostenlos.

Verlangen Sie heute noch **Gratiszusendung** unserer hübsch illustrierten Kataloge V.7 Wenn Sie gleich bestellen, erhalten Sie Ihr Klepperboot und Klepperzelt noch rechtzeitig für den Urlaub, der sicher der schönste und genußreichste sein wird, den Sie bisher erlebt haben. Auch jedes Wochenende werden Sie mit mehr Erholung und Freude verbringen.

Bequem ist das zerlegbare Klepperboot und Klepperzelt als Handgepäck mitzunehmen. Lieferung direkt ab Fabrik oder durch die im Katalog verzeichneten Fabrikniederlagen; auch gegen Teilzahlung auf 6 oder 12 Monatsraten.

Klepper-

Faltboot-Werke, Rosenheim-13
Größte und modernste Faltbootwerft der Welt

Qualitäts-Porzellan

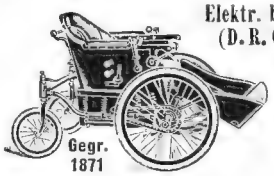
Fabrikat C. M. Hutschenreuther / C. Teichert, Meissen. — Bequeme Teilzahlung.

Weinglas-Garnituren
Gebrauchskristall
Sammel-Römer. Ia Bleikristall

Alpakka u. schwer versilb. Bestecke
Kunstgewerbliche Metallwaren

Illustrierte Liste Nr. 40 franko gegen franko

Kristall-Versand Hugo Rentzsch, Dresden-N. 6



Elektr. betriebene Kranken-Fahrzeuge (D. R. G. M.), Handbetrieb-Fahrräder und Kranken-Fahrstühle
für Strasse und Zimmer
Katalog gratis
Erste Oeynhausener Krankenfahrzeug-Fabrik
H. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 4

Blendend weiße Zähne

„Schon als Kind habe ich Chlorodont-Zahnpaste jedem anderen Zahnputzmittel wegen des angenehmen, erfrischenden Pfefferminzgeschmackes vorgezogen. Bis zum heutigen Tage bin ich dank der regelmäßigen Pflege der Zähne und der Mundhöhle mit Chlorodont-Zahnpaste und Mundwasser auch von der geringsten Zahn- oder Mundkrankheit verschont geblieben. Jedermann beneidet mich um meine blendend weißen Zähne, die ich nur der täglichen, gründlichen Reinigung mit „Chlorodont-Zahnpaste" verdanke." gez. E. B., Bad Charlottenbrunn/Schles. — Ueberzeugen Sie sich zuerst durch Kauf einer Tube zu 60 Pf., große Tube 1 Mk., Chlorodont-Zahnbürsten 1.25 Mk., für Kinder 70 Pf., Chlorodont-Mundwasser 1.25 Mk. Zu haben in allen Chlorodont-Verkaufsstellen.

Neuigkeiten vom Büchertisch

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druck-Erzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Bekenntnisse

Kober, A. H. **Rund um die Manege.** Tagebuch eines Zirkusmannes. Mit 25 Abbildungen. Preis RM. 8.50. (Julius Hoffmann, Stuttgart.) — Ein Buch, über dem sich die Jugend die Gesichter heißlesen wird: alles, was mit dem großen und kleinen Wanderzirkus zusammenhängt, bildet für sie ja letzte Anlehnung an romantische Zeiten. Aber die behagliche Form der Schilderung, der leicht überlegene Humor des Darstellungstones, macht die Aufzeichnungen auch für Erwachsene sehr anziehend.

Kriegsbriefe gefallener Studenten. In Verbindung mit den Deutschen Unterrichtsministerien herausgegeben von Prof. Dr. Philipp Witkop. Preis RM. 5.50. (Georg Müller, München.) — In tiefer Erschütterung lesen wir heute diese Briefe. Wir können die „Heldengesänge" der Heimdichter und der gesund und heil aus dem Krieg heimgekehrten Feldzugsteilnehmer nicht mehr recht vertragen: aber aus diesen Kriegsbriefen steht uns das wahre Gesicht des Frontkämpfers an, und wir versenken uns in die Zuversicht und in die Angst, die Verzweiflung und die Hoffnungsfreudigkeit, die diese jungen Menschen gebeichtet haben, mit klopfendem Herzen.

Mann, Erika und Klaus. **Rundherum.** Ein heiteres Reisebuch mit 35 photographischen Abbildungen. Preis RM. 5.50. (S. Fischer, Berlin.) — Dieses Buch ist so frisch und fröhlich erlebt und geschildert, daß man dem Schicksal der beiden mit Spannung folgt — und sich freut, Klaus Mann nun auch schon als selbständigem Novellisten von feinem Formsinn zu begegnen und von Erika Manns ernsten Erfolgen auf der Schauspielbühne zu hören. Sie sind jetzt nicht mehr bloß die „Dichterkinder", als die sie diese etwas leichtsinnige Weltreise seinerzeit unternahmen; sie haben sich selbst durchgesetzt.

Stenbock-Fermor, Graf Alexander. **Meine Erlebnisse als Bergarbeiter.** Brosch. RM. 2—. (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.) — Der junge gräfliche Bergmann hat über ein ganzes Jahr als „Schlepper" bei der Zeche Gewerkschaft Friedrich Thiessen, Schacht IV, in Hamborn Anstellung gehabt. Was er erlebt hat, erzählt er ohne Beschönigung und ohne Uebertreibung. Die Schlichtheit und Wahrhaftigkeit der Darstellung erhebt das Büchlein hoch über die Unmasse Literatur der Wanderapostel und politischen Hetzredner — und der nur als Gelegenheitsarbeiter kürzere Zeit tätig gewesenen Werkstudenten.

v. Trotha, Wilhelm. **Frankreichs Fremdenlegion.**

(Fortsetzung S. 26.)

Ihre Ziele
fördert eine **ernste** intime **Charakt.-Beurteilg. aus d. Handschr.** 30 Jahre Erfolge. Die erste Ausarbeitg. M. 10.—. **Prospekt** unverbindlich. Der **Psycho**-Graphologe P. P. Liebe, München 12, Pschorr-Ng.

Schulze's echter
Kamelhaar-Lodenmantel
von **45.**— M. an

Wasserdicht, warm an kalten Tagen, durch Porosität an warmen Tagen nicht lästig, sehr strapazierfähig, saubere Verarbeitung, prima Zutaten. Tausende von Anerkennungsschreiben beweisen die Unübertrefflichkeit. Leichte, mittelschwere und schwere Qualitäten. Reichhaltige Farbenauswahl, auch aparte Karos. Viele moderne Formen f. Damen u. Herren.

Muster gegen franko Rücksendung und Katalog Nr. 40 kostenlos

FRITZ SCHULZE, MÜNCHEN D
Maximilianstrasse 40. Gegründet 1880

Ein rassiger **Bubikopf** *bedarf guter Pflege*
Nackenhaare beseitigt schnell sicher, schmerzlos
Rino-Depilatorium
Frei von schädlichen Bestandteilen!
Zu haben in Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Dr. Wilhelm Fritzsche, Weinböhla-Dresden

Rassehunde-Zuchtanstalt u. -Hdlg.
Arthur Seyfarth, Köstritz 20 (Thür.)
Gegründet 1864.
Salon-, Wach-, Schutz-, Polizei- u. Jagdhunde.
Versand nach allen Weltteilen. Jll. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— (Marken).

Bezugsquellen nennt:

MATTH. HOHNER A.-G., TROSSINGEN (WÜRTTEMBERG)

Kurzgefaßter Leitfaden unter Berufung auf diese Zeitschrift kostenfrei

Ausführliche Schule zum Erlernen des Mundharmonikaspiels Preis 50 Pf.

FP

Die neue radio-aktive Auer-Kompresse

enthält alle die radiumhaltigen Stoffe, denen Bäder wie Pistyan, Kreuznach, Brambach usw. ihren Weltruf verdanken und durch die allein alljährl. tausende Gicht- und Rheuma-Kranke die Gesundheit wieder erlangen. Dieser radio-aktive Gehalt der Auer-Kompresse

erlöst auch Sie

–unter Ersparung teurer Kurkosten–von Ihrem Leiden. Die Kompresse ist bequem *(trocken)* anzuwenden, für wissenschaftlich einwandfreie Aktivierung garantiert die Dtsch. Gasglühl. Auer-Gesellschaft, Berlin. Machen Sie Ihrer Qual ein Ende, befreien Sie sich

von Gicht und Rheuma!

Preise einschl. Porto und Verpackung • Versand gegen Voreinsendg. oder Nachnahme

Alleinvertrieb: Toran Gesellschaft m.b.H • Berlin SO 16/a

Zürcher Seide
40 JAHRE
SEIDEN GRIEDER
1889–1929
Gute Seide!

begehrt in aller Welt

auf Wunsch franko und verzollt ins Haus

Muster gerne zu Diensten

GRIEDER & Cie
ZÜRICH (SCHWEIZ)

Von der Firma **Zeiss-Ikon A.-G., Dresden,** wird eine billige Photo-Kamera zum Preise von M. 40.— in den Handel gebracht für das Rollfilmformat 6×9 cm. Die „Ikonta" ist mit einem lichtstarken Objektiv ausgestattet, so dass schnellbewegte Augenblicksbilder erfasst werden können. Ferner sind zu erwähnen ein Dervalverschluss für drei Moment- und zwei Zeiteinstellungen, eine Irisblende und ein Brillantsucher für Hoch- und Queraufnahmen. Neuartig sind federnde Filmspulengreifer, die ein leichtes und schnelles Wechseln der Spulen ermöglichen.

Bei Anfragen und Bestellungen beziehe man sich bitte auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE

Photo-Tausch!

Wir haben seit Jahren eine Tauschabteilung, die alte Apparate gegen moderne Apparate tauscht. Restzahlung in bequemen Monatsraten. Verlangen Sie unsere Tauschbedingungen und den neuen Hauptkatalog von 128 Seiten kostenlos.

Deutschlands größtes Photospezialhaus

PHOTO-PORST
Nürnberg A 161, Lorenzerplatz 15.

Lipsia
der vornehme Schuh
mit Gelenkstütze

Lipsia Schuhfabrik A. Müller GmbH. Weißenfels a. S.

Illustrierte Prospekte kostenfrei

Preis RM. 5.50. (A. Ziemsen Verlag, Wittenberg, Bez. Halle a. S.) — Ein sachliches Buch. Bis zu 80% aller Legionäre sind deutschen Blutes.

Wilke, Karl. **Prisonnier Halm.** Die Geschichte einer Gefangenschaft. Preis RM. 6.—. (Koehler & Amelang, Leipzig.) — Die Sturmflut der Kriegsbücher, die nun über uns daherbraust, mußte auch dieses Buch bringen. Liest man die andern mit Trauer, in gehobener, stolzer Anteilnahme, mit wiedererwachender Angst, mit Soldatenfreude, je nachdem: im „Prisonnier Halm" packt den deutschen Leser doch immer wieder eine grenzenlose Wut. Mit welch' sadistischer Freude haben besonders die Franzosen die Wehrlosigkeit ihrer Kriegsgefangenen benutzt, um sie zu quälen, zu demütigen! Die Unglücklichen, die hinterm Stacheldraht Jahre ihres Lebens verloren haben, werden diese Leidenszeit nie vergessen. In dem Prozeß vor dem Weltgewissen vertritt ihre Sache als ernster Anwalt der Verfasser dieses Buches.

Wehse, Ludwig. **Und setzet ihr nicht das Leben ein ...** Bekenntnisse eines deutschen Werkstudenten. Preis RM. 4.50. (Verlag Joseph Herrmann, Neisse i. Schl.)

Natur

Blumenbuch. Die Blume im Haus, in Vergangenheit und Gegenwart. Von Hanna Kronberger-Frentzen. Mit 64 Tafeln Abbildungen. (Bücher der Form, 7. Band.) Preis RM. 10.—. (Hermann Neckendorf, G. m. b. H., Berlin W 35.

Engelmann, Fritz. **Die Raubvögel Europas.** Naturgeschichte, Kulturgeschichte und Falknerei. Mit 505 Abbildungen. J. Neumann, Neudamm.

Poethig, Kurt und Camillo **Schneider. Hausgartentechnik.** Mit Abbildungen. Preis RM. 11.—. (Verlag der Gartenschönheit, Berlin-Westend.) — Im Gegensatz zu vielen mehr ästhetisch gerichteten Schriften dieses Verlages bietet das neue Werk der weitbekannten Verfasser eine wirklich praktisch brauchbare Anweisung für den Gartengestalter, und zwar nicht nur für den Fachmann, sondern erst recht für den Gartenliebhaber, der die Hausgartentechnik aus diesem gut illustrierten Buche erlernt und dadurch befähigt wird, die Arbeit seiner Gartenhilfe zu kontrollieren.

Südtirol. Herausgegeben u. eingeleitet von Jos. Jul. Schätz. Mit 200 Vollbildern in Kupfertiefdruck. Preis RM. 20.—. (F. Bruckmann, A.-G., München.) — Der Verfasser ist unseren Lesern durch mehrere Beiträge wohlbekannt. Seine klare, phrasenlose und warmherzige Schilderung besonders der Alpenwelt läßt ihn als Meister des Worts erkennen. Die Aufnahmen, die er in diesem Bande aus den Dolomiten, aus der Brenta-, Ortler-, Texelgruppe und den Zillertaler Alpen vereinigt, gemischt mit künstlerisch empfundenen Wiedergaben von Denkmälern, Burgen, Groß- und Klein-Architektur, machen dieses Werk zu einer Kostbarkeit jeder Bücherei. Es ist zum Glück kein „Prachtwerk" — aber ein ganz prächtiges Werk!

Vogel, E. **Taschenbuch der Photographie.** Ein Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene. Bearbeitet von Karl Weiß. 40. Auflage. Mit 259 Abbildungen. Preis RM. 2.80. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin SW 19.)

Walter, Fritz. **Der Mechaniker.** Ein Wegweiser durch alle Mechaniker-Sonderberufe. Mit 1 Bildtafel. (Köhlers Berufsbücher.) Preis RM. 2.— (Wilhelm Köhler, Minden i. W.)

Wunderbuch, Das, unserer Heimat. Die Wunder und Schönheiten Deutschlands. Dargestellt von Karl Fried-

(Fortsetzung S. 28.)

Wenn Ihre Kinder in der Schule zurückbleiben,

dann geben Sie nicht gleich Geld für teure Nachhilfestunden aus, sondern kaufen Sie in der nächsten Buchhandlung die in Frage kommenden Bändchen unserer

Mentor-Repetitorien

Sie erreichen damit nicht nur, daß Ihre Kinder wieder nachkommen, sondern fördern bei ihnen auch die Selbständigkeit und die Freude am Lernen. Die Mentor-Repetitorien befestigen das in der Schule Gelernte und geben den Kindern die größte Sicherheit in der schriftlichen und mündlichen Wiedergabe. —

Mathematik.
1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik u. Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Reihen I/II.
58. 59. Differential- und Integralrechnung I/II.
60. 61. Ergänzungen und Anwendungen z. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
38. Planimetr. Teilungsaufg.
48. 49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.

Geographie.
4. Astron.-mathem., physikal., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Deutsch.
20. 20a. Literaturgeschichte.
20b. 20c. Geschichte der deutschen Literatur unserer Zeit.
26. 27. Deutscher Aufsatz I II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Naturkunde.
33. 53. 54. 54a. Physik I/IV.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Jeder Band 1.50 RM. / Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VS
Bahnstrasse 29/30 Postscheckkonto Berlin Nr. 115

HAFIS-AUSGABEN
FEDOR VON ZOBELTITZ
10 ausgewählte Romane
Jeder Leinenband M. 3.50, Halblederband M. 5.25
EBNER-ESCHENBACH
Sämtliche Werke
In zwölf Bänden
Jeder Leinenband M. 3.50, Halblederband M. 5.25
Prospekte gratis!
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch
H. FIKENTSCHER, VERLAG, LEIPZIG C1

„Paidi"
Ges. gesch D R G M.
DAS FAHRBETT!
HOLZWARENFABRIK „HOFGUT" G. M. B. H.
HAFENLOHR A. M. (SPESSART)
Druckschriften und Auskünfte kostenfrei

Die Firma **Carl Foerster, Züchterei und Versand von Blütenstauden, Bornim bei Potsdam,** teilt uns mit, dass sie den Monatsheftlesern ihren soeben neu erschienenen Kleinen Foerster-Katalog sowie die Zwiebelliste auf Wunsch kostenlos versendet.

UNSERE NEUERSCHEINUNGEN:

Emil Ludwig
Juli 14

101.—120. Tausend · Kartoniert M 3.80

Arnolt Bronnen
O. S.

Roman · 11.—15. Tausend · Geheftet M 4.— · Leinenband M 6.—

Wilhelm Speyer: **Sonderlinge**
Erzählungen · Geheftet M 3.80 · Leinenband M 6.—

Sinclair Lewis: **Der Mann, der den Präsidenten kannte**
Geheftet M 5.— · Leinenband M 8.—

Alfred Polgar: **Hinterland**
Geheftet M 5.— · Leinenband M 8.—

Franz Hessel: **Nachfeier.** Erzählungen
Geheftet M 4.50 · Leinenband M 7.—

Franz Blei: **Ungewöhnliche Menschen und Schicksale**
Mit 14 Kupfertiefdrucken · Geheftet M 8.— · Leinenband M 12.—

M. J. Larsons: **Als Expert im Sowjetdienst**
Geheftet M 5.50 · Leinenband M 8.—

Siegfried von Kardorff: **Bismarck**
Ein Beitrag zur deutschen Parteigeschichte · Geheftet M 4.50 · Leinenband M 7.—

Walther Rode: **Justiz.** Fragmente
Kartoniert M 7.—

In jeder guten Buchhandlung zu haben

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 50

rich Schmid. Mit 189 Bildern. Preis RM. 8.—. (Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart.) — Für jeden Deutschen, jung und alt, bestimmt. Hier geht uns das Herz auf von den Herrlichkeiten des Vaterlandes.

Wunderbuch, Das. Zoologischer Garten für unsere Kleinen. Die erste Einführung in die Tierwelt. Gezeichnet in 180 Bildern von Eugen Oßwald. Erzählt von Hedwig Lohß. Preis RM. 8.—. (Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart.) — Man kann dieses Buch schon den Kleinen vorlesen, aber selbst wenn man erwachsen ist und sehr tierfreundlich, wird man sich in Bilder und Texte mit dem größten Vergnügen, mit Spannung vertiefen.

Erzählendes

Gomez de la Serna, Ramon. **Torero Garacho.** Roman. Uebersetzung. (C. Weller & Co., Leipzig.)

Chesterton, G. K. **Die verdächtigen Schritte.** — Die Sünden des Prinzen Saradin. — Je 6 Detektivgeschichten. Aus dem Englischen. Mit Zeichnungen von Rudolf Wirth. Preis je RM. 3.30. (Josef Kösel & Friedrich Pustet, München.) — Unter dem Titel „Rast und Feiertag" hübsche und gute Bändchen, als Wochenendlektüre gedacht.

Hamsun, Marie. **Die Langerudkinder im Winter.** Erzählung. Uebertragung aus dem Norwegischen. Preis RM. 7.—. (Albert Langen, München.) — Dieses Büchlein ist von einer glücklichen, stolzen und weisen Mutter geschrieben — so anschaulich, bescheiden, dabei herzlich, daß wir sie und ihr Heim, in dem diese prächtigen Kinder aufwachsen, lieben würden, auch wenn wir nicht wüßten, daß sich's um Gattin, Haus und Sprößlinge des großen Dichters Knut Hamsun handelt.

Haensel, Carl. **Der Kampf ums Matterhorn.** Tatsachenroman. (Lebendige Welt. Erzählungen und Bekenntnisse, herausgegeben von Frank Thieß). Preis RM. 6.50. (J. Engelhorns Nachflg., Stuttgart.) — Es werden nur Tatsachen geschildert auf Grund gewissenhafter Studien, doch dabei werden die Vorgänge bei dem Wettkampf um die Erstersteigung des majestätischen Alpengipfels so greifbar lebendig, daß der Leser viel mehr gepackt und gespannt wird, als von einem mit Reflexionen durchsetzten Roman.

ELEGANTES AUSSEHEN
WERK VOLLKOMMEN ZUVERLÄSSIG
Longines
DAHER DIE BELIEBTESTE UHR
ZU BEZIEHEN NUR IN GUTEN FACHGESCHÄFTEN

ÖLGEMÄLDE
aus privater Hand billig zu verkaufen. Photo steht zur Verfügung. **Frau Rothe, Leipzig C1,** Reitzenhainer Str. 3 II.

Klassische Holzskulpturen
Kruzifixe nach Michelangelo u. Riemenschneider, die **3 schönsten Madonnen** d. Mittelalters auf got. Sockel, **Ulmer Chorstuhlfiguren, humorvolle Künstlerfiguren, ital. Renaissance,** Klubtische u. Lampen. Beste Ausführung v. dauernd. Wert. Photos u. Ansichtsendung a. Wunsch. **W. Th. Loock, München-Solln.**

Alterserscheinungen
wie Arterienverkalkung: Hilfe bringt das klinisch erprobte, ärztlich empfohlene
Revirol
Packung für 1 Monat M. 3.50 in Apotheken und Drogerien.
Alleinhersteller:
Apoth. P. Felgenauer & Co.
Erfurt, Postfach 100.

Sandow's
Künstliche Brunnensalze. Kohlensäure-Bäder, Sauerstoff-Bäder.
Zur Nachkur und Ergänzung der Kur · Fragen Sie Ihren Arzt.
Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Kugelkäse
rot, gesunde Ware, ohne Abfall
2 Kugelkäse = 9 Pfd. . 3.95
200 Harzer Käse 3.95
1 Kugelk. u. 100 Harzer 3.95
K. Seibold, Nortorf (Holst.) Hb. 535
ab hier Nachn

Ich putz die Welt für wenig Geld!

staubsaugende
Universal-Reinig.-Maschine
Aufwaschen, Einwachsen, Glänzen und Kehren
alles vereinigt in einem Apparat
Neue Elektro-Bohner G.m.b.H.
Cannstatt-Stuttgart 13

Seine berühmten
„Unkeler"
Weiss- u. Rotweine, sowie Rhein- und Moselweine, Orig.-Trester- und Hefebranntwein, Orig.-Weinbrand empf.
Unkeler Winzer-Verein, Unkel am Rhein
Eig. Brennerei
Man verl. Preisliste

Moderne Hausmusik.

Durch die letzten Erfindungen und Verbesserungen zum Teil amerikanischen und zum Teil europäischen Ursprungs ist die Wiedergabe der Radio-Apparate so verfeinert worden, dass auch musikalisch verwöhnte Ohren sich genussreiche Stunden damit verschaffen können. — Die Verbesserung bezieht sich noch mehr auf den Lautsprecher wie auf den Radio-Apparat. Wer einen Lenzola-Lautsprecher besitzt, wird ein Freund der modernen Musik. In guten Radiogeschäften wird eine Schrift „Besser Radio" abgegeben, die über Konstruktion und Leistung des obigen Lautsprechers textlich u. bildlich Aufschluss gibt.

Das Kühl-Wunder

Ein vollautomatischer, elektrischer Kühlschrank

Anschluss an Lichtleitung
Geringer Stromverbrauch
Geräumig im Innern
Geräuschlos
Giftfreies und nichtexplosives Kältemittel
Bedarf keinerlei Wartung
Reguliert automatisch gleichmässige Temperatur von 5°—7°
Erzeugt Eiswürfel und Eisspeisen

In Konstruktion und Qualität den teuersten Weltmarktfabrikaten ebenbürtig.

Im Preis, dank Ersparnis an Zoll, Fracht und Löhnen, der deutschen Kaufkraft angepasst!

Haushaltungsschrank, 0,22 cbm
1 qm Regalfläche. Kassapreis ab Werk . **RM. 986.-**

Gewerbeschrank, 1,5 cbm Nutzinhalt
Kassapreis ab Werk . . . . . ab **RM. 2500.-**

Bequeme Ratenbedingungen mit Anzahlung ab **RM. 250.-**
Monatsraten ab **RM. 67.50**

*

Verlangen Sie unverbindliche Vorführung bei unseren Vertretern und Drucksachen von

DKW-Kühlanlagen / Scharfenstein i. Sa.

(Zweigwerk der Zschopauer Motorenwerke J. S. Rasmussen A.-G., Zschopau in Sa.)

Ihr Radio kann nur so gut sein wie Ihr Lautsprecher!

LENZOLA 1930, der Lautsprecher von morgen, verbessert Ihren Radioempfang gewaltig. Durch Lenzola hören Sie nicht Radio wie bisher, sondern die natürliche Stimme. Verlangen Sie kostenlos die Schrift „Besser Radio" in guten Fachgeschäften oder direkt von der

LENZOLA
LAUTSPRECHERFABRIK • KREFELD 21

Gebildete aller Stände haben in den letzten Jahren F. A. Brechts „Fern-Ausbildungskursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst" durchgenommen und waren begeistert von der klaren, zwingenden Sprache dieser Lektionen. Tagtäglich beweisen unverlangt eintreffende Dankschreiben aufs neue den Erfolg dieser genialen Methode. Immer wieder sprechen alle Interessenten ihre Freude darüber aus, wie sie jetzt nach dem Studium von Brechts Lehrkursus imstande sind, durch das freigesprochene, beweiskräftige Wort ihre Rechte besser zu verteidigen, ihre Interessen besser zu wahren und gesellschaftlich einen geistvollen Gedankenaustausch pflegen zu können. Eine gewissenhafte Durchführung dieser Lehrmethode wird die noch immer anzutreffende irrige Anschauung, dass das freie Reden nur besonders Begabten möglich sei, auf das gründlichste widerlegen. Der Prospekt der Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 120, Potsdamer Strasse 105a, der diesem Hefte beiliegt, dürfte deshalb das stärkste Interesse unserer Leser erwecken.

Daheim

Stellenvermittlung

für alle besseren weiblichen Berufsarten in Haus, Familie und Schule (auch für männliche Berufe) durch den weltbekannten

Personal-Anzeiger des Daheim

*

Das Publikum hat nur nötig, eine kleine Anzeige an das „Daheim", Leipzig C. 1, Hospitalstraße 27, zu schicken. Die Veröffentlichung erfolgt in der nächsterreichbaren Daheim-Nummer, und die Gebühren werden durch Nachnahme erhoben (Zeilenpreis [7 Silben] M. 1.– für Angebotene Stellen, 75 Pfg. für Gesuchte Stellen). Die Anzeigen können mit voller Adresse oder unter Ziffer erscheinen.

Da Sie Schreiben können können Sie auch ZEICHNEN

Wissen Sie schon, dass es jetzt eine neue Methode gibt, die allen ermöglicht in kürzester Zeit und mit unerhörter Leichtigkeit sehr gute Zeichner zu werden?

Alle Schwierigkeiten, die Sie vielleicht bei früheren Versuchen schnell entmutigten, sind jetzt durch die Eigenart unseres Zeichenunterrichtes vollständig behoben. Nichts ist geheimnisvoll. Die ABC-Methode benutzt ganz einfach Ihre beim Schreibenlernen bereits erworbene graphische Geschicklichkeit und ermöglicht Ihnen dadurch von der ersten Stunde an, sehr ausdrucksvolle Skizzen nach der Natur zu entwerfen.
Selbst wenn Sie niemals einen Zeichenstift gehalten haben, können Sie dem ABC-Kursus folgen, unabhängig von Ihrem Alter, Wohnsitz und der Art Ihrer Beschäftigung.
Bedeutende Lehrkräfte unterweisen Sie durch individuellen Briefunterricht in der von Ihnen gewünschten Art des Zeichnens: Skizze, Landschaft, Porträt, Karrikatur, Illustration von Büchern, Reklamezeichnen, Plakatmalen, Dekoration, Mode usw. Ueber 20 aussichtsreiche Berufe öffnen sich jedem, der zeichnen kann, auch steht Ihnen später unsere Weltorganisation ständig zur Seite, um Ihre Leistungen nutzbringend zu verwerten.
Unsere ABC-Schulen in Paris, London, Brüssel und Turin verdanken ihren Weltruf nicht nur den Erfolgen ihrer ehemaligen Schüler, die im Leben jetzt als berufliche Zeichner und Künstler wirken, sondern auch den übrigen 50000 dankbaren Teilnehmern der Kurse, die in allen Erdteilen verstreut ihrem Dasein, auf Grund ihres Zeichnenkönnens, eine sinnvolle und interessante Wendung geben konnten.
Fordern Sie noch heute das für Sie gedruckte Werk: **„Der neue Weg zum Erlernen des Zeichnens".**
Dieses Prachtwerk, von unseren Schülern reich illustriert und alles nähere über die ABC-Methode und Aufnahmebedingungen enthaltend, wird Ihnen auf Wunsch kostenlos und unverbindlich geliefert.

DAS A.B.C-STUDIO FÜR ZEICHEN-UNTERRICHT
GRUPPE 2, Berlin S.W. 68, Markgrafenstrasse 77.

Zeichnung eines Schülers nach sechsmonatigem Studium.

Könnte es Ihnen nicht besser gehen?

Hören Sie den Rat, der schon vielen Tausend anderen vor Ihnen geholfen hat: Lernen Sie fremde Sprachen nach

Toussaint-Langenscheidt

Es kostet monatlich nur 3 Mark. Sie gewinnen dafür in sechs Monaten so gründliche Sprachkenntnisse, dass Sie jeden Posten, der Sprachkenntnisse erfordert, ausfüllen können und das heisst, wie Sie wissen, mehr als jetzt verdienen. Sie gewinnen ausserdem viele neue Verdienstmöglichkeiten, die Ihnen bisher unbekannt blieben. Wir können es Ihnen durch die Erfahrungen unserer Schüler beweisen. Senden Sie uns bitte den nebenstehenden Abschnitt ausgefüllt ein: Sie erhalten dann diese interessanten Unterlagen zusammen mit einer kostenlosen Probelektion, die Ihnen zeigen wird, wie leichtverständlich u. unterhaltsam unser Sprachunterricht ist. Schreiben Sie aber in Ihrem Interesse noch heute!–

Ich ersuche um Zusendung der in „Velhagen & Klas. Monatsheften" angebotenen Probelektion der

.....

Sprache, kostenl., portofrei u. unverbindlich.

752]

Name: .....

Beruf: .....

Ort u. Str.: .....

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Phot. Grete Batzke, Stuttgart

Interessenten erhalten auf Wunsch kostenlos Prospekt Nr. 652
durch die **Ingo-Werke, Eiserfeld/Sieg,**
Abteilung der Siegener Maschinenbau A.G., Siegen.

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C 1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Sonderbeilagen von: Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Wildpark-Potsdam, H. G. F. Fischer Nachf., Staatslotterie-Einnahme in Leipzig C 1, Richard Halbeck, Verlag in Berlin W 35 und Vereinigte Weingutsbesitzer Wein- und Sekt-Kellereien G. m. b. H. in Koblenz a. Rh.

Auf der Terrasse. Gemälde von Theo Champion

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg./September 1929/1. Heft

Der dumme Hans

Roman von Gustav Frenssen

Die Krone

Es hat uns immer geschienen, als wenn die Märchen eines Volkes durchaus von einer oder zwei einstigen Wirklichkeiten hergenommen, und danach, durch Erzählen und Wiedererzählen, erst ins Phantastische, eben ins Märchen, abgeglitten seien. Da es uns so schien, kamen wir zuweilen auf den Gedanken, von irgendeinem unsrer Märchen ausgehend, in Leben und Welt überall zu sehn, ob uns etwa solch eine Begebenheit, die Geschehnisse eines Vormärchens, über den Weg gelaufen sei oder grade vorübergehe, während wir danach suchten. Und seht, das ist uns nun widerfahren. Und zwar handelt es sich in diesem Fall um eins der bekanntesten unsrer Märchen, das in mehr als einer Fassung über den ganzen Norden und Angelsachsen überliefert ist. Nicht, daß beide Erzählungen, jenes Märchen und diese Wirklichkeit unsrer Tage, in allen Stücken gleich seien; aber die Haltung ist in beiden dieselbe. Die wirkliche Geschichte trägt das Märchenwunder in sich. Welche Geschichten aber sollte man lieber niederschreiben und in Druck geben, in diesen Zeiten, da Unzählige glauben, daß es nichts in der Welt gibt als Geld und Schlechtigkeit, als Geschichten von dieser Art?

Ihr müßt wissen, es ist ein langer, schwerer Krieg gewesen, und nun müssen die Menschen dafür büßen. Die Erde ist schlecht gepflegt und ärmlich geworden; die Schränke und Scheuern sind leer. Handel und Wandel stockt; das Kaufen ist schwer geworden; das Verkaufen noch schwerer. Und so ist denn das sommerliche Kinderfest im Kirchspiel Poggsee in diesen Jahren sehr bescheiden. In den Zeiten vor dem Krieg, Leute, was war es für ein Glanz! Dieser Kinderzug, voran der Amtsdiener, alt, aber steil wie eine gerichtete Lanze, dann wenigstens zehn Musikanten, dann, von kleinen Knaben getragen, in einer großen Laubkrone schaukelnd, das glitzernde schwere Silber der Geschenke, dann auf edlem Pferd der König, meistens ein großer, schulentlassener Junge — denn sie durften noch ein Jahr lang nach der Schulzeit an dem Fest teilnehmen —, um die Stirn die Krone von lauter aufrechtstehenden, silbernen Eichenblättern, zwischen den Blättern die Eicheln von walnußgroßen Bernsteinstücken, am Strand von St. Peter gefunden. Hinter ihm, alle zu Pferde, seine Adjutanten und Reiter. Dann das bunte Pferdchen Minka mit dem niedrigen Wagen, darin die Königin mit ihren beiden Jungfern in seidenen Kleidchen, jawohl, in Seide, auch wenn sie Arbeiterkinder waren und noch vor einer Stunde unter einer Ziege gesessen, sie zu melken. Und dann all die Paare, Hand in Hand, in schönen Kleidern, Locken auf schmalen Schultern, Kränze, Schärpen, rauschende Fahnen. Und an den Seiten den ganzen Zug entlang und vor den Haustüren die Erwachsenen. Und Sonne von oben und Wind von der Seite. Ah!

Aber nun? Seht, gleich an der Spitze, der Amtsdiener . . . der fehlt. Das Kirchspiel hat ihn entlassen, um zu sparen. Die Musik ist nichts weiter als eine kleine Bande von Trommlern und Pfeifern, von den Kindern selbst gestellt. Die Geschenke? Ach, es wäre besser, wenn man nicht von ihnen redete. Nein, wie baumelten sie kläglich und glanz-

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

los in der großen Laubkrone! Und wie dürftig waren im Zug so manche Kleider, wie verlagert die Schärpen, verblichen die Fahnen! Aber das Schlimmste war, daß der, welcher den besten Schuß getan und darum König geworden, nicht der rechte Mann war. Nein, man konnte nicht sagen, daß er der rechte war, diese schöne Krone von Silber und Bernstein zu tragen und in solchem Staat vor dem ganzen Zug zu reiten. Seht, um von oben zu beginnen: der Junge war ja ein Bauernsohn und groß und grade gewachsen, ja, soweit war alles gut; aber er hatte ein langes, verschlafenes, sozusagen abwesendes Gesicht, mit großer Nase und noch größerem Mund, und das dunkelblonde Haar hing ihm, als wenn es einfältig wäre, bis auf den Rockkragen; und sein Anzug von grauer und rauher Wolle, auf dem Hof selbst gesponnen, war von seiner Mutter nicht sehr fein zugeschnitten. Aber das hätte noch alles so hingehen mögen, wenn er auf einem schönen Pferd gesessen hätte; aber nun saß er, auf einer alten grauen Decke, mit gebogenem mageren Rücken, auf einem Schimmel, ach, der so unedel, alt und arbeitsmüde war, daß er offenbar gar kein Gefühl dafür hatte, daß er hinter der Musik ging und einen König trug. Und so war denn auch nur eine Meinung, sowohl im Zug der Kinder selbst, wie bei den Erwachsenen, daß dieser Junge, dieser Bendix Groth, besser getan hätte, wenn er heute geblieben wäre, wohin er gehörte, auf seinem abgelegenen Hof am Moorweg. Ja, gehörte er überhaupt in dieses Fest? Manche wußten gar nicht und mußten sich erst besinnen, daß die drei einsamen Höfe im Moor zu diesem Fest gehörten, so selten sah man diese Leute im Kirchspiel. Wann sah man z. B. diese Groths? So alle vier Wochen einmal, am Sonntag. Ja, dann konnte man sie nach der Kirche gehn sehn, den großen, schweren Mann mit dem steifen, würdigen Gang, in ungeschickt geschnittenem dunkeln Jackettanzug und neben ihm die kleine, schmale Frau mit scheuen, raschen Augen, die aus tiefen Höhlen sahn, im dunklen Wollkleid, ein Tuch um den Kopf, die mageren, verarbeiteten Hände um das Gesangbuch und das Taschentuch gefaltet, und hinter ihnen her, nie neben ihnen, wunderlich genau in den Fußtapfen seines Vaters, dieser große, ungeschlachte Junge, mit langem, nach vorne fallendem Gang. Ach, hart arbeitende, arbeitsgeduckte, schwer verschuldete, allzu ernste, zu wortkarge und zu mühsame Menschen. Moor- und Erdmenschen.

Aber seht, merkwürdig, obgleich es so stand, mußten die Kinder im Zug und auch die Erwachsenen, die neben dem Zug hergingen oder vor den Haustüren standen, immer wieder nach ihm hinsehn, so daß man sagen konnte, daß in diesem Kirchspiel, solange das Fest gefeiert wurde — und das war viele, viele Jahre lang — noch niemals ein König von so vielen nachdenklichen Augen betrachtet worden war. Obgleich wohl alle ohne Ausnahme, jung und alt, Weib und Mann, sich an seiner Erscheinung ärgerten, war doch zugleich irgend etwas an ihm, was sie hinderte, ihm ins Gesicht zu lachen oder gar abfällige Worte zu sagen, ja, was sie zwang, die ganze Erscheinung still sinnend zu betrachten, von der Krone herab und dem langen Haar, bis zu den schweren Pferdehufen mit den großen Haarbüscheln, die von jedem schweren Schritt geschüttelt wurden, daß sie zitterten. Es war keinem von all den Menschen klar, was es war, und es wäre nicht einer imstande gewesen, auch nur einen Satz über die Empfindung zu sagen, die er hatte. Es war, so wie sie ihn da in Schritt reiten sahn, irgendwie ein Schein um ihn, ein wortloses Staunen, ein silbenloses Raunen von Sonn- und Nebeltagen, von hellen, kurzen Sommer- und langen, dunklen Winternächten, von kalten, verregneten und schlechten Ernten und von sonnigen und schönen, von ernstem Lächeln und schweren Sorgen, von Hochzeiten voll scheuer Fröhlichkeit und harten Todesnachrichten aus dem Felde, kurz, von allem, was die tausend Menschen, die ihn sahn, und alle ihre Vorfahren vor ihnen hinter sich in der Erinnerung, und alle ihre Kinder vor sich in der Erwartung hatten. Ja, das alles sahen sie in ihm, während er so dahinritt

Nun erreichte die Spitze des Zuges den Kirchspielskrug. Die Musik ging durch die breitgeöffnete Tür in den Saal. Die Reiter stiegen ab, genau so langsam und würdig, wie sie die Erwachsenen haben tun sehn. Die Pferde werden ihnen abgenommen und sie gehn der Musik nach, deren Schall schon lärmend gegen die Saalwände schlägt; der ganze Zug fängt an zu folgen; die Menge der Erwachsenen umdrängt ihn. Aber nun, seht, was ist das? Da sitzt der König, die Krone um das lange Haar, noch immer auf seinem Schimmel und macht keine Anstalten abzusteigen. Er hockt da auf dem schweren Tier, das mit gesenktem Kopf steht und kuckt andauernd nach der Laubkrone, die an der Wand lehnt. Der Amtsvorsteher von Howe, ein schöngebauter, steiler Mann mit dichtem rotblonden Haar und Schnurrbart und kühnen Augen, als größter Bauer und Amtsvorsteher der Herr des Festes, fragt ihn, ob er nicht absteigen und tanzen will.

„Nein," sagt er langsam und bedächtig, er kann nicht länger bleiben; er muß nach Haus und melken. Mutter ist ein wenig krank. Er ist auch müde. Müde? Ja, er ist um drei aufgestanden. Es sind so früh Torfwagen aus der Marsch gekommen und er hat sie vollfüllen müssen. Und der Wein, den er beim Umzug durchs Dorf bekommen hat, hat ihn dusselig gemacht.

„Du hast wohl noch nie Wein getrunken?"

„Nein, noch nie."

„Ja," sagt der Vorsteher, „dann willst du jetzt nach Hause reiten. Dann mußt du die Krone hergeben."

„Die Krone?" sagte er verwundert, „die bleibt ein Jahr lang im Hause des Königs... das ist immer so gewesen. Wissen Sie das nicht?"

‚Nein,' denken die Leute, ‚daß er das dem reichen und klugen von Howe zu sagen wagt! Aber er ist eben ein Taps, wie allgemein bekannt ist.'

„Na," sagt von Howe lächelnd, „willst du sie denn unterwegs auf dem Kopf behalten?"

Seine tiefversteckten, stillen Augen werden ein wenig weiter und bekommen von einem Feuer, das inwendig aufglüht, einen schönen Schein. „Ja," sagt er mit langsamer Verwunderung, „warum nicht? Da gehört sie ja hin?!"

„Eine Mütze hast du wohl gar nicht mitgebracht?"

„Nein, weil ich keine habe. Weder Mütze noch Hut."

Nein, wie langsam und gleichmäßig der Junge spricht und wie dusselig er aussieht. Nein, nun sieht man deutlich, daß es richtig gewesen ist, daß er von der dritten Bank weg aus der Schule entlassen worden ist und auch im Konfirmandenunterricht nichts hat leisten können. Seht, der Herr von Howe, der Amtsvorsteher, der weltgewandte Mann, Besitzer des größten Bauernhofs, Vorsteher einer Bank, Unternehmer von sieben Geschäften und Vater von vielen klugen und schönen Kindern, ist von den Antworten dieses Idioten auf den Mund geschlagen. Aber nun hat er sein schönes, boshaftes Lächeln wieder: „Dann sag' uns in Gottes Namen, worauf du noch wartest?"

„Auf meinen Gewinn," sagt er und kuckt wieder nach der Laubkrone und winkt ihr zu, als wenn sie gefälligst hochkommen und ihm den Gewinn reichen soll. O, er ist sehr langsam und sehr ordentlich und achtet auf das Seine. Ein Bauernjunge.

Der Vorsteher winkt dem Jungen, der neben der Laubkrone Wache steht. Der nestelt ein Paar neue Holzpantoffeln los und reicht sie ihm. Er nimmt sie und hängt sie sich über den Arm. „Das ist der Königsgewinn?" sagt er.

„Das ist es," sagt der Vorsteher.

Er hebt und betrachtet sie. „Na," sagt er tiefernst und bedächtig, „das ist nicht viel. Aber sie sind gut gearbeitet und sind doch wenigstens 1.50 Mk. wert." Dann nickt er dem Vorsteher zu und wendet den Schimmel und macht sich auf den Heimweg.

Als er aus dem Gedränge heraus war, merkte er, daß neben ihm auf dem Fußsteig, in derselben Richtung, zwei Gestalten gingen, und sah, ohne geradeswegs hinzusehn, daß es die beiden jüngsten Kinder des Amtsvorstehers waren. Der Vorsteher von Howe hatte viele Kinder, so acht oder neun — genau wußte er es nicht, — und alle waren tüchtig, gleich den beiden Eltern. Die ältesten waren Söhne und waren schon Männer. Die kannte er nicht; denn sie waren alle, der Reihe nach, schon in jungen Jahren nach Hamburg und von da in die weite Welt gegangen und kamen selten oder nie heim. Aber die letzten Kinder, eben diese beiden Mädchen, die da neben ihm gingen, kannte er ein wenig. Die Erwachsene, ein schlankes, stattliches Mädchen, Maleen mit Namen, Maleen von Howe, so Anfang der Zwanziger, war Lehrerin in Kiel; die kleine, dreizehnjährig, in langem, rotblondem, krausem Kinderhaar, an ihrem Arm neben ihr, der kleine Nachkömmling, Anke, fuhr in ihrem Ponywagen vom Hof der Eltern jeden Morgen in die Stadtschule nach Ballum. Soviel wußte er, mehr nicht. Denn er wohnte ja draußen im Moor und war nur zum Schulgang ins Kirchdorf gekommen und war das Kind eines Moorbauern; sie aber Kinder von Howes. Oder sagte das etwa wenig? Hatte dieser steile und schöne Herr von Howe mit dem rotblonden Schnurrbart, den er noch altmodisch trug, so dicht und lang die Natur ihn wachsen ließ, nicht den größten Hof im Kirchspiel, dazu noch einen Holzhof — von allem Holz, wie der Landmann es für Haus und Feld braucht —, und lieferte Buhnenholz für das Watt und übernahm Straßenbau, und leitete die Bauernbank, die er selbst gegründet hatte? Und war das alles? Hatte er nicht einen Bruder, der in Argentinien ein großer Mann war, und eine Schwester, die auf der dänischen Insel Seeland mit einem wirklichen lebendigen Baron verheiratet war, und endlich diese sechs oder sieben Söhne in fremden Völkern und Erdteilen, die alle kluge und gar tüchtige Weltleute waren? Nein, wie sollte er diese beiden Mädchen kennen und was gingen sie ihn an und er gar sie; es lag ja eine ganze Welt zwischen ihnen.

Es kam aber noch hinzu, daß er sie scheute. Denn seht, die Howekinder hatten in Lebenshaltung und Sprache alle miteinander so etwas Sicheres, Kluges und Boshaftes in Gedanken und Mundwerk, und hatten da auf dem breiten, etwas unordentlichen, menschenreichen Hof jeder seinen eigenen Sinn und Weg gehabt; und diese letzten, diese beiden Mädchen, waren sicher von derselben Sorte, das konnte man an ihren Gesichtern mit schönem klaren Schnitt und klugen, raschen Augen deutlich ablesen. Nein, er wollte sich hüten, hinzusehn. Hoffentlich kamen sie in ihrer Bosheit nicht auf den Gedanken, ihn anzureden. Am besten war, er setzte den Schimmel in Trab.

Aber das war nicht so leicht. Ja, es wollte überhaupt nicht gelingen. Er redete ihm sogar zu, nannte ihn bei Namen: „Los, Balder!“ sagte er, „los!“ Aber der Schimmel war zu müde. Es war entsetzlich peinlich. Und so blieb nichts andres übrig, als die beiden anzusehn und ein Wort zu sagen.

Nun waren ihm die Gestalten, wie gesagt, nicht ganz unbekannt. Und Maleen, die ältere, die ihm in ihrer festen, schlanken Fülle, in kurzem hellen Kleid, sehr schön erschien, wunderte ihn auch weiter nicht. Aber über die kleine Anke wunderte er sich über die Maßen. Sie war in dem letzten Jahr, da er sie selten oder nie gesehn hatte, lang und dünn geworden und war der Schwester im klaren Schnitt des Gesichts nun ähnlich, aber unter dem schön gewellten rotblonden Haar schauten Augen, die ihm das Schönste und zugleich das Wunderbarste auf der Welt schienen. Es waren aber nicht allein die Augen, sondern die ganze Haltung, und die Art, wie sie ihn anlächelte, die ihn selig verwirrte. Indem sie nämlich auf der andern Seite am Arm der Schwester ging, bog sie sich um deren volle, runde Brust und beobachtete ihn so, ähnlich wie ein Vogel aus dem Nest kuckt, mit großer Ruhe. Er sah auf diese Art zwar nie das ganze Gesicht, sondern zu einer Zeit bald nur Augen, bald nur den breiten, schönen Mund, bald nur das helle, lockige Haar; aber er war in seinem schweren und tiefen, unschuldigen Gemüt von dem Anblick so entzückt, daß er kaum an Atmen dachte. Das Schönste und Wunderbarste aber war, daß, während Maleen ihn allerdings in der bekannten neugierigen, klugspöttischen Weise der Howes ansah, die Kleine nichts als stummes, sinniges, gedankenverlornes Staunen und Verwundern war. Und mit einemmal wußte er, daß die beiden absichtlich neben ihm hergingen, und zwar die Größere aus boshafter Neugierde, die Kleine aus einer besonderen menschlichen, verwunderten Zuneigung.

Er riß die Augen weg und sah wieder steif gradeaus. Ach, daß er so ungeschickt war! Ach, ach, wenn die beiden doch von ihm lassen und abbiegen wollten, oder wenn sie ihn wenigstens anreden wollten! Aber nein. Ob sie ihn wohl noch immer ansahn? Ob sie ihn nicht endlich anredeten?

So waren sie bis zu den letzten Häusern gekommen und kamen nun auf den freien Weg, der sich durch Heidehügel gräbt, die als Wälle dicht an ihn herantreten. Eine kleine Weile hörte man nichts als das schwere Stapfen des Schimmels in dem weichen Sand und den hellen Klang, wenn der Eisenbeschlag der Pantoffel gegen die großen Hornknöpfe stieß, mit denen seine Mutter die Jacke versehen hatte. Aber nun, endlich, sagte die Ältere ein Wort.

„Du bist Bendix Groth?“

„Ja,“ sagte er bedächtig, „der bin ich. Das wißt ihr beide auch ganz genau.“

„Sei nicht gleich so giftig,“ sagte Maleen. „Sag' mir lieber, welchen Platz hattest du zuletzt in der Schule?“

„In der Schule? O, den zwölften, glaube ich.“

„Warum denn? Bist du denn dumm?“

„Dumm?“ sagte er verwundert und dachte schwer nach, „dumm? Das weiß ich nicht. Das glaube ich nicht. Ich war meistens in Gedanken und dusselte so vor mich hin. Ich mochte nicht, was wir da trieben . . . nein.“

„So, du mochtest es nicht!“

„Nein. Wenn ich mal zufällig etwas mochte, dann hatte ich auch wohl Gedanken drüber, sogar viele, bloß sie waren sehr oft verkehrt. Sie waren wirklich verkehrt und Lehrer Jakobsen lächelte und die Gören auch.“

Trafst du denn niemals das Richtige? Ein blindes Huhn, weißt du, findet doch auch mal 'n Korn.“

Er schüttelte den großen Kopf. „Es ist euch Howes ja wohl ganz und gar unmöglich, nicht zu spektakeln. Ob ich auch mal 'n Korn fand? Allerdings. Ich habe dreimal den besten Aufsatz geschrieben. Bei weitem den besten. Weil ich das Thema mochte, weißt du. Aber was meinst du, was Jakobsen denn nun in diesem Fall sagte? Nun, sagte er, das hast du aus irgendeinem Buch abgeschrieben, oder deine Mutter hat dir geholfen.“

„Aha! Na, das stimmt ja denn! Da haben wir's ja, Anke!“

„Was habt ihr? Was ihr wohl habt!“

„Ja, siehst du, wir gehn neben dir her und bekucken dich so recht gründlich und

machen uns unsere Gedanken. Wir haben nämlich viele Gedanken über dich und bekommen immer mehr."

Die kleine Anke, zwischen Kinn und Brust der Schwester durchblickend, stieß die Schwester heftig an, so daß sie unsicher ging, und sagte: „Du sollst ihn nicht ärgern."

„Na ja," sagte er, „das sieht euch ähnlich. Dafür seid ihr ja bekannt."

Sie zuckte die schönen Schultern: „Wenn wir nun so sind? Wenn wir nun mal so viel Teilnahme haben für andere Menschen?"

„Ach, ihr . . . Teilnahme! Aber meinetwegen! Wenn ich Balder nicht in Trab bringen kann, um von euch loszukommen . . . was für Gedanken macht ihr euch über mich?"

„Zuerst die Pantoffeln."

„Die? Na, ich denke, ich habe ein gutes Geschäft gemacht. Ich habe keinen Groschen ausgegeben und die Pantoffeln gewonnen und die passen mir."

„Ja, aber daß sie das Königsgeschenk sind. Ein König auf hölzernen Pantoffeln?"

„O," sagte er bedächtig, „warum nicht? Wenn sie einen Bauern zum König machen, so geht er wohl zeitlebens doch auf Holzpantoffeln. Das finde ich ganz in Ordnung."

„Gut . . . aber nun diese Krone, die du noch immer auf dem Kopf hast, obgleich das Fest nun doch für dich vorüber ist, da du nach Haus reitest. Wir beide machen uns die schwersten Gedanken, was dir wohl dabei durch den großen, langen und etwas langsamen Kopf geht. Du kannst nicht leugnen, daß dein Haar . . ."

Die kleine Anke, die immer gebeugt ging und aus ihrem Schutz heraus ihn mit verliebtem Staunen anfunkelte, riß sie wieder am Arm, daß sie schwankte, und sagte wieder: „Du sollst ihn nicht ärgern."

„Was ich mit der Krone mache?" sagte er langsam, „ja, die verwahrt Mutter in der Eichentruhe in der besten Stube, und Sonntags, da besehen wir sie."

„Ja," sagte sie, „wenn ihr aber nichts weiter damit macht, warum wurdest du denn rot, als ich dich eben fragte?"

„Weil ich an deinen Augen sah, daß du mich belauertest, darum. Es kann gerne sein . . . du magst recht haben, daß wir auch sonst noch etwas mit ihr machen. Aber das geht dich gar nichts an und ich behalte es für mich."

„Soll ich es dir sagen?" sagte sie und ihre schönen Augen funkelten von boshafter Freude, daß sie ihn beschlichen hatte.

„Laß es lieber," sagte er bedächtig; „ich könnte nämlich, wenn du es eben gesagt hast, dem Schimmel einen Ruck geben, daß er dich gegen den Wall quetscht."

„Nein doch! Nun führen wir eine freundliche Unterhaltung und einen kleinen geistigen Kampf mit dir und haben erwartet, daß du dich mit geistigen Waffen wehren würdest, und nun kommst du mit den schweren vier Füßen deines Trampeltiers! Wir dachten so hoch von dir . . . Sag' mal, kennst du die Geschichte vom dummen Hans?"

„Vom dummen Hans? Ja . . . ja . . . natürlich . . . Die kenne ich."

„Da war ein Bauer, der hatte drei Söhne, und der jüngste war dumm und sie nannten ihn Dummhans."

„Ja, ja, das ist der Anfang."

„Ja, und sieh, nachher zeigte es sich, daß der Vater und die beiden älteren Brüder und der Lehrer und alle andern sich geirrt hatten; nicht sie waren die Klugen und er der Dumme, sondern es war umgekehrt."

„Ganz richtig . . . und nun?"

„Ja, wir beiden armen, schwachen Weiber gehen hier recht eng zwischen dem Heidewall und dem Pferdebauch . . . wenn du wieder einen Anfall bekämst . . ."

„Rede nur ruhig los; ich schone dich wegen der kleinen Anke, die besser ist als du und dich jetzt zum drittenmal anstößt."

„Ja, siehst du, als du da so vorm Zug daherrittest, haben wir bemerkt, daß sich alle, das ganze Kirchspiel Poggsee, schwere Gedanken über dich machten. Sie verfielen alle in tiefes Sinnen, was sonst nicht grade ihre Weise ist. Sie dachten offenbar alle . . . dieser Bendix Groth auf seinem Schimmel und die Krone in seinem langen Haar . . . er sieht aus . . . wie . . . wie . . ."

„Wie Dummhans."

„Ja . . . wenn Ew. Majestät ein wenig weiter nach links reiten wollen . . . unsäglich altmodisch, ungeschickt, langsam, dusselig . . . und doch wieder auch .. so .. so .., als wenn da was an ihm wäre, etwas Wertvolles, was alle andern nicht haben . . . so wie wenn . . . etwa in einem Moor . . . ein schwerer, sehr schwarzer und sehr häßlicher Pott gefunden wird, aber er ist bis an den Rand voll von schönem blanken Gold."

Er hatte den Schimmel noch etwas näher an den Wall gelenkt, so daß sie ziemlich eng gingen. „Und jetzt geht der Pott entzwei," sagte er drohend und kam noch näher.

„Nein!" sagte Maleen, „nun sind wir eine Strecke Wegs mit dir gegangen, weil wir dich so sehenswert fanden, ja, weil wir gradezu in dich verliebt sind, und setzen dir auseinander, daß wir . . . wohl ganz allein und als die ersten . . . das Gold in dir durchscheinen sahn, und nun behandelst du uns so!"

„Ihr in mich verliebt?" sagte er, „ihr spektakelt über mich."

„Na ja," sagte sie. „Was mich angeht, so hast du, wie ich merke, Unfreundliches von mir gehört; und ich bin ja auch, wie mein Vater und alle meine Brüder, etwas gefährlich mit dem Mundwerk und auch sonst. Vielleicht kann ich gar überhaupt nicht mehr lieben, da ich schon soviel geliebt habe. Aber an Anke hast du wirklich und wahrhaftig eine Eroberung gemacht. Sie verlangte stürmisch, daß wir das Gewimmel, in dem ich so wohlig herumplätscherte, verließen, und neben dir hergingen, damit sie dich ordentlich besehn könnte, bevor du ihren Augen nach dem Moor entschwändest."

Er sah die Ältere an und sah das Gesicht in schönster Bosheit ordentlich schweflig leuchten. Aber dann sah er zwischen ihrer Brust und ihrer hübschen, hochmütigen Nase das Gesicht Ankes. Und das leuchtete von Abbitte, Bitte und Liebe und zog so an ihm, daß er vor seligem Schwindel fast vom Pferde sank. „Ich glaube wohl," sagte er im Traum, immer noch an ihren Augen hängend, „daß sie besser ist als du; aber redlich . . . ist sie doch wohl auch nicht. Ihr Howes könnt gar nicht redliche Leute sein."

Da löste sich die Kleine plötzlich vom Arm der Schwester, sprang den Wall hinauf, lief vorwärts und kniete da, und schlug, als er in gleicher Höhe dicht neben ihr war, in rührender Verwirrung und Not, in jähem leidenschaftlichen Ausbruch von Liebe, die sich als Zorn zeigte, mit den dünnen Kinderarmen nach ihm und schrie weinend: „Ich bin doch redlich. Ich bin doch redlich. Ich und meine Mutter sind redlich." Und indem sie zugleich versuchte, in wildem Zorn nach ihm zu spucken, brach aus ihren dunklen blaugrauen Augen die brennendste Liebe hervor, die sich, von Not und Mitleid und Wahrhaftigkeit getrieben, aus unschuldigem Herzen ohne Hemmungen anbot.

Er war so verwirrt, daß der Atem ihm stockte. Er starrte sie mit offenem Mund und großen, ängstlich fragenden Augen an, während ihre kleinen Hände wie Engelsflügel dicht vor seinem Gesicht wehten. So schienen sie ihm wenigstens, trotz ihres Zorns. Er konnte kein Wort sagen.

Nun sprang sie schon zurück und zur Schwester auf den Weg und riß sie herum. Und nun war nichts mehr als heißes Weinen und warme Trostworte der Älteren. Mein Gott, Anke . . . was ist mit dir! . . .

Die Heimkehr vom Fest

Als er nun allein weiter ritt — er war blaß geworden —, blieb er noch eine ganze Weile in so großer Erstaunnis und Verwirrung, daß er keinen Gedanken faßte oder gar einen Satz sagte; er stieß nur Silben oder kurze Worte aus, die für den Schimmel gemeint und bedeuten sollten: „Mein Gott, Balder! O, was hat Gott da geschaffen! O, Wunder aller Wunder, o, zum Lachen und Weinen sieben Tage und Nächte! Balder, hast du gesehn, wie sie mit den kleinen Armen nach mir schlug und mich anspuckte, der himmlische Satan, und ein Hagel von blauen Edelsteinen aus ihren Augen gegen mich anschlug? Du tust dir soviel zu gut, daß du vor sechzehn Jahren vorm Hochzeitswagen der Eltern auf den Hof gekommen bist und so ein Jahr länger meine Eltern und unsern Hof und das ganze Moor kennst . . . ich weiß auch ganz genau, mein Lieber, daß du denkst: ‚Was ist er mehr als ich? Solange wir beide denken können, arbeiten wir miteinander in Schiet und Dreck auf dem Moorhof, und dabei gehe ich meistens voran, er hinterher . . . was ist da für ein Unterschied zwischen uns?' Ja, ich weiß, mein Lieber, daß du dich oft genug über mich erhebst und dich für verständiger hältst, als ich bin. Schweig, kein Wort dagegen! Als wir im März am Harkenteich pflügten und ich sagte, daß ich zaubern könnte, glaubtest du es? Und als ich dann wirklich und wahrhaftig die Moorhexe aus dem Teich herausholte, daß sie da mit ihrem gottverlassenen Gesicht am Rand saß und über ihre kleinen braunen Brüste strich und nicht wußte, wie sie aus dem Wasser gekommen, und hin und her schwankte, sahst du überhaupt hin? Und als wir noch einmal herumpflügen wollten und in Streit kamen, ob wir es erreichten, ehe die Sonne neben dem Kirchturm ins Meer ging — du sagtest nein, ich ja — und ich die Sonne bat, und bat so stark, obgleich ich kein Wort sagte, mit meinem Willen . . . das tat ich . . . Sonne, stehe still, sagte ich . . . genug . . . Sahst du hin? Aber jetzt, denke ich, zweifelst du nicht mehr, daß ich mehr bin und kann als viele andere . . . als alle andern! Gesteh es! Tu den Mund auf! So . . . so . . . so tat sie mit ihren kleinen Händen, und war von Sinnen."

Der Schimmel stapfte durch den Sand; jeder Schritt gab einen stumpfen, mühsamen Ton. Der Ton weckte den Reiter. Die Augen, die aus der Tiefe glühten, bekamen plötzlich etwas Erschrockenes, und dann etwas verschlafen Lauerndes. Den großen Kopf zwischen den Schultern sah er sich forschend um und sagte leise mit ganz veränderter, mut-

loser Stimme: „Immer wieder sausen die goldenen Fische durch den Kopf.“ Und indem er sich wieder umsah — nun mit ganz kühlen, nüchternen Augen —, sagte er bedächtig: „Hier ist also der Harkenteich, ungefähr drei Hektar groß, an den Rändern einen, in der Mitte gegen drei Meter tief, mit moorigem Untergrund. Und da, an dem neuen Tor von Tannenstangen, ist unser erstes Feld, und da drüben kann ich schon unsere Torfberge zählen ... sechs ... sieben ... acht, der Teufel hat keinen davon geholt. Morgen früh kommen vier Wagen aus der Marsch, große, mächtige Wagen und holen Torf. Wenn Vater und ich dann nach Haus kommen, fragt meine kleine Mutter nicht: ‚Haben sie bezahlt oder nicht?‘ Aber sie sieht Vater so an, daß ich weiß, daß sie wegen der Bezahlung fragt. Denn wenn es allen Landleuten schlecht geht, so uns besonders, weil wir viele Schulden haben und unser Land nie dränieren ließen und wir nun schon zwei nasse Sommer gehabt haben. Aber“ — mit neuem, leisem Funkeln in den Augen — „hat es Not, Balder? Lassen wir beide den Kopf hängen? Hab' ich nicht immer gesagt, daß ein großes Glück käme? Wenn du meinst, die Krone, die ich auf dem Kopf habe, bedeutet nicht viel ... Bedeutet nicht viel? Wenn ich, grade ich, sie bekommen habe und mit ihr auf dem Kopf den Moorweg entlang reite zwischen unsern Feldern, und am selben Tag die Prinzessin, von der ich immer geredet, da plötzlich auf dem Wall kniet und mit ihrem schönen Gesicht und ihren kleinen Armen in mein Gesicht hineinhext, als wollte sie hineinfliegen, und war ganz aus ihrem Verstand gesprungen? ... Sag' ein Wort, zum Donnerwetter!“

Der Schimmel stapfte weiter und jeder Stapf gab einen dumpfen, mühsamen Ton, davon wurde der Reiter wach und fiel wieder vom Himmel. „Immer wieder die goldenen Fische,“ sagte er mit glanzloser, bedrückter Stimme und sah sich wieder spähend um. Dann blickte er grade vorwärts nach dem elterlichen Hof. „Das ist nun also unser Hof, liebe Leute. Nein, was für ein riesengroßes und ganz verfallenes Strohdach! Und die Heidesoden oben auf dem First entlang sind wahrhaftig so alt, daß langes Gras darauf gewachsen ist; und Büschel von Heide- und Marienblumen, und gar drei Eschenkörner haben sich da angesäet und Wurzel geschlagen, und die kleinen Eschenbäume wehen wahrhaft da oben im Wind. Und quer über den mächtigen, schrägen Seiten, die so groß sind, wie Feldstücke, haben wir lange Tannenstämme gelegt, weil das Stroh dünn wird und der Sturm es hochtreibt und es durchregnet. Nein, was für ein gewaltiges, schweres Dach! Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß die müden, alten Mauern von der Last schief und krumm geworden sind. Wenn es noch lange so steht — ich will sagen, noch dreißig Jahre — dann sind die niedrigen Mauern wohl ganz zusammengesunken und es liegt da wie ein riesiger Heidehügel mitten im Moor, und niemand denkt, daß es noch hohl ist und voll von Menschen und Vieh. Wunderlich, daß es nicht schon lange abgebrannt ist! Die beiden Nachbarhäuser sind doch abgebrannt, als sie alt waren. Sie sagten beide, wir haben nun hundert Jahre lang redlich, Jahr für Jahr, unsern Beitrag an die Brandkasse gegeben, nun sind wir alt und wollen brennen. Das eine brannte vom Gewitter. Es sagte: ‚Blitz, komm,‘ und er kam. Im andern ... da fiel eine Stallaterne um ... die einen sagen, vom Stoß von einem Fohlenfuß ... andere sagen, von einem Menschenfuß ... genug, es sagte auch: ‚Ich bin alt, ich will nun brennen.‘ Da brannte es. Aber unser Haus brennt nicht. Und es wäre so gut! Es ist so unpraktisch für den jetzigen Betrieb und wir müssen Jahr für Jahr für teures Geld daran flicken, und müssen Jahr für Jahr dies entsetzlich hohe Versicherungsgeld bezahlen, und jedes Jahr kommt der Tag näher, an dem wir erkennen, daß alles Flicken nichts mehr hilft, daß wir es niederreißen und von eigenem Geld ein neues bauen müssen ... und wie sollen wir das, in dieser schlechten Zeit, und verschuldet, wie wir sind? Wenn es doch brennte! Wenn es doch brennte! Brennte! Brennte! Willst du nicht? Dann muß mein Vater der alten Stallaterne einen Fußtritt geben oder meine Mutter ein Zündhölzchen ins Heu werfen. Und wenn sie das nicht tun, mein Vater nicht, weil er ein großer, langsamer Elefant ist und auch viel zu gut ... er könnte nicht wieder schlafen, wenn auch nur ein Hühnerküken verbrennt ... und meine Mutter nicht, weil sie ein kleines schneeweißes Schaf ist und so fromm, daß sie nicht einmal um einen kleinen Blitzstrahl beten kann, dann muß ich es tun. Aber noch nicht! Nein, noch nicht! Denn wer weiß, Balder? ... Wer weiß? Vielleicht ist es nicht nötig! Vielleicht ... vielleicht kommt andere Hilfe! Ganz andere! Vielleicht bringe ich den ganzen Kram auf eine gewisse andere Art in Ordnung, das alte Haus, die Felder und die Schulden. Du bist ja nicht so gläubig wie ich; wir haben oft darum gestritten beim Pflügen und Eggen, oft so hart, daß es dicht dabei war, daß Schimmel und Pflug und Mann ins Moorloch rutschten. Aber nun? ... Meinst du, daß irgend

etwas auf der Welt ohne Bedeutung ist? Nichts, mein Lieber, nichts! Nicht der Flug eines Sperlings übers Dach und der Lauf einer Maus um einen Grasbult! Wer krachte dem Holzvogel heute den Schuß auf die Brust? Was habe ich auf dem Kopf ... in meinem langen Haar ... Und wer kniete da auf dem Wall und wollte in mich hineinspringen, wie ins Himmelreich ...? Wenn ich in mein Reich komme ..."

Er wollte die Hand heben, um dem Schimmel sein Reich zu zeigen — so weit er sehen konnte nämlich —, da erschreckte ihn das Wort, das er eben gesagt, weil es biblisch war, und er war plötzlich wieder unten und wurde blaß und sagte leise: „Die Fische ... es ist heute ganz schlimm mit ihnen, immer flitzen sie hin und her. Es ist des Teufels."

Aber er wurde nach seiner Natur rasch wieder munter, spähte, die große Nase voran, nach dem Hof hin und fing an, sich zu wünschen, in welcher Reihenfolge die Hausgenossen ihn sehen möchten. Es waren daheim fünf Menschen und jeder vom andern verschieden; und es war keine kleine Sache, sich die beste Reihenfolge auszudenken. Und er war noch dabei, die fünf wie ebensoviel Karten immer anders zu mischen, da erreichte er schon die Hofstätte.

Und seht, nun war es ihm nicht recht, daß die ältere von den beiden Schwestern, Therese, die hagere, vierzehnjährige mit dem strohgelben Haar und sommersprossigen Gesicht, die erste war, die herauskam. Nein, es war ihm durchaus nicht recht. Er war sehr ehrgeizig und wollte gern bewundert werden, daß er so geehrt und so herrlich geschmückt nach Hause kam, und wußte, daß diese Schwester sich nicht mit ihm freuen und ihn nicht bewundern würde. Und seht, so war es. Sie strich nach ihrer Gewohnheit über das strohgelbe Haar, ob es auch glatt und straff genug um den hageren Kopf lag, und sagte mit ihrer spröden, magern Stimme: „Hast du die Krone auf dem ganzen Weg auf dem Kopf gehabt? Das gehört sich nicht ... Wo hast du deinen Gewinn? Die Pantoffeln? Na, einerlei, es ist besser als nichts ... Schade, daß sie mir nicht passen; ich könnte sie wohl brauchen. Aber dir passen sie gut ... Komm nun nicht auf den Gedanken, daß du sie an Tobias verschenkst, den Taugenichts." Damit ging sie wieder an ihre Arbeit in die Küche.

Als die Schwester Therese nun gegangen war, war es ihm doch recht, daß sie die erste gewesen. So hatte er nun den Druck hinter sich, den er immer fühlte, wenn sie ihn mit ihren kühlen, prüfenden, grauen Augen ansah, oder wenn sie gar den schmalen Mund öffnete. ‚Gott sei Dank,' dachte er, ‚daß ich das hinter mir habe.'

Und nun kam der Vater. Der Vater .. der war freilich auch noch nicht der rechte, um ihn zu empfangen, wie er es sich wünschte Aber er war doch nicht geradezu unfreundlich wie die ältere Schwester. Er kam groß und schwer, mit einer mächtigen Tracht von Schilf und Ret auf dem Kopf, vom Felde; er konnte vor den herabhängenden Halmen kaum seinen Weg sehn. Aber als er nun die Tracht etwas hob, so daß er die Augen freier bekam, lächelte er doch über das breite, gutmütige Gesicht. „Sieh," sagte er langsam und mit einer Art von einfältiger Würde, wie er immer redete, „ich bin in meiner Kindheit siebenmal zum Kinderfest gewesen; aber so weit habe ich es nicht gebracht. Ja, das ist die alte Krone! Und ein Paar Pantoffeln? Na, besser als nichts; die sind warm und trocken im nächsten Winter im Stall." Aber mit diesen bedächtigen, einfältigen Worten hatte er sich nun genug mit seinem Sohn beschäftigt; jetzt kam der Schimmel. Er ließ das Bündel vor Balder niederfallen und kraulte seinen Hals. „Alter Moorkerl," sagte er und klopfte ihn, „du hast viel mit uns erlebt; aber so Wunderliches noch nie." Und er fragte, was er zur Musik gesagt hätte, und lächelte hochmütig, als er hörte, daß er sich daraus nicht das geringste gemacht hätte. „Ja, ja," sagte er, „das ist ein Kerl, der alte Balder," und nahm den Rest des Bündels wieder auf und unter den Arm, faßte mit der Hand in die Trense und führte den Schimmel nach der Weide.

Nein, der Vater war auch noch nicht der richtige, ihn zu empfangen. Nein. Seine Gedanken flogen sicher nicht höher als das Dach seines Hauses. Hatte er nicht mehr Teilnahme am Pferd gezeigt als am Menschen? Die Krone noch immer im Haar, sah er sich um, ob nicht bessere Leute kämen. Und seht, da kam die kleinere von seinen beiden Schwestern, die kleine fünfjährige Lili, blondgelockt, zierlich und weich, das Gegenstück zu der gelben, nüchternen Schwester. Sie war ja auch noch nicht die rechte; aber doch besser als die beiden ersten. Sie kam aus dem Garten gelaufen, wo sie zu ihrer Überraschung unterm Beerenbusch ein Nest mit Hühnereiern gefunden, hatte sich den ganzen kleinen Arm damit bedeckt und brannte vor Begierde, es dem ersten, den sie traf, zu melden, hatte den Mund schon geöffnet, ‚Eier' zu rufen, da sah sie ihn. Nein, wie sie schrie, das kleine Ding. Sie kniete im Gehen und ließ die Eier vom Arm auf die Erde rollen, lief und streckte die Hände nach der Krone, und bekam sie, und wollte sie sich aufs Haar

Das Karussell. Gemälde von Leo Freiherrn von König

setzen, und wurde nicht weiter dadurch gestört, daß sie über den kleinen Kopf weg auf die schmale Schulter herabsank, und drehte sie nun und betastete sie mit den kleinen Händen und bog auf jede zierliche Art den schmalen Hals, und suchte sie zu sehn, und unterließ dabei nicht, nach ihrer Gewohnheit, sich die Locken aus den Augen zu streicheln.

O, ja, das war ja schon ganz hübsch. Aber die richtige Person für diesen Augenblick war auch diese noch nicht. Nein, es gab für diesen Augenblick und auf dieser Hofstelle noch bessere Leute. „Wo ist Tobias?“ sagte er. Tobias war der Dienstjunge, der schon drei Jahre hier auf dem Hof war.

Und sieh, da kam er. Ein stämmiger, kleiner Kerl, nichts weiter an als Hemd und Hose. Er kam vom letzten Feld im Moor, wo er den ganzen Tag — er hatte als Mittagessen Brot und Buttermilch mitbekommen — Torfsoden aufgesetzt hatte, und war von oben bis unten mit Torfmull bedeckt. Ja, das war der richtige, und das war die rechte Art! So wird einer empfangen, der als einfacher Junge — und noch dazu von den meisten Leuten für dumm gehalten — von einem alten Moorhof aufbricht, in hausgesponnenem Anzug und ohne Mütze und auf einem alten Schimmel ausreitet, und am selben Abend schon als König wiederkommt! Seine kurze, stämmige Gestalt reckte sich ordentlich vor Staunen. Seine immer weit offenen, staunenden Augen standen wie Kugeln, und sein rotes Haar stand vor der untergehenden Sonne in hellen Flammen um sein rundes, sonnenrotes Gesicht. Er war so gelaufen, daß er nach Atem rang. „Ich sah dich schon, als du beim Harkenteich warst, und dachte: ‚Was hat er da auf dem Kopf? Hat Balder ein Eisen verloren, denke ich, und hat der verrückte Mensch sich das auf den Kopf gesetzt?‘ Aber da erkannte ich es plötzlich und machte, daß ich herkam. Nein! Pantoffeln? . . . Ach so . . . nun ja . . .“ Nein, Gott weiß, die Pantoffeln hatten nicht seine Teilnahme. Was schierten ihn Pantoffeln, wenn da eine Krone war. „Laß mich auch mal anfassen, kleine Lili.“ Die Kleine, ihres Spiels müde, hob sie sich über den Kopf und sagte: „Setz' du sie mal auf!“ . . . Was? Er sie aufsetzen? Er wich ordentlich zurück; solche Angst hatte er davor. „Ich . . . ich bin doch kein König?“ Er nimmt sie mit spitzen Händen, die von Torfstaub dunkelbraun sind, und hat sie ungeschickt und staunend in den Händen und gibt sie an Bendix. „Setz' sie noch mal auf,“ und beugt sich zurück, und betrachtet Bendix und hat dabei ordentlich trunkene Augen. „Ich habe immer gedacht,“ sagte er begeistert, „daß es mal 'n wunderlichen Gang mit dir geht! Und nun, siehst du wohl, nun geht es los.“

Na ja, seht ihr, da ist es. Endlich! Ja, dieser Tobias . . . der ist ein Mensch von Gaben. Er ist jederzeit bereit, ein Verdienst anzuerkennen, ja ist bereit, wo es auftritt, ein Wunder zu sehn und zu bestaunen. Ah, man fühlte sich wohl unter diesen Augen! Selbst ein König, der wahrhaftig viel vom Menschenauge verlangt, fühlt sich wohl unter diesen Augen! Aber der richtige . . . nein, der richtige ist er dennoch nicht. Nein. Seht, es fehlt irgend etwas, ein Gefühl für die ganze Größe und Tiefe dieses Wunders Dieser Tobias sieht den Schein um den Kopf und sieht wohl auch sonst allerlei mögliche äußerliche Wunder; aber das Innere, das aufgewühlte, stürmende, völlig verirrte Herz, die von unten stürmisch wogenden Hoffnungen, die gen Himmel spritzen, die sieht er nicht. Nein, der richtige ist auch er noch nicht.

Aber nun seht, da kommt die Mutter unter der Milchtracht von der Kuhweide. Von zierlicher, schmaler Gestalt und das Haar von frühem Leid um das schwere Sterben dreier kleiner Kinder früh eisengrau, blaß und etwas gebückt, geht sie langsam und vorsichtig, die Augen auf den Weg; denn die Eimer sind sehr voll und schwer. Aber nun schreien die Kleine und Tobias gleicherweise und sie sieht auf. Sie läßt sich ein wenig in die Knie sinken, daß die Eimer auf der Erde stehen, läßt die Kette fahren und sagt, indem sie den Sohn mit seinen eigenen, von Wundern vollen Augen ansieht, mit bebender Stimme: „Bendix!“ Ja, hört diesen Ton! Mit diesem Ton steht er, Bendix Groth vom Moorhof, gewissermaßen . . . gewissermaßen? . . . als Einzelfigur in der Mitte des Weltalls, und alle Menschen, Geister, Heilige und ihre drei toten Kinder und Gott Vater selber sehn aus dem ganzen Weltenrund auf ihn nieder. Aber es ist nicht so, daß all diese Kräfte und Geister etwa mit freundlichen oder gar lachenden Augen auf ihren Sohn sehn, o nein, davon ist die kleine Mutter weit entfernt. Nein, in ihrer Freude ist viel Bangen und Sorge. Tobias hat die Eimer erfaßt und bringt sie nach der Küche; und die Kleine und das Kätzchen, beide begehrlich nach der kuhwarmen Milch, gehn mit. — „Was mag es bedeuten?“ sagt die kleine Mutter leise, und streichelt die Pantoffeln. „Die Pantoffeln . . . ja, das ist gut, die bedeuten niederen Stand und Arbeit. Alles wie Gott will. Aber daß du König geworden bist! Gerade du! Wenn es einer von den großen Bauernjungen gewor-

den wäre, würde es wohl bedeuten, daß er die Nase noch höher tragen würde und dann in den Sand fällt. Aber was bedeutet es für dich? Du bist doch nicht hochmütig. Nein, worauf könntest du hochmütig sein. Unser Haus ist alt und verfallen, und unser Land ist moorig und wasserstarrig, und wir sind überschuldet; und der Lehrer hat immer von dir gesagt, daß du ein rechter dummer Hans bist; und bei der Kinderlehre im Kirchensteig hast du keine Antwort gewußt. Nein, weswegen solltest du hochmütig sein?" Sie sah ihm mit ihren tiefen, funkelnden Augen durch und durch. „Wenn man deine Augen sieht," sagte sie leise und sinnend, „und hört, was du zuweilen mit den Kindern redest, kann ich nicht glauben, daß du dumm bist. Oder bist du doch hochmütig? Treibst du wunderliche Gedanken und der Narr, der Tobias, hilft dir dabei? Ich bitte dich, bleib' demütig! Bleib' demütig! Was Gott dir auch beschert, es sei Geringes oder Großes!"

‚Ach,' denkt er, ‚die kleine fromme Mutter, ja, das sieht ihr ähnlich! Sie sieht ja wohl alles, Sterne und Erde, Land und Meer, Holzpantoffeln und Krone in anderm Licht als sonst die Menschen; sie sieht ja wohl alles, auch das Kleinste, auf den Grund des weiten Himmels gemalt.' Es wird ihm unheimlich unter den eigenen Wunderaugen, die ihn aus dem Gesicht der Mutter anglitzern; er wendet den Kopf und sieht steif zur Seite. Ach, auch die Mutter ist nicht die rechte. Keiner ist der rechte.

Er drückt sich in stummem Trotz die Krone ins lange Haar und geht mit seinem schweren, fallenden Knabengang, als wenn er in weicher Moorerde geht, nach dem Stall, um auch selbst nach Balder zu sehn.

Der Verlust der Krone

Am folgenden Vormittag, so um zehn Uhr, fing es an zu regnen, und von dieser Stunde an war es fast ohne Unterlaß acht Wochen lang regnerisches oder doch trübes Wetter und die Ernte zog sich unter schwerer Mühe lange hin. Auf den höheren Ländereien war es ja nicht so schlimm, aber im Moor schrecklich. Und so war keine Zeit, viel an die Krone in der Lade zu denken; es war nicht einmal Zeit, die Pantoffel zu tragen, sondern es hieß vom Morgen bis zur nassen Dämmerung in den hohen Stiefeln zu stehn und mit schwerem Schritt über aufgeweichtes Land zu gehn.

Aber doch stand es nicht so, daß die Krone ganz vergessen war. O, nein, es stand so, daß, wenn auch mit geschlossenen Lippen, viele Gedanken um sie kreisten. Das wurde recht deutlich an den Sonntagnachmittagen, wo das ganze Haus doch drei bis vier Stunden von jeder Arbeit ruhte. Dann kam die kleine Lili zu ihm und bat mit leiser Stimme, die so feierlich wie eine feine Glocke klang, . . . weil sie schon an die Krone dachte, die sie sehen würde —, daß er sie zeige. Dann ging er mit ihr in die Sonntagsstube; zog den Schlüssel mit den arbeitssteifen Händen aus der Tasche, schloß die Lade auf, öffnete die altmodische, mit bunten Vögeln bemalte runde Holzspanschachtel, schlug das grünseidene Halstuch der Mutter auseinander und nahm mit spitzen Fingern die Krone heraus. Und dann standen sie alle drei . . . Tobias war hinterhergekommen . . . und bestaunten das schöne, blanke Ding, das keinen Zweck und Nutzen hatte und selig und geheimnisvoll war in sich selbst, und Lili strich mit ihren kleinen Händen immer wieder darüber, bis sie damit aufhörte und nur still betrachtete wie die beiden andern.

Die Krone wurde wieder, während alle drei atemlos auf sie starrten, solange noch etwas von ihr zu sehen war, in das Seidentuch getan und in die Spanschachtel verschlossen . . . der Deckel der Lade senkte sich wieder, der große Schlüssel knackte in dem alten Schloß und alle verließen auf den Zehenspitzen die Stube; und atmeten erst wieder, wenn die Tür hinter ihnen zugemacht war und die trockne, gelbe Therese von ihrer Arbeit aufkuckte und mißbilligend ein spöttisches Wort sagte.

Aber noch klarer trat die sonst so heimliche Bedeutung der Krone hervor, als dreimal in diesem Sommer, und jedesmal um Mitternacht, mit der aufkommenden Flut schwere Gewitter übers Moor gingen. Es ist ja allgemein Brauch auf dem Lande, daß die ganze Familie sich dann bereithält. Im Moor waren die Gewitter noch dazu besonders gefürchtet; der Nachbarhof war vom Blitz entzündet und mehr als ein Stück Vieh auf dem Feld erschlagen. So erhoben sie sich denn, todmüde von schwerer Arbeit, aus ihren Betten und versammelten sich völlig angekleidet, gestiefelt und die Köpfe bedeckt, auf der großen Vordiele, wo zwischen den beiden alten, schweren Schränken Platz genug für sie alle war. Jeder hatte seinen Sonntagsanzug auf dem Arm und nebenbei noch irgendein besonderes Stück in den Händen. In der Mitte saß die Mutter und hatte, als ihr bestes Gut . . . besonders nach dem Tod

ihrer drei Kleinen . . . die kleine Lili auf dem Schoß, die halbverschlafen an ihrer Brust lag und sich keine Gedanken machte. Auf der einen Seite der Mutter stand der große Vater, der hatte in einem alten Briefumschlag die wichtigsten Papiere, vor allem den Abschlußschein und die letzte Quittung der Feuerversicherung, unterm Arm. Er trat dann und wann ans Fenster und versuchte beim Schein des Blitzes die Tiere zu erkennen und zu zählen, die nah und fern auf den Feldern gingen. Auf der andern Seite standen Tobias und Therese und hielten, indem Therese leise mit ihm zankte, Katze und Hund in den Armen. Bendix stand mit dem Beile an der geöffneten Stalltür, um ins Hinterhaus zu springen und die Tiere zu lösen, die im Sommer im Stall waren, daß sie sich retten konnten. So hatte jeder seinen Posten und war bereit, und hoffte und wartete mit Grausen. Denn sie hofften alle, auch Tobias, der ganz zu ihnen gehörte, daß der Blitz einschlüge und alles in Feuer setzte. Denn so vertraut und lieb ihnen die Räume und das ganze große, alte Haus war, so war es doch aus vielen Gründen sehr nötig, daß es jetzt endlich abbrennte. So saßen und standen sie und warteten. Der Vater, dann und wann vom Fenster zurückkommend, sagte wohl leise: „Ich konnte das Fohlen deutlich sehn. Merkwürdig, daß es nicht vor Angst rast; es steht neben der Mutter und ist verständiger als ein Menschenkind.“ Oder: „Sieh, da war Balder; er leuchtete ganz weiß in dem Schein. Er stand und fraß, der alte Kerl, so als wenn nichts los wäre.“ Tobias, in einem Arm seinen Anzug, im andern die Katze, sah mit seinen großen, immer verwunderten Augen zur Seite auf Therese und sagte leise: „Wie ist es möglich, daß dein gelbes Haar auch jetzt so glatt ist. Ist es denn niemals wirr, nicht bei Tag und nicht bei Nacht?“ Sie sah ihn nicht an, da sie ihn wegen seines verwunderten und wortreichen Wesens nicht schätzte; sie war auch ganz bei dieser Stunde, sah gradeaus nach dem Fenster und der Haustür, und verbot ihm mit unwilliger Bewegung den Mund. Die Mutter sagte mit leiser Stimme ein Kirchenlied, und wenn sie damit zu Ende war, wagte sie einen zaghaften, zitternden Seufzer, daß, „wenn unser Herrgott es wolle,“ der nächste Blitz einschlüge und sie von der Last des alten Hauses befreie . . . Aber nun die Krone! Wo ist die Krone? Die Krone? Nun, was würde auf jeden Fall als erstes hinausgebracht werden? Das Kind auf dem Schoß der Mutter. Also hatte die kleine Lili die blumenbemalte Spanschachtel auf dem Schoß. Und wenn ein besonders naher und starker Schlag niederging und dann der Donner sofort mit schrecklichem Krachen nachstieß, so daß der ganze Bau zitterte, riefen wenigstens zwei Stimmen: „Die Krone! Die Krone!“ Aber dann kam von Bendix, der durch die offne Tür ins schwarze Hinterhaus starrte, der enttäuschte Bescheid: es ist nichts. Dann beruhigten sie sich wieder und warteten auf den nächsten Schlag, und hofften und fürchteten sich.

O, sie dachten alle an die Krone. Besonders natürlich er, dem sie gehörte. O, es ist ja manche Arbeit, bei der alle Gedanken beim Werk sein müssen; aber manche ist auch so, daß sie wandern können, wie sie wollen. Und was haben sie dann für wunderbare Gelüste, denen man nicht widerstehen kann! Beim Pflügen z. B. Seht, geht man da nicht — Gott behüt' uns — mit der Krone auf dem Kopf in die Kirche?! In die Kirche! Alle wenden die Köpfe zu einem, während man den ganzen Steig entlang zu seinem Platz geht, bloß der alte Pastor Barfood wundert sich weiter nicht; er fährt in seiner gewohnten, kräftigen Predigt ruhig fort . . . Hü, Balder, noch nicht müde werden; noch viermal rum; dann ist es geschafft . . . Die kleine Mutter hatte gestern abend wieder wunderliche Leute in der Küche. Die Mutter ist ja keine Hiesige und keine Bauerntochter; sie stammt aus einem großen Wirtshaus in einer Stadt von Mittelholstein. In diesem Haus sind zwei breite Gaststuben für feine Leute gewesen; aber hinter der Küche ein niedriger Raum für allerlei Wandervolk. Und von dieser Jugendzeit hat die Mutter eine Neigung zu dieser Art von Leuten und zuweilen seltsamen Besuch in der Küche. Sie bekommen eine dünne Tasse Kaffee und ein großes Stück Schwarzbrot mit Schmalz oder Speck, und sitzen am Feuer und erzählen. Der eine ist fromm, der andre abergläubisch, der dritte furchtsam und fast einfältig, der vierte grausig . . . der siebente aber ist ein Wundermann. Was erzählt der mit den gelben Augen, der Wundermann, in diesem Augenblick, während er hier auf dem Feld hinter dem Pflug hergeht? Was erzählt er? Hör' genau zu! Was? Es ist ein Fürst gewesen, ein richtiger Fürst, ja, mit wirklicher Krone . . . der hat so vor fünfzehn, sechzehn Jahren seinen eben geborenen Sohn weggegeben . . . ja . . . es soll gewiß wahr sein. Aber kein Mensch weiß, warum und wohin . . . man munkelt so dies und das . . . nur soviel ist sicher, daß er auf einen einsamen Bauernhof in eine ganz verlassene Gegend gekommen ist. Wo mag das Kind jetzt sein? . . .

Ich glaube, Balder, wir müssen aufhalten: es ist hier zu naß. Ja, wir wollen doch lieber aufhalten und Vater fragen, ob wir morgen weiter pflügen sollen; es wird auch dämmerig. Steht; ich stränge Euch los. So, nun nach Hause. Es ist schwer zu gehn . . . mit nur zwei Füßen; ich will mich auf dich setzen, Balder, dann hab' ich vier . . . So . . . nun marsch nach Hause! Sieh, nun haben wir bald den Weg erreicht, dann geht es etwas leichter . . . Sieh . . . sieh . . . was kommt da von Rendsburg her für ein merkwürdiges Gespann den Weg entlang durch all den Regen und Dreck? Die Weiber und Kinder vom Nachbarhof kommen aus den Küchentüren und staunen. Eine große Kutsche, verschlossen, mit silbernen Beschlägen, mit vier mächtigen Pferden bespannt. Sieh . . . sieh . . . sollte es möglich sein . . . daß er vor unserm Hof hält . . . grade vor unserm Hof . . . vor unserm Hof . . . und ein alter vornehmer Mann steigt aus dem Wagen? Soll ich antraben und die Krone aus der Lade nehmen? Vorsichtig, alter Balder, die Dammstelle ist fast ganz unter Wasser. Wenn du einen Schritt zur Seite machst, rutschen wir alle drei in den Graben. Wir wollen noch in diesem Herbst zwei Fuder Heideplaggen holen und hineindämmen. So . . . so . . . nun sind wir auf dem Weg und der ist breit . . . dann sage ich zu ihm, daß da ein gewisses Mädchen ist, die ich verehre . . . ja. Ein Mädchen, sagt er? Ja, ein Mädchen, Anke von Howe mit Namen und 13 Jahr alt. Ihr Vater hat den größten Hof im ganzen Kirchspiel und ist Amtsvorsteher und es sind sehr vornehme Leute und sie ist soviel wie jede Prinzessin. Dann sagt er: Gut, steig' ein. Und dann fahren wir hin und fahren durch das große Hoftor auf den Hof und halten vor der Tür. Und dann kommt sie. Sie ist grade aus der Stadt gekommen, wo sie zur Schule geht, sie schlenkert ihre Bücher im Riemen und ist ganz schmal und lang und hat ganz dunkelgraue Augen und ist wunderschön. Und der Fürst sagt: ‚Das ist allerdings eine Prinzessin. Nein, das ist keine Frage' . . . Siehst du, alter Balder . . . so wird es gemacht. Und dann lass' ich das große, alte Strohdach hier am Moorweg niederreißen und lasse diesen Leuten hier ein neues Haus bauen und du bekommst das Gnadenbrot . . . So, da sind wir . . . Es ging nicht mit dem Pflügen, Vater, da am Ende des Stückes ist alles blank von Wasser und die Dammstelle ist kaum zu finden. Es ist ein schlechter Sommer. Ob dies nun schon der Herbstregen ist?

Nun kamen die dunkelgrauen Novemberstürme und dann kahler Frost und dann der Dezember mit Schnee, bald hart, bald naß. In all diesen Wochen kamen sie noch dann und wann von der Hofstelle. Einige Tage holten sie mit allen vier Pferden Sand von der Kuhle am Waldrand. Danach schlugen sie einige Tannen und Birken für Stackwerk und das Strohdach zu schützen, darin der Sturm neue, schadhafte Stellen gerissen hatte; und einige Male ritt er auf dem Schimmel ins Dorf zum Kirchspielschreiber oder zur Mühle oder zum Kaufmann. Und einmal kam er auf seinem Weg an Anke vorbei, die in ihrem kleinen Wagen, mit dem schlank laufenden Litauer im Geschirr, von der Schule kam, eine Freundin neben sich. Sie zuckte auf, wie sie ihn sah, riß ihr Pferd zurück und sah ihn mit ihren schönen, klaren Augen mit schwerem, seligem Fragen an, so, als: ‚Da ist wieder das Wunder . . .' und ließ ihn so langsam an sich vorüberreiten. Er zitterte am ganzen Körper und wurde seiner selbst erst wieder gewahr, als er einen unendlich langen und schweren Atemzug tat, weil ihm die Luft stehn geblieben war. „Die Prinzessin!" sagte er leise. „Vorüber." Danach droschen sie einige Wochen lang auf den drei Höfen, die am Moorweg liegen, mit der Maschine, die ihnen gemeinsam gehörte, indem sie alle einander mit ihrer ganzen Mannschaft halfen.

Aber danach geschah nichts mehr. Die Eltern gingen dann und wann zu einem der Nachbarhöfe, die den Besuch erwiderten. Am Herd in der Küche saß zuweilen ein wandernder Gast; aber der war in den Händen der kleinen Mutter, die ihr frommes Werk an ihm tat, in Erinnerung an ihre Kindheit, an die niedrige Hinterstube in der großen Wirtschaft, aus der sie stammte, und im frommen Gehorsam zum Wort des Heilands: ‚Herberget gern.' Der Vater ging hier und da in die Ställe der Nachbarhöfe. Die beiden Schwestern saßen zusammen; Therese lehrte die Kleine das Buchstabieren und das Stricken. So waren die beiden Jungen in den Ställen, da sie das Vieh pflegen, ganz unter sich. Wochen-, monatelang.

Und nun werden sie ein bißchen verrückt.

Ach, geschehn nicht in jedem Winter in hunderttausend niedrigen, halbdunklen Bauernställen in Niedersachsen seltsame und ungeheure Wunder? Wo noch dazu diese Krone von Silber und Bernstein . . . die einen wirr macht, der sie länger ansieht . . . in der Sonntagsstube in der Lade liegt, und wo der eine Wunder machen kann, wie er will, und der andere nichts lieber tut, als sie hört und glaubt?

Seht, da stehn die beiden in ihren Stallkitteln, englisch-ledernen Hosen und abge-

laufenen Holzpantoffeln in dem niedrigen, verfallenen Pferdestall hinter dem Schimmel in der Dämmerung. Bendix lehnt, die Krone im langen Winterhaar, am Pferd und sieht, die große Nase gesenkt, mit hochmütigen Augen und bitterm Mund, ein alter Mann, dem das Leben nicht geschmeckt hat, vor sich auf die höckrigen Rotsteine, und Tobias, das rote Haar brennend um den runden Kopf, sieht in gläubiger Verwunderung auf ihn, den Mund halb offen in Erwartung neuer und unerhörter Dinge.

Langeweile? Stumm und taub? In irgendeinem der hunderttausend niedrigen, halbdunklen Ställe vom Harz bis zum Nordkap? In diesem?

„Wir können hier ganz ruhig stehn," sagt Tobias; „wir können es deutlich hören, wenn die Tür nach dem Vorderhaus aufgeht. Ehe einer da oben um die Ecke kuckt, haben wir die Krone längst wieder in die Krippe gelegt."

Bendix sagt nichts. Er steht und wartet auf mehr. Es ist unglaublich wohlig, von einem angestaunt zu werden, der ganz Glaube ist.

„Wenn ich an deiner Stelle wäre, hätte ich sie den ganzen Tag auf . . . und nachts auch. Und wenn ich nachher im April am Harkenteich pflügte, würde ich sie auch da tragen, daß sie bis nach Poggsee hinüberfunkelt."

„Warum?" sagt Bendix und rekelt sich lässig am Pfosten und macht ein unsäglich hochmütiges Gesicht. „Es hat keine Eile. Es wird sich schon eines Tags begeben."

„Oho, keine Eile, sagst du? Wir haben jetzt drei nasse Sommer hinter uns. Und dazu kommt noch die ewige Flickerei an dem großen, alten Haus und die hohe Feuerversicherung. Ich will dir man sagen, ich hörte vorige Woche so zufällig im Laden des Kaufmanns, daß die und die in der schlimmsten Geldnot sitzen; es waren eine ganze Reihe; und dein Vater war auch dabei, ja er stand so ziemlich an der Spitze."

Bendix zuckt die mageren Schultern stärker, als sonst seine Art ist; er weiß, daß dann ein Funkeln aus der Krone geht. „Ich weiß nicht," sagt er lässig, „was es mich angeht. Jedenfalls brennt's mich nicht. Du vergißt immer wieder, daß die Leute hier nicht meine richtigen Eltern und Geschwister sind, sondern nur meine Pflegefamilie." Er rollt das R in ‚richtig' sehr kunstvoll und spricht wie auf Stelzen. Er ist halb verrückt vor Eitelkeit.

Tobias stiert mit großen, verzückten Augen in das Wunder. Der Atem stockt ihm eine Weile vor Wollust. Bendix wirft einen raschen, lauernden Blick auf ihn und stellt es fest. Ach, es ist herrlich, einen solchen Zuhörer und Gläubigen zu haben. Es lohnt sich, vor diesen Augen die Goldkammern zu öffnen, die man in der Brust hat.

„Hast du es denn schon lange gewußt?" sagt der Gläubige, „und weißt du es ganz gewiß?"

Bendix schweigt eine Weile. Das ist sehr richtig; man muß eine Weile schweigen. Der andre muß fühlen, daß man in goldenem Gerümpel und Überflüssen wühlt und aussucht. Dann hebt er unsäglich hochmütig und gelangweilt den blinkenden, langen Kopf und sagt gleichmütig: „Bedenkst du, daß meine Mutter aus einem großen Gasthof mitten im Land stammt, wo viele Fremde kommen, sowohl sehr reiche und vornehme, wie auch adlige, die ihre Geheimnisse haben, von denen einige Staatsgeheimnisse sind, wie auch anderseits sehr arme Herumtreiber, die, ohne das Geheimnis zu erfahren, sehr wohl einen Auftrag ausführen können? Ist es nicht begreiflich, daß meine Eltern — ich meine jetzt meine wirklichen —, die meine Mutter von daher kannten, sich erkundigten, wo sie geblieben, hörten, daß sie auf einem einsamen Moorhof hauste und mich hierher in diese Einsamkeit brachten? Und ist ihr Mann, dieser große, schwerfällige und stille Peter Groth, dieser freundliche, etwas dumme Elefant, nicht der rechte, um auch das größte Geheimnis zu bewahren? Und merkst du nicht, daß sie mich ganz anders behandeln als die andern Kinder hier im Haus, als auch dich, sind sie nicht sowohl fremd wie höflich freundlich, beides gleicherweise, gegen mich?"

Tobias atmet schon lange nicht mehr. Er ist nichts als Flamme, die von den Augen her übers ganze Gesicht zuckt; das Haar brennt davon. „Und warum . . . haben sie dich hierher gebracht?"

„Warum?" Wieder starkes Achselzucken; denn wenn man die Schultern wirft, geht ein Gleißen bis an den Kälberstand. „Das magst du dir auswählen, wie du willst. Vielleicht mußte ich versteckt werden; vielleicht sollte ich nur aus dem Trubel da im Schloß heraus. Ich ahne es wohl, aber spreche nicht gern davon. Oder meinst du, daß ich alles nur so zusammenphantasiere? Bin ich ein junger Hahn, der gedankenlos hochkräht?"

„Nein, nein!" sagt Tobias erschreckt und entschuldigend. ‚Um des Himmels willen,' denkt er in Angst. Die Goldkammern sollen doch nicht wieder zuschlagen.

„Mir wurde die Sache erst ganz klar, das will ich gestehn, als die Krone ins Haus kam. Oder meinst du, daß so etwas durch

Zufall geschieht? Ich tat beim Schießen ja gewiß mein Bestes . . . ja, das tu' ich immer, bei jeder Arbeit . . . das ist so meine Art. Aber unsre Armbrust war an dem Tage in schlechtem Stand; alles Zielen half wenig. Und doch traf ich. Warum nicht einer von den andern Jungs, die den ganzen Tag vorher an dem Bogen gebastelt und ihn zehnmal besser kannten als ich? Und wie kommt es, daß am selben Tag, als ich mit der Krone auf dem Kopf zurückreite, eine fremde, schöne Person neben mir auf dem Wall kniet und mich mit ihren Händen anhext . . . so? Kannte ich sie vorher? Liebte sie mich vorher? Keine Rede davon. Plötzlich war sie da und lag da in Flammen. Und als ich neulich zur Mühle ritt, erschien sie mir wieder, in einem goldenen Wagen, ihr Kammermädchen neben sich und verneigte sich . . . so . . . ach! . . . Woher kommt das alles und was hat es zu bedeuten?"

Tobias nickt. „Ja, ja," sagt er in seligem Sinnen. „Natürlich kommt er in einer mächtigen Kutsche . . . alle Beschläge von Gold." Er schweigt, ganz im Anblick der Beschläge versunken.

„Und dann werde ich schon sorgen," sagt Bendix, „daß es diesen Leuten hier so geht, wie sie es um mich verdienen. Brave Leute. Sie haben ihre Pflicht an mir getan."

Na ja . . . von Hochmut und Phantasien aus Rand und Band! Kein Mensch mehr, keine Form mehr; Nebel überm Moor . . .

Tobias wirft einen raschen, forschenden Blick auf seinen Stallgefährten; der letzte Satz klang ihm doch zu ungeheuerlich. Er gleitet aus dem gläubigen, bunten Spiel wieder in die Wirklichkeit. „Wir haben aber nun schon Februar," sagt er. „Im Juni mußt du die Krone abliefern. Im Juni wird sie immer wieder abgeführt."

Unsäglich hochmütig und lässig: „Wir können ja mal den Weg nach Rendsburg hinaufsehn." Er löst träge erst die eine, dann die andere Schulter von dem Pfosten und geht in seinen großen Pantoffeln mit seinen langsamen Schritten nach der Stalltür. Da stehn sie und kucken den Weg entlang, der im trüben Abendlicht öde, naß und leer bis an den Horizont geht. Über der ganzen Landschaft lagern große, längliche Wolken, die am Horizont besonders dunkel und schwer sind. Sonne? Sonne hat es nie gegeben. Das ist wohl Sage früherer Jahrhunderte. Der Weg und der Himmel darüber und über der ganzen Landschaft ist so unsäglich tot und hoffnungslos, daß ein Menschengemüt allerdings dahin, wo das reine Nichts ist, etwas hinsehn und hinzaubern muß. Die Landschaft ruft, ja schreit nach irgendeiner Begebenheit, und zwar allerdings am dringendsten und deutlichsten der Weg. Denn wozu ist ein Weg sonst da? „Mir ist," sagt er lässig, „als wenn sich da ganz am Rand etwas bewegt und zuweilen aufblitzt . . . Jetzt . . . siehst du es? Es braucht ja kein Pferdegespann zu sein; kann ja auch ein Auto sein . . . Aber nun sieh erst mal nach der Rotbunten, ob sie noch ruhig ist."

Als Tobias weg ist, tritt er einen Schritt vor und starrt nach dem Horizont und sagt mit leiser, gepreßter Stimme: „Jetzt erscheine! . . . Erscheine! . . . Erscheine! . . . Jetzt! . . . Nichts," sagt er mit leisem, mutlosem Wundern.

Ach, es ist schlimm. Da steht er, die Adern an den Schläfen geschwollen wie bei einem Greis, die Hände geballt, und stöhnt.

*

Es wird März. Der Nebel wird lockerer, und eines Tags hebt sich der Dunst und wird silbern. Man kann auf ganz wunderliche Gedanken kommen, z. B. daß es so etwas wie eine Sonne geben könnte. Und seht, nun ist sie da. Der erste helle Tag.

Die beiden arbeiten acht Tage im Moor an einem Graben, wo das Ablaufwasser stockt, dann an der Friedigung der Weiden. Müde von der schweren, dumpfen, freien Luft gehn sie nach dem Abendbrot sogleich in ihre Kammer, und Tobias, im selben Bett neben ihm, schläft sofort ein. Er liegt noch wach, denkt an all seine lange, brennende Sehnsucht und Angst, Glauben und Nichtglauben, lautes Prahlen und stilles Verzweifeln, und es faßt ihn schwere, mutlose Trauer und Bitterkeit und er weint lautlos und unbeweglich.

Am andern Vormittag — es ist die ganzen acht Tage lang trocken geblieben — zieht er allein mit dem Pflug und den beiden stärksten Pferden — Balder, dem alten, als Sattelpferd; der andre ist dreijährig — nach dem fernsten Feld am Harkenteich, nach dem Dorf zu. Es ist nach der langen Winterruhe für alle drei ungewohnte, schwere Arbeit; selbst Balder macht einige Fehler und muß vermahnt werden. Dann aber geht es gut und sie ziehn einmütig auf und ab nach dem Waldrand zu hinauf, nach dem Dorf zu, das nicht fern in dem Sonnendunst liegt, hinab. Dann und wann greift er nach der Brust, wo die Jacke sich seltsam bauscht. Es wird Mittag und sie ruhn eine halbe Stunde am Waldrand, da, wo die Quelle heraustritt. Sie trinken alle drei aus dem schmalen Wasserlauf; dann verzehren sie ihr mitgebrachtes Mahl; er sitzt am Wall. Dann geht es wieder an die Arbeit. Der Tag wird

immer heller. Der Dunst verschwindet nicht völlig; aber er wird leichter, grausilberner Schleier. Die Füße gehn schwer; aber für die Seele ist alles leicht, schwebend, und wird von Stunde zu Stunde unwirklicher, eine einzige selige Erwartung unerhörter Wunder. Wenn er nach Westen zu pflügt, schweifen seine Augen über die ganze weite Landschaft, über das Kirchdorf zur Rechten, über viele einzelne Höfe in Bäumen, zum fernen Kirchturm, am Rand der Erde die endlosen, graden Linien der Seedeiche. Wenn er dem Wald zu pflügt und aufsieht, sieht er nach den jungen Birken, die sich anmutig im leichten Wind neigen, der vom Meer kommt. Nach jedem Streicheln neigen sie sich lächelnd. Aber dann gehn die Augen etwas rechts nach dem Moor zu und spähen den Weg hinauf, der nach Rendsburg führt, und während sie scharf spähen, spannen sich die blauen Adern an den mageren Schläfen und er atmet schwer und greift wieder an die Brust und schiebt die Jacke zurecht, die sich bauscht, und sagt mit klarer, trunkner Stimme: „Ich hatte gedacht, Balder, daß es heute käme ... was meinst du?“ Dann besinnt er sich und achtet auf die Furche, daß sie gerade wird, und sein Gesicht, vom Ton der eigenen Stimme erschrocken, ist wieder still. Sie pflügen und pflügen und die Sonne macht sich auf den Abstieg und der Tag neigt sich. Die Dämmerung naht.

Er spannt aus und führt die Pferde noch einmal an den Wasserlauf und gibt ihnen den Rest vom Brot und steht neben ihnen. Und wie er noch einmal über die weite Landschaft sieht und merkt, daß dieser Tag vergeht, sind plötzlich wieder die heißen Augen da und die Adern an den Schläfen und er greift in die Jacke. Und nun, ach ... hat er die Krone in seinen langen Haaren und streckt den Arm aus und sagt mit der klaren, sichern Stimme, mit der Stimme, mit der Engel reden mögen: „Hier bin ich ... wann komme ich in mein Reich?“ ... und horcht atemlos ...

Ach, Gott ...

Er hat seine Faxen eine Weile getrieben — nichts geschieht — da kommt von hinten, vom Wall herab eine klare, verwunderte Frauenstimme: „Was machst denn du?“

Indem er sich jäh umdreht und die Krone vom Kopf reißt und sie wieder an ihren Ort an der Brust verbirgt, starrt er entsetzt auf Maleen von Howe, die sich im hellen, kurzen Kleid geschmeidig durch eine Lücke des Walls biegt und herankommt.

„Nein,“ sagt sie in ehrlichem Wundern und zugleich boshaft, „was du uns doch für Mühe machst! Anke und ich sind immer tapfer für dich eingetreten, so oft am Familientisch oder sonstwo im Kirchspiel die Rede auf dich kam; so dürfen wir aber auch verlangen, daß du uns die Sache nicht erschwerst. Also zuerst muß ich dich bitten, daß du etwas geistvoller aussiehst als in diesem Augenblick, und dann mir erklärst, was dies bedeutet.“

Er war blaß, biß die Lippen und sah sie immer noch entgeistert an. „Es kam mir so,“ sagte er.

Sie zuckte die beweglichen Schultern. „Warum soll es dir nicht kommen?“ sagte sie, von Bosheit strahlend. „Es kann sein, daß du dich vor den drei Besenbindern, die eben vor mir durch den Wald gingen und mich auf deine Erscheinung aufmerksam machten, blamiert hast, vor mir nicht. Du hast fünf Monate im Schnee, Schiet und Nebel in eurem Urhaus im Moor gesessen. Nun kommst du zum erstenmal hinaus; die Sonne scheint, die Vögel singen, deine sechzehn Jahre brausen hoch und so nahmst du, als du fortgingst, die Krone unter die alte Lederjacke ... Das Weitere folgt dann von selbst. Das Königreich war plötzlich ganz nah. Am Ende ist es mit mir ja ganz dasselbe. Als ich mich vor einer Stunde auf den Weg machte, war ich zuerst ganz herunter. Ich dachte an all die Liebschaften und an die beiden heimlichen Verlobungen, die ich hinter mir habe ... entsetzliche Blamagen .. und daß die Aussichten für ein junges Weib zur Zeit sehr schlecht sind — die wertvollen Männer sind entweder verheiratet oder zu jung — da wurde ich sehr traurig. Aber dann, wie es mir immer geht in der Natur, wurde ich still, und danach gar ein wenig froh. Ich dachte, ich hätte doch manche schöne Liebesstunde gehabt — freilich immer so etwas wie ein Reh auf der Flucht — und daß ich für dieses Gebiet immer klüger würde — du ahnst nicht, welche Verschlagenheit dazu gehört, sich ledig durchzubeißen —, und daß ich noch jung wäre; ich bin einundzwanzig; und daß ich mir fest vornehmen wollte, mir gute Stunden zu verschaffen, wo ich nur könnte ... und am Ende hat es ja seine guten Seiten, ein freier Mensch zu sein ... sehr gute ... da wurde ich ganz froh. Und wenn ich das auf einen Haufen lege, was ich mir auf diesem Weg alles zurechtgedacht habe und es alles in Gebärden und Worten in die heute so gesegnete Landschaft rufen wollte, da käme wohl ebenso Wunderliches heraus, als was du hier eben triebst.“

Er atmete erleichtert auf und sah sie dankbar an. „Du sagst es niemandem,“ sagte er, „besonders Anke nicht.“

„Anke? O, wenn die es hört, sagt sie: ‚Siehst du?' Das soll heißen: ‚Habe ich nicht gesagt, daß er anders ist als alle?' Anke, die hat dich nun mal gern, so wie du bist. Sie sagte neulich: ‚Die Leute sagen, er ist dumm; er ist der klügste von allen!' Sie rechnet dir gemäß auch dies als Klugheit an, was ich nun gerade nicht mitmachen kann. Interessant bist du . . . so weit geh' ich mit ihr. Interessant für einen Menschen, der alles zwischen Himmel und Erde für Wunder hält und seinen Spaß daran hat. Aber die Besenbinder, mein Lieber, die weitergegangen sind, die werden dafür sorgen, daß du nun wieder für Jahre für den Dümmsten im Kirchspiel giltst."

Er sah sie mit großer Liebe und Verehrung an; dann blitzte es verschlagen in der Tiefe seiner Augen: „Wir sagen, wir hätten verabredet, daß ich dir die Krone hierherbringen sollte; ich muß sie ja doch bald bei euch abliefern. Und da hätte ich dich kommen sehn und hätte meinen Spaß mit dir gehabt — und Faxen gemacht."

„Sieh, sieh," sagte sie mit froher Anerkennung. „Sehr gut. Du bist allerdings klug. Gut, sehr gut."

Er zog die Krone aus der Jacke und reichte sie ihr über den Bach.

„Wird es dir schwer?" sagte sie lauernd.

Er sah sie mit großen, stillen Augen an und biß sich auf die Lippen. „Ich weiß nicht . . ."

„Du weißt es doch und ich weiß es auch; aber es ist wohl besser für dich. Es ist Kinderkram."

Er wurde flammend rot; er wollte ja kein Kind mehr sein . . . „Ja . . . ja."

„Es ist wirklich ein hübsches Ding. Sie sollte vor dem Krieg als ein seltsam schönes und besonderes Stück zur Werkbund-Ausstellung nach Köln. Soll ich sie nun aufsetzen? Sie steht mir sicher gut und es könnte mich reizen, daß deine hübschen Augen mich so sehn und deine weiche Stimme mir ein gutes Wort sagt. Ach, Junge, wenn in diesem Augenblick, wie vorhin bei dir, aus mir herausbräche, was in mir tobt; es wäre nicht viel anders als in dir. Ach! Ach! Aber es ist eine Kinderkrone. Genug. Ich bedanke mich für das hübsche Erlebnis und für deine Augen und Mund und alles." Und indem sie ihn wieder lauernd und zornig zugleich ansah, sagte sie: „Soll ich Anke grüßen?"

Weg war sie.

Auch er machte sich auf den Weg. Und erreichte den Hof und brachte die Pferde in den Stall und versorgte sie. Dann zog er vor seiner Kammer die langen Stiefel aus und ging auf Strümpfen nach vorn, da er seine Pantoffel nicht fand, und wollte sie aus der Küche holen, wo seine gute Mutter sie an den Herd zu stellen pflegte, damit sie recht trocken wären. Da hörte er von der Küche her fremde Stimmen und sah vorsichtig durchs Türfenster. Es saßen da ein Weib und zwei Männer, wandernde Besenbinder oder so etwas, wie die Mutter sie zuweilen bei sich hatte. Sie waren allein; die Mutter war noch nicht vom Melken zurück. Das Weib, offenbar die lebendigste und klügste von ihnen, hielt den beiden Männern, die wie Dummköpfe aussahen, eine ausführliche Scheltrede: „Ich habe wohl gemerkt, daß ihr mir nie geglaubt habt, wenn ich euch von vergrabenen Schätzen und Reitern mit viereckigen, glühenden Augen erzählt habe und von verwunschenen Prinzessinnen, die auf Gespannen fahren, vor denen Mäuse gespannt sind, obgleich ich solche Wesen oft genug mit diesen meinen Augen gesehn habe; denn ich bin ein Sonntagskind, wie ich euch oft erzählt habe, und habe außerdem noch, wie ihr beide wißt, ein Kreuz auf der Brust, das geheime Kräfte in sich hat. Und eben wegen dieser Kräfte, die ich besitze, habt ihr nun auch die Gnade erlebt, daß ihr jenen Knaben gesehen habt, der, wie er selber sagte und wie die Krone auch zeigt, ein Prinz war, und zwar ein verwunschener, wie seine Kleidung zeigte; denn er hatte eine ganz gewöhnliche alte Jacke von Leder an."

„Es kam mir so vor," sagte der eine der Männer, „als wenn es der Sohn von diesem Hof war . . ."

„Das kann wohl sein," sagte die Frau; „aber das ist ja einerlei und geht uns nichts an. Für uns ist die Hauptsache, daß wir ihn, wenn auch nur halbwegs, durch meine geheime Kraft in seiner wahren Gestalt, nämlich als Prinzen, gesehn haben. Ich hoffe, daß ihr mir nun noch gehorsamer sein werdet, als ihr bisher gewesen seid. Denn seht, wie schön ist es, daß wir dies erlebt haben. Wie werden wir davon erzählen können! Wieviel schöne Tassen Kaffee wird uns diese Geschichte einbringen! Wir haben alle deutlich die Krone gesehn und haben gehört, was er sagte: ‚Hier bin ich . . . und ich bin der hohe König von Andalusien!' Wie sagte er noch? ‚Hier bin ich!' Und dann wurden wir leider gestört und mußten weiter gehn, weil die Älteste vom Vorsteher kam."

Er öffnete die Tür und sagte mit bedächtiger, kühler Stimme: „Es ist alles Unsinn, was das Weib redet. Es war nur die Krone vom Kinderfest, die ich im Hause hatte und die ich an die Tochter des Vorstehers abliefern wollte. Da sah ich eure dummen Gesichter und machte meine Faxen. Wenn ihr euch

Träumende. Teil eines Bronzebildwerkes von Prof. Richard Langer

damit von Haus zu Haus blamieren wollt, so könnt ihr es tun. Aber hier auf diesem Hof haben wir dafür keine Zeit. Ihr könnt euch davonmachen."

Die drei standen bedächtig auf und machten sich davon. In der Tür drehte sich der dritte um, ein vierschrötiger Mann wie ein Stier; er war angetrunken und ging auf ihn los.

Als er sich in heller Wut, wie er war, nach einer Waffe umsah, sah er die Pantoffeln auf dem Herd stehn, ergriff einen davon und sprang gegen den Mann an und schlug ihn so rasch und hart, daß er entwich.

Als er wieder nach dem Stall ging, die Tiere weiter zu versorgen, kam Tobias den Gang entlang ihm entgegen. Er fühlte gleich nach der Jacke und sagte mit runden Augen: „Wo hast du die Krone?"

„Die habe ich abgeliefert," sagte er lässig. „Ich traf die Älteste vom Vorsteher; da hab' ich sie der gegeben."

„Weggegeben?" sagte er. Die runden Augen traten ihm aus dem Kopf.

„Ja," sagte er, und erzählte von seinen Faxen, und Maleen, und den Besenbindern. „Ich wollte das kleine blanke Ding doch lieber los sein." Er ging bis ans Ende des Stalls und stellte sich an den Pfosten der offenen Tür und sah übers Feld. Er hörte, wie Tobias hinter ihm herkam, und fühlte hinter sich, wie er vor Neugierde brannte. Er kehrte sich jäh um und sagte: „Schier dich!" und stieß ihn hart vor die Brust.

„Donnerwetter," sagte Tobias, „was du für harte Fäuste hast."

Indem kamen die beiden Eltern vom Felde, wo sie nach dem Stand der Wintersaat gesehn hatten. Obgleich es schon dämmerig war, sah man die Gestalten deutlich, ja, man sah sie um so deutlicher, da man Einzelheiten nicht mehr erkennen konnte.

„Kuck mal genau hin," sagte Tobias, mit stockender, trotziger Stimme, „von deinem Vater hast du den Gang . . . kannst das sehn? Er geht genau wie du. Und von deiner Mutter hast du die Art, wie sie die linke Hand bewegt, wenn sie spricht."

„Ja," sagt er. „Und wenn du alles, was wir so geschwatzt haben, für wahr gehalten hast, dann bist du ebenso dumm wie die Besenbinder, die mich da am Teich mit der Krone auf dem Kopf gesehn haben."

„So," sagte Tobias mit großen, runden Augen, „so ist das!?"

„Ja, so ist das," sagte er, und es stieg eine richtige Wut auf Tobias in ihm hoch. Er fühlte, daß der ihn mit seinen runden, neugierigen, gläubigen Augen immer weiter gelockt hatte. „Und wenn du jetzt nicht deinen Mund hältst, dann bekommst du ebenso was dran, wie die Besenbinder, die ich eben aus der Küche gejagt habe."

Nach dem Abendessen gingen sie bald ins Bett. Sein Bettgenosse schlief bald ein, müde von den schweren Frühlingstagen.

Nun hörte er noch eine Weile durch die dünne Holzwand das silberne Plaudern der Kücken. Dann gingen im Nebenraum die Eltern zur Ruhe, sprachen eine Weile von den nächsten dringenden Zahlungen und dem Zustand des Hauses, den nötigen Flickereien und was sie kosten würden und dergleichen; dann wurde es auch da still. Nun kam er an seine eignen Dinge. Ach, die Fische im Gehirn glitzerten noch; aber sie flitzten nicht mehr hin und her, standen still, glotzten mit offnem Mund und hatten trübe, tote Augen. ‚Ach, ach! . . . Dies sind meine wirklichen Eltern, und ich bin der Sohn von diesem Moorhof. Vier Pferde, sechs Kühe, und das Haus verfallen, und die Schulden übergroß. Grau! Grau! Ja, schwarz, pechschwarz . . . Und nun noch dazu dieses dumme Stück, die Krone mit aufs Feld zu nehmen! Diese verdammten Besenbinder. Ach, ach! Verrückt!'

Als er aber so eine Weile, sozusagen unter den Trümmern seiner Luftschlösser, gelegen, fühlte er, daß Glieder und Geist wenigstens heil geblieben, und fing an, sich von dem Schreck zu erholen, und zu erwägen, was er denn noch für Hoffnungen hätte. ‚Maleen lügt mit mir, o ja, oder, wenn sie nicht das lügt, lügt sie was anderes, und nicht zu meinem Schaden. Und bei Anke, der sie es gewiß erzählt, verliere ich auch nicht. Die wundert sich nicht, daß es so über mich kommt; im Gegenteil, sie denkt: ‚Sieh, er ist anders als alle.' All die andern aber . . . ach, denen mache ich Theater vor, daß ihnen die Augen übergehn. Der Lehrer und andere sagen, ich wäre dumm? Das bin ich nicht. Maleen ist zehnmal klüger als alle andern und die ist nicht der Meinung. Und hätte Anke mich gern, wenn ich dumm wäre? Ich bin nur zu jung und verlauf' und verhau' mich noch; das ist es. Wenn ich erst älter bin . . . ach, wenn ich erst älter bin . . . dann will ich wohl klug sein, und will reich werden und ein neues Haus bauen. Und dann will ich sie fragen. Ich will . . . ich will . . . ich will . . .' Er knirschte mit den Zähnen und schlug die Hände vors Gesicht und flüsterte immer wieder ihren Namen. Und sah sich um und suchte irgendwo am Himmel oder auf der Erde nach einer Bestätigung seines Glaubens oder gar einer Gewißheit. Aber es war nichts in der Kammer als zwei alte Holzstühle und an der Wand ein schlechter, kleiner Spiegel. Und

dann noch vorm Bett die Pantoffel, die nun schon sehr abgetreten waren, die er mit seinem Königsschuß gewonnen hatte. Ach! Ach! Die beiden Pantoffel! Das war das einzige, das davon übrig geblieben! Und gegen das Fenster schlug der Frühjahrsregen.

Die nächtliche Unterredung

Am andern Morgen sagte er seiner Mutter, als er sie allein in der Küche fand, was er Tobias schon gesagt: daß er die Krone nun an Maleen abgeliefert, und vorher, da er die Besenbinder durch den Wald hätte gehn sehn, einige Faxen gemacht: „Du glaubst nicht, was für Gesichter sie machten! Sie meinten, sie sähen ein Wunder, die Narren. Nein, wie haben Maleen und ich gelacht! Maleen war mit mir im Bunde.

„Maleen und ich . . . Ich und Maleen."

„Das ist die Älteste vom Vorsteher?"

„Ja, die Lehrerin in Kiel ist."

Die kleine Mutter, die neben und mit der Frömmigkeit auch ein Stücklein Ehrgeiz pflegte, war von seiner Erzählung sehr erbaut.

„Nachher waren sie hier in der Küche," sagte er, „und erzählten sich schon die Wundergeschichte. Ich habe sie hinausgewiesen."

Sie wunderte sich über seinen sichern Ton, da er wie ein Mann sprach und doch noch ein Knabe war, und verstand ihn nicht. Sie sagte aber nichts und ließ ihn gehn.

Er ging in den Stall und tat mit Tobias die Morgenarbeit. Eine Weile konnte Tobias noch den Beleidigten spielen; aber dann konnte er, kurz und hitzig wie er war, es nicht mehr ertragen und sagte: „Ist denn nun alles Faxen gewesen, der ganze Kram, die Krone und die Kalesche und so weiter; und kommt da also, sozusagen, nichts aus dem Ei als Bendix Groth vom Moorweg?"

Er zog, wie gewohnt, die Brauen hoch und sagte in seiner alten, lässigen Weise: „Das will ich nicht sagen. Es ist doch zum Beispiel wahr und wirklich, daß mein Vater eine Schwester und auch einen Vetter in Amerika hat, die beide reich sind; und meine Mutter stammt, wie du weißt, aus einem guten, großen Gasthof in Holstein. Was kommen in solches Haus für Leute! Und es ist da auch wirklich mal etwas geschehn, etwas Besonderes. Ja. Aber ich werde von nun an nicht mehr davon reden, und wünsche, daß auch du davon schweigst." — Großartig!

Wenn er während der nächsten Wochen in der Nähe des Wegs auf dem Felde an der Arbeit war, sprach ihn wohl ein Feldnachbar, oder der Briefträger, oder der Landjäger Günther oder irgendein andrer seltener Wanderer an und sagte: „Na, König Bendix, wie ist es? Kommst du bald in dein Reich?"

Dann lachte er auf und rief mit frischer, schallender Stimme, mit einer Sicherheit, die auch wirklich in ihm war, und mit Augen, aus denen es jäh hervorbrach: „Hab' ich es so schön gemacht, daß sogar du an den König und sein Reich glaubst? Ich habe gar nicht gewußt, daß ich ein so guter Schauspieler wäre!"

Auch im Laden im Dorf, gegenüber der Kirche, wurde er geneckt. Der Lehrling, der mit dem Putzen seiner langen, hängenden Nase zuweilen etwas spät kam, wollte zum Helden an ihm werden. „Na," sagte er, „willst du dir nachher von Maleen deine Krone wieder holen und wieder König werden?" Der ganze Laden staunte über die Worte und lächelte. Aber er gab es ihm. Dumm? Schwerfällig? Wohl, er sah etwas danach aus, mit seinen versunkenen Traumaugen, die aus der Tiefe glitzerten, und den langen Haaren, einfältig über die Stirn gekämmt, und mit seinem schweren, magern Gang. Aber seht, inwendig konnte er blitzen. „Ja," sagte er und funkelte ihn an, „ich will die Krone wieder holen und dann wollen Maleen und ich uns drüben an die Kirchenwand setzen und wieder Faxen machen; denn du bist grade der rechte, der für dumme Besenbinder eintreten kann."

Erledigt. Alles staunte und war auf seiner Seite.

Unterwegs, als er nach Haus ritt, war er ordentlich stolz und fast übermütig. Ha! Was können die Menschen mir tun?! Was? Kann ich in der Luft hohe Schlösser bauen, so kann ich auch unter der Erde Maulwurfsgänge machen; und flitzen mir goldene Fische durchs Hirn, so quaken da auch Frösche. Und er machte ein spöttisches, kluges Gesicht und dachte: ‚Ihr könnt mir alle im Mondschein begegnen."

Tobias konnte all diese schönen Dinge wohl nicht vergessen, die in den Wintermonaten so herrlich geblüht hatten. „Es war doch hübsch in diesem Winter," sagte er und begehrte eine Fortsetzung. „Du sagst jetzt kein Wort von der Sorte, sondern redest über nichts als über Kühe und Gräben und Torfkuhlen und so was."

„Ja," sagte er bedächtig, „im Winter, da macht man so allerlei. Wenn man das nicht täte, wie soll man es denn in den Ställen aushalten, in denen kein andres Licht ist, als das aus den dummen Augen der Tiere

gluupt? Man wird ja rammdösig. Aber im Sommer hat man zu solchen Dingen keine Zeit."

„Ist es denn nun ganz und gar mit allem vorbei?"

„Vorbei?" sagte er, und tat, als wenn er Gold und Dreck der ganzen Welt zu vergeben hätte. „Die Krone war ebenso wirklich, wie der Spaten, den ich hier in der Hand habe. Das eine ist für den Winter; das andre für den Sommer. Wenn es wieder Winter wird, wer weiß, ob es nicht wieder losgeht, und wer weiß, ob nicht auch mal etwas Besonderes geschieht!"

Aber in Wahrheit wußte er nun, daß es alles Spielerei gewesen, und meinte, nun nüchtern und klug geworden zu sein und alle Lebensirrtümer und Gefährlichkeiten hinter sich zu haben, und war sehr stolz auf diese seine jetzigen spöttischen, nüchternen und altklugen Reden.

Er fragte nun jeden Abend viel nach dem ganzen Betrieb der Wirtschaft und wie man sie wohl mit den geringsten Kosten ändern oder bessern und wo man ohne Schaden dies und das sparen könnte. Er redete so altklug und überverständig, daß besonders seine Mutter, die ein tiefbewegtes Herz und eine Neigung zu Seelen hatte, sich baß wunderte. Vor allem aber spürte die Mutter aus seinem ganzen Benehmen gegen sie, daß seine Seele sich ihnen mit neuer Liebe zugeneigt hätte. Auch fing er an, nach einer Unterbrechung von anderthalb Jahren, in denen er kein Buch angefaßt hatte, landwirtschaftliche Lehrbücher zu lesen.

In der arbeitsarmen Zeit vor der Ernte beredete er den Vater, daß sie versuchten, die Westerseite des riesengroßen Daches, die besonders durch den Sturm vom Meer her beschädigt war, gründlich zu befestigen, indem sie über die aufgelockerten Stellen lange, dünne Tannenstämme festbanden. Er und der Vater saßen draußen und preßten das Reth fest und flickten es auch und legten und hielten die Stämme; drinnen hing Tobias auf einem angeseilten Brett zwischen Himmel und Erde und empfing die große Nadel, die sie durchs Dach steckten.

Als sie so arbeiteten, kam auf dem Rad der Landjäger Günther des Wegs; der war des Vaters Kriegskamerad gewesen. „Na," sagte er im Vorbeifahren, „sitzt du da auf deinem Dach? Weißt du, daß du ein alter Verbrecher bist und verdienst, daß du herunterfällst?"

Der Vater winkte mit der Nadel, die er in der Hand hielt, und lächelte und rief: „Ich weiß."

Der Landjäger fuhr weiter.

„Vater," sagte Bendix, „das hat er schon mal zu dir gesagt. Wie kann er das, und wie kannst du dir das gefallen lassen? Du freust dich sogar darüber."

„Ja," sagte der Vater in seiner etwas einfältigen, aber würdigen Art: „Als wir in Frankreich an der Front lagen, wurden wir eines Nachts in unsern Gräben überfallen und als wir uns wehrten, so gut wir konnten, kam unser Unteroffizier — das ist eben unser Landjäger —, der ein großer Wüterich war und ganz allein noch standhielt und nicht weichen wollte, mit dem Fuß zwischen zwei Bohlen, und kam zu Fall und wälzte sich da im Stacheldraht mit einem Neger und zerriß sich dabei das ganze Gesicht und konnte nichts mehr sehen und war am Ende. Und da war ich bei ihm und half ihm und machte uns Luft. Und nun ist er ja ein Schelm und macht immer Unsinn und sagt von sich selbst, daß er nichts taugt, und daß es ein Unrecht von mir gewesen, daß ich ihm beisprang. ‚Du hast mich gerettet,' sagt er, ‚und das ist ein großes Unrecht, ja eine Untat, und also bist du ein Verbrecher.'"

„Es kommt vielleicht davon, Vater," sagte Bendix, „daß er so ein Wüterich ist, wie du sagst, und nun mit dem ruhigen Leben nach dem Krieg nicht recht was anzufangen weiß. Da denkt und sagt er so tolles Zeug."

„Das kann wohl sein," sagte der Vater. „Jedesmal, wenn er mich sieht, sagt er: ‚Du Verbrecher!' Aber merkwürdig ist, daß ich jedesmal einen ganz kleinen Schreck bekomme, weil ich denke, ich hätte wirklich ein Verbrechen begangen oder könnte es begehen."

Bendix lachte und sagte: „Das ist ein komischer Gedanke, Vater!" und freute sich seines Vaters. „Weißt du was, Vater? Ich glaube, er ist vernarrt in dich, weil du ihm damals in der Not beigesprungen bist. Da er aber nicht sagen mag: ‚Ich liebe dich,' sagt er im Gegenteil: ‚Du bist ein Verbrecher.'"

Der Vater hatte den etwas schwierigen Gedankengang in seinem einfachen Geist nicht verstanden. Er schüttelte nur den großen Kopf und murmelte: „Er sagt immer: ‚Du Verbrecher,'" und stieg die Leiter hinab, um neues Reth hinaufzuholen; denn nun kamen sie an eine Stelle, wo der Sturm gradezu ein Loch gerissen hatte.

Als er weg war, steckte Tobias von drinnen seinen dicken Feuerkopf durch das Loch und sagte mit runden, neugierigen Augen: „Dein Vater ist also wirklich tapfer gewesen. Danach sieht er eigentlich nicht aus, wenn er so in seinen Stiefeln oder den großen Pantoffeln ums Haus poltert."

„Du kannst dem Landjäger glauben,"

sagte Bendix etwas scharf. „Wenn der es sagt, ist es wahr. Und ich kann auch nicht einsehn, warum mein Vater nicht tapfer gewesen sein soll."

„Was du empfindlich bist wegen deines Vaters," sagt Tobias. „Im Winter wolltest du nichts mit ihm zu tun haben und . . ."

„Ach, im Winter!" sagte er verächtlich.

„Na," sagte Tobias, „das ist wirklich ein starkes Stück! Es ist überhaupt zum Verwundern, wie anders du geworden bist . . .! Wenn die Nadel lang genug wäre, und ich gut treffen könnte, möchte ich sie dir gradewegs in den Leib rennen, um mal zu sehn, was eigentlich in dir ist. Im Winter! Ich will mich, wahrhaftigen Gotts, in diesem Winter vorsehn, daß ich dir nicht glaube, wenn du wieder deinen Spleen kriegst."

„Ja, ja," sagte er lächelnd. „Und nun verkriech dich, Vater kommt wieder. Und paß auf, daß du nicht von deinem Brett fällst." O, er hatte sich nach dem Zusammenbruch seiner Luftschlösser auf der ebenen Erde recht hübsch eingerichtet. Es war Frühsommer und ein frischer Wind wehte und die Sonne schien.

Als aber dann die Ernte beginnen sollte, begann es wieder zu regnen. Und nun blieb das Wetter von Woche zu Woche schlecht. Zuweilen war es nur trübe; aber oft, besonders in den Nächten, klatschte es von allen Stockwerken des Himmels sinnlos herunter.

Eines Nachts regnete es wieder so heftig und die Eltern konnten nicht schlafen und sprachen miteinander, und er hörte es. Er hatte seine Eltern schon oft abends sprechen gehört; er hatte aber bald keine Teilnahme mehr daran gehabt und war eingeschlafen. Aber nun war es in seiner Seele anders geworden. Es drängte ihn etwas, zuzuhören.

„Das ist nun der dritte Sommer," sagte der Vater, „daß es so schwer regnet und ist nun die dritte schlechte Ernte. Und die Preise sind niedrig und die Steuern hoch. Aber für uns ist es am allerschlimmsten; denn zwei Drittel unseres Feldes ist wasserstarrig, und dazu haben wir noch die besondere Last, daß unser Haus uns so große Summen für die Versicherung kostet und dabei immer baufälliger wird. Es ist eigentlich nur noch ein ungeheurer Trümmerberg."

Die Mutter sagte: „Ich bitte dich, sprich leiser, ich weiß nicht, ob Bendix schläft. Ich möchte nicht, daß er alle unsere Sorgen weiß."

„Hör'," sagte der Vater, „wie es klatscht und pulscht und wie es überall im Hause durchregnet. Es ist in Wirklichkeit unmöglich, daß ich es hören kann; aber es ist mir, als wenn ich hörte, wie es bei den Pferden und Kühen und auf der großen Diele, und oben aufs Heu, im Gang und den Kammern und überall durchregnet. Hör'! Dicht an unserm Bett und am Bett der Kinder fallen schwere Tropfen. Wir haben ja versucht, einige Stellen auszubessern; aber es hilft wenig. Das Dach ist überall vom Alter dünn und faul, und nicht allein das, sondern auch die Latten sind vermorscht und fangen an, einzuknicken. Wahrhaftig, es steht sehr schlimm. Woher soll ich das Geld nehmen, das ganze ungeheure Dach neu zu machen? Wenn ich so liege und höre es regnen, kommt es mir so groß vor, wie ein Dach des Himmels, das überall leckt und das ich dicht machen soll. Und dazu kommt noch alles andere, das drängt."

Die Mutter fragte, was zuerst bezahlt werden müßte.

„Ach," sagte der Vater, „zuerst? Alles muß sogleich und gleich dringend bezahlt werden: Steuern und Wechselzinsen und ich weiß nicht was. Wirklich, ich weiß nicht mehr ein und aus."

„Du hast wohl den Fehler gemacht," sagte die Frau, „daß du vor siebzehn Jahren, als wir anfingen zu wirtschaften, mit zu wenig Geld noch Land zugekauft hast, so haben wir zu viele Schulden bekommen. Dazu kommt noch, daß du wohl äußerlich ein großer, starker Mann bist und sehr fleißig, ja, vom Morgengrauen bis an den Abend arbeitest, aber inwendig nicht so stark bist und dir von Käufern und Verkäufern zuweilen einreden läßt, was nicht deine eigene Meinung ist."

„Ja," sagte der Vater und bekam sogleich in seiner Stimme etwas einfältig Würdiges. „Es ist aber auch wahr, daß du allzugern Händler und Bettler am Herd sitzen läßt und mit Kaffee und Brot bewirtest."

„Ja," sagte die Mutter, „das ist auch Wahrheit. Aber ich bin von meiner Jugend her an ein belebtes Haus gewohnt, und hier im Moor ist es so einsam. Und der Kaffee ist nur Roggenkaffee und noch dazu dünn und auf dem Brot nur eine dünne Schicht Schmalz. Und dann meine ich, daß ich den Auftrag von Gott habe, daß ich diesen armen Menschen ein freundliches Wort sage. Das habe ich schon als ganz junges Ding getan . . . Hu, wie es regnet! Und nun kommt auch noch Wind auf. Das ganze große, alte Haus könnte noch einstürzen!"

„Ja," sagte der Vater, „das könnte wohl geschehn und dann wären wir am Ende; denn gegen dieses Unglück haftet die Versicherung nicht; es sei denn, daß die Trümmer anfangen zu brennen. Dann müßte die

Brandkasse allerdings bezahlen. Ach, wie wollte ich, daß das Haus abbrennte! Besonders um euretwillen, damit wir wenigstens aus diesen Sorgen herauswären und ihr noch dazu ein neues, helles und schönes Haus bekämt!“

„Sei still,“ sagte die Mutter, „ich kann es nicht hören. Aber ich kann freilich auch nicht lassen, solches oder anderes Unglück möglich zu halten. Denn was haben wir schon alles erlebt! Erst kam jener Mord und Selbstmord im nächsten Dorf. Dann kam der Krieg. Dann floh der Kaiser. Dann kam die Revolution. Dann ging das Geld entzwei. Dann ging auf der ganzen Erde bald hier, bald da, die Natur aus Rand und Band. Warum sollte es nicht hier einmal losgehn? Du sagst, das Haus könnte im Sturm zusammensinken. Ach, das Haus? Hier, die ganze Küste könnte wieder überflutet werden, wie das oft geschehn ist! Ich möchte wohl wissen . . . ach, was gäbe ich darum, wenn ich es wüßte . . ., ob es so ist, daß unser Herrgott wohl anderswo lebt, für eine Zeitlang, ich will sagen, für zehn oder zwanzig Jahre und die Erde aus den Augen und aus dem Sinn verloren hat, so daß nun in seiner Abwesenheit alles aus Rand und Band geraten ist. Denn was man in der Schule lernt, daß er allgegenwärtig ist, das ist wohl nicht richtig. Wenn er die Erde gemacht hat, wird er nicht ganz unirdisch sein, denke ich. Hör', wie es gießt! Hör', wie das Dach fault und die Mauern schief sacken. O, ich habe wahrhaftig einen festen Glauben an Gottes Güte . . . inwendig, in mir . . . ja, den habe ich von meiner Kindheit an und behalte ihn auch, es komme, was da wolle. Aber bei diesem Regenwetter und Sturm wird mir doch angst und bange.“

Der Bauer hatte es wohl nicht alles verstanden; aber doch so viel, daß er in seiner schlichten Weise sagte: „Ja, ja . . . es ist wohl so, daß Gott gut ist. Sicher ist er das. Aber wenn das Dach undicht ist und das ganze Haus alt und morsch und es so regnet und stürmt, ist es nicht leicht, ein Vaterunser zu beten.“

„Ach,“ sagte die Mutter, „ich habe wohl Vertrauen; ich habe ja alles Vertrauen. Aber . . .“ und nun fing sie an zu weinen.

„Was hast du?“ sagte der Vater.

„Ach,“ sagte sie, „wir haben nun alles andere Schlimme und Schwere genannt; aber das Schlimmste und Schwerste nicht.“

„Was ist denn das?“ sagte der Mann.

„Ach,“ sagte sie, „sieh, heute nachmittag war doch die Hausiererin hier, die bucklige Liese. Die hat mir Nachricht von meiner Mutter gebracht. Meine Mutter läßt mir sagen, daß sie bei meinem Bruder in der Wirtschaft nicht mehr hausen kann. Sie kann sich weder mit dem Bruder noch mit dessen Frau vertragen. Ich fragte die alte Liese, ob sie einen Brief von meiner Mutter bei sich hätte; aber ich bedachte nicht, daß meine Mutter weder lesen noch schreiben kann; sie ist so arm großgeworden, daß sie nicht einmal die Schule besucht hat. Und so hatte sie nichts für mich als den Bescheid, daß sie sich mit ihren Leuten da nicht mehr vertragen könnte und auf der Straße oder im Armenhaus sterben müßte, wenn ich sie nicht aufnähme. Da sie nicht lesen kann, kann ich ihr einen Bescheid nicht mitgeben, und so müßte ich schon zu ihr reisen, um ihr zu sagen, daß sie bleibt, wo sie ist. Aber ich weiß schon, daß es nicht helfen wird. Ich kenne sie ja zu genau. Wenn sie mir sagen läßt, daß sie sich nicht vertragen kann, so weiß ich, daß es da hart hergeht, auf Hau und Stich; denn sicher wird es ihr sehr schwer, aus der belebten Stadt in unsere Einsamkeit zu gehn. Sie ist ein Mensch, der immer etwas unternehmen muß und Pläne schmieden.“ Und nun weinte sie heftiger. „O . . . o . . . ich habe unsern Herrgott wohl tausendmal gebeten, daß gerade dies nicht geschähe, daß meine Mutter in mein Haus käme; und nun soll es doch geschehn.“

Dem Vater in seiner Gutmütigkeit tat die Mutter leid und er wäre schon lange gern zu Wort gekommen. „Nun . . . nun . . .“ sagte er in seiner schwerfälligen, würdigen Weise, „ich finde es nicht so schlimm, daß die alte Frau zu uns kommt. Soviel ich von dir weiß — ich habe sie ja nur einmal gesehn — ist sie eine redliche Frau und, obgleich über siebzig, noch recht rüstig und kann dir noch manche Arbeit abnehmen.“

Aber die Mutter weinte heftiger. „Ich muß dir bekennen,“ sagte sie, „daß ich dir über meine Mutter niemals reinen Wein eingeschenkt habe. Ich habe immer gesagt, daß ich eine ansehnliche Wirtstochter sei, und an dem einzigen Tag, da du uns besuchtest, hat meine Mutter es so angestellt, daß es in der Tat nach etwas Rechtem aussah. Sie hat das ganze Nachbarhaus, das zufällig leerstand, mit hinzugerechnet und ich habe es dulden müssen. In Wahrheit ist mein Elternhaus eine einfache schmale Kate und nur eine geringe Herberge. Es kommen da nur Hausierer und Bettler und sogenannte Monarchen, das sind Landarbeiter, die heimat- und ruhelos durch das Land ziehn.“

„Nun,“ sagte der Vater in seiner langsamen Gutmütigkeit, „das ist ja nicht schlimm. Auch in solcher Herberge kann es ordentlich und redlich hergehn.“

„Ja," sagte die Mutter; „es kann wohl ordentlich und redlich hergehn; aber bei uns war es leider nicht der Fall. Das Schlimmste habe ich dir noch nicht erzählt ich habe dir noch nicht gesagt, daß meine Mutter kein guter Mensch ist."

„Ich dachte, daß sie gut wäre," sagte der Mann, „da du nur gut von ihr sprachst."

„Ja," sagte die Mutter, „das habe ich getan, weil sie meine Mutter ist und weil ich Ehre mit ihr einlegen wollte. Aber in Wahrheit steht es schlimm. Sieh, es kommen in solche Herberge zweierlei Art Menschen. Es kommen nachlässige und gutmütige; denen luchste sie das Geld ab, das sie durch Bettel oder Arbeit, oft auch durch eine leichtfertige Handlung oder wunderlichen Glücksfall in die Hände bekommen hatten. Und es kommen Schlechte und Scharfe; mit denen machte sie heimliche, nächtliche Pläne und half ihnen bei der Ausführung. Einige Male kam dies oder das, was in unsrer Herberge geschah, vor die Behörde, und die, welche sich vergangen hatten, kamen ins Loch. Aber meine Mutter, obgleich sie weder lesen noch schreiben konnte, kam immer heil davon."

Nun fragte der Vater nach dem, was ihm schon immer auf der Zunge lag: „Was sagte denn dein Vater zu dem allen?"

„O," sagte sie und weinte, „mein Vater war der beste Mann von der Welt. Ja, ich glaube, wenn es überhaupt einen Sündlosen gegeben hat, so war er einer. Er hatte kein Teil an dem Bösen, das geschah. Aber er war zu vornehm und zu gutmütig und schwieg; er schwieg auch aus Liebe zu seinen beiden Kindern, meinem Bruder und mir. Obgleich er schwach von Gesundheit war und fast immer kränkelte, tat er doch Tag für Tag die fleißigste und schwerste Arbeit, um von dem unredlichen Brot nichts zu essen, das die Mutter buk. Wie oft, erinnere ich mich, kam er schweißtriefend mit weher Brust und stöhnend vom Feld nach Haus!"

„Aber wie ist es möglich," sagte der Vater, „daß du in diesem Elternhaus ein so guter, frommer Mensch geworden bist? Nicht allein wir und die beiden Nachbarhöfe, sondern das ganze Kirchspiel weiß, daß du ein besonders frommer Mensch bist."

„Ja," sagte die Mutter, „das hat seinen Grund eben in diesem Elternhaus und seltsamerweise ebensosehr von Mutter wegen wie vom Vater. Sieh, wie ich so um vierzehn Jahr alt war und anfing, neugierig und mit anderen Ohren auf dies und das zu horchen, was die Gäste sagten, war da eines Tags ein besser gekleideter und beredter Mensch, der redete mit großer Sicherheit und gab Geld und Wein aus und verlangte zuletzt, daß ich bei ihm säße, und meine Mutter wollte es zugeben, um noch mehr Geld aus ihm herauszuholen, und gab mir schon einen Wink. Aber ich zögerte noch Ich weiß aber nicht, ob mein Zögern lange gedauert und mich vor schlechtem Leben bewahrt hätte; aber da hörte ich aus der andern Stube den schweren Schritt meines Vaters, der eben von der Arbeit gekommen, und sein Husten. Da riß ich mich los und lief zu ihm. Da er an meinen unruhigen Augen sah, in welcher Gefahr ich war, öffnete er sein Herz und sprach zum erstenmal von seinem Leben. Er sagte, daß er alles, was er dächte und täte, vor den Augen Gottes betreibe, so daß sich sein ganzes Leben vor den Augen Gottes abspiele. Gott aber ist mir, sagte er, ob ich es nun will oder nicht und ob es nun wahr ist oder nicht, so wie das Beste in mir und noch darüber hinaus. Und so mußt auch du vor Gottes Gesicht stehn, immer vor seinem Gesicht, dem Gesicht, wie das Beste, das in dir ist. Jeder Mensch, sagte er, hat sein besonderes Bestes . . . Du auch. Das ist Gott in dir. Dem gehorche! Vor dem stehe! Damit ich diesen Gedanken immer gegenwärtig hätte, prägte er mir drei Sprüche ein, die er, wie er sagte, immer bedächte und die ihn immer vor Gott stellten Der eine war: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und hüte dich, daß du in Sünde willigst. Wobei er sagte, daß ich, was Sünde sei, nicht von irgendwoher draußen, sondern aus mir selbst holen müsse. Der zweite Spruch: Gib mir, Gott, ein reines Herz und edle Gedanken. Als drittes empfahl er mir ein tägliches Vaterunser, das ich mit schlichter Andacht sagen solle.

„Mein Vater versuchte auch, meinen Bruder für seine Frömmigkeit zu gewinnen; aber der stieß ihn vor die Brust. Ich aber ging an jenem Abend zu ihm über. Und ich hielt nicht etwa lässig und gedankenlos zu ihm. Das hätte mir nicht geholfen. Dazu war das Leben in der Gaststube zu wild und die Versuchung zu stark; und ich war jung. Sondern ich hielt mit ganzem Herzen zu ihm. Ich konnte es aber trotz meiner Jugend, weil er mich Gott nicht lehrte als den Freund des Richtens, Strafens, Bereuens, Büßens, Leidens, Weinens, sondern mehr als den der schönen Ordnung, der maßvollen Weisheit, des frohen Lernens, des guten Lächelns, des Liebens, Mitleidens und des Schelmens.

„Als du mich in dies Haus holtest, hätte ich wohl auf den Gedanken kommen können, daß es nun nicht mehr nötig wäre, Gott vor Augen zu haben. Aber mein Vater hatte

auch daran gedacht. Auch wenn du einmal in ein reines Haus kommst, sagte er, fahre doch fort, Gottes Augen auf dich gerichtet zu sehn. Sie werden dich auch dort vor allem Bösen, als da ist: Trägheit, unordentliche Arbeit, Lügereien, endloses, leeres Geschwätz, unwahres oder eitles Getu, böse Laune oder Schwermut bewahren, dich aber keineswegs hindern, zu lieben, zu singen, zu lachen und ein wenig boshaft zu sein, ja sogar dann und wann einen kleinen Seitensprung zu machen."

Als die Frau dies alles gesagt hatte, atmete sie hoch auf; denn es war ihr nicht leicht geworden, es zu sagen und auch richtig darzustellen.

„Nun," sagte der Mann, „da du so fest in der Frömmigkeit stehst, kann es ja so schlimm nicht werden, wenn wir die Großmutter zu uns nehmen. Wer weiß, vielleicht gelingt es dir sogar, sie zu deinem Glauben zu bekehren."

Die Frau schüttelte traurig den Kopf: „Nein," sagte sie, „das gelingt nicht. Der eine kann glauben, der andre nicht. Er kann es nicht, auch wenn er will. Meine Mutter kann nicht; sie ist viel zu kalt dazu. Sie ist kalt wie Eis. Hu, ich sehe ihr Gesicht jetzt deutlich vor mir. Nein, meine Mutter ist durch und durch hart, und es gibt in der ganzen Schöpfung keinen Hammer, um die zu erweichen . . . Nein . . . ich habe im Gegenteil die große Sorge . . . und da liegt meine Not . . ., daß sie in meinem Hause siegen wird. Nicht über mich. Ich weiß Hilfe gegen alles Böse; ich mache die Augen zu, dann sehe ich Gottes heilige, ein wenig spöttische, schelmische Augen, so als wenn er sagt: Na, da bist du ja wieder . . . sofort weiß ich, was ich zu denken und zu tun habe. Aber ich fürchte für dich."

„Nun," sagte der Vater, ein wenig verletzt und mit sehr würdiger Stimme, die er immer hatte, wenn er seine Überlegenheit zeigen wollte, „in meinem Hause hat es immer geheißen: Manneshand oben. Ich denke, ich werde schon durchsetzen, daß sie singt, was ich vorpfeife."

„O," sagte die Frau, „so ist es nicht. In dem Punkt wird es keine Not haben. Es ist nicht ihre Weise, faul zu sein oder gegenan zu bellen. Sie ist immer fleißig und tüchtig und immer still, aber sie ist schlau und leise und wartet — und so überredet sie zu ihrem Willen. Und da habe ich deinetwegen große Sorge; denn so groß und stark du bist, mehr ein Elefant als ein Mensch, so ist doch dein Herz nicht stark."

„Ich denke," sagte der Vater, „daß ich mich immer als Mann erwiesen habe."

„Das hast du wohl getan," sagte die Frau und legte die kleine, abgearbeitete Hand auf seine große. „Wenn du nicht der richtige Mann wärst, könnte ich dich nicht lieb haben. Aber du bist im Grunde deines Herzens zu weich. Weißt du noch, wie du, als wir verlobt waren, deiner Schwester nachgabst? Ich war ihr als Schwägerin nicht recht, weil ich nicht Bauerntochter, sondern Wirtstochter war. Sie beredete dich so weit, daß du in Zweifel kamst, und ich weiß nicht, wie es abgelaufen wäre, wenn sie nicht um dieselbe Zeit mit ihrem Mann nach Amerika ausgewandert wäre. Und wie war es im vorigen Herbst mit dem Fohlen? Es war dein Wille, es noch nicht zu verkaufen, auch nicht so billig. Aber der Händler beschwatzte dich, so daß du genau das glaubtest, was er dir sagte. Erst nachher, als er mit dem Fohlen von der Hofstelle zog, bekamst du statt seines Willens deinen eignen wieder. Ja, so ist es. So groß und stark du bist, läßt du dich doch bereden. Und so fürchte ich, daß meine Mutter dich bereden kann."

„Ich kann mir nicht denken," sagte der Mann, „daß ihr das gelingen sollte. Ich bin doch in die Schule gegangen, auch konfirmiert worden; und ich habe dort ganz gut meinen Mann gestanden."

Sie wollte ihn nun nicht daran erinnern, daß er in der Schule, grade wie sein Sohn, es nur bis zur dritten Bank gebracht hatte und von dieser Bank aus konfirmiert worden war. Man hatte ihr erzählt, daß er immer ganz sicher und ruhig auf seinem Platz gesessen, so als wenn er dem Unterricht folgte und etwas wüßte, und daß er sonderbarerweise dasselbe Gesicht auch behalten hätte, wenn der Lehrer oder der Pastor ihn vergebens um eine Antwort gefragt. Sie mochte ihn auch nicht daran erinnern, daß er im ganzen Jahreslauf nicht einen einzigen Brief oder Rechnung schrieb, sondern alles Schreibwerk ihr zuschob, so daß sie überhaupt noch niemals ein Schriftstück von ihm gesehen hatte, und nicht sicher war, ob er außer seinem Namen überhaupt noch schreiben könnte. Nein, er war kein Held. Schon daß er, der so wenig geleistet hatte, noch wagte, von seinem Schulbesuch und seiner Konfirmation ein Wort zu sagen, war Beweis genug, daß es auf diesem Gebiet nicht gut mit ihm stand. Aber sie mochte ihm das alles nicht ausführen und so sagte sie nur: „Es kommt auf das Wissen nicht an; das ist das wenigste. Viel wichtiger als Wissen ist der Wille. Und da ist meine Sorge, daß du ein gutmütiger Mensch bist. Man kann nämlich durch Schwäche oder Kränklichkeit des Willens ebensoleicht auf Irrwege kommen,

wie durch übergroße Stärke. Und so fürchte ich, daß sie dich zum Bösen bereden wird. Ich fürchte es um so mehr, da wir in Not sind Unsere Hauptnot ist das Haus. Und so fürchte ich, daß sie dich bereden wird, das Haus anzustecken."

Da lachte der Vater in seiner hübschen, leisen Weise und sagte: „Herr, des Himmels, das sollte ich tun? Und dann wohl gar überführt werden und ins Zuchthaus kommen . . . Kopf geschoren und eine kurze graue Jacke? Nun bist du unklug."

„Du magst über meine Sorge lachen und reden, soviel du willst," sagte die Mutter; „ich habe diese große Sorge. Und ich bitte dich um dies eine: laß sie nie erfahren, daß wir in Not sind; denn dann fängt sie an, Pläne zu machen, das mußt du mir versprechen."

Nun mochte der Mann aber nichts mehr von dieser Sache hören. Die Unterhaltung strengte seinen Geist zu sehr an. Er hielt es auch für richtig, der Unterhaltung von sich aus ein Ende zu machen. Also sagte er: „Das will ich dir gern versprechen. Und in allem übrigen denke ich, daß ich mit ihr fertig werde. Die Hauptsache, was mich bei der Sache angeht, ist, daß sie arbeitslustig und noch rüstig ist, wie du sagst, und uns eine Arbeitsfrau von der Tür hält."

Bendix in seiner Kammer horchte, nachdem es bei den Eltern still geworden, eine Weile auf den Sturm, der den Regen gegen das kleine Fenster schmiß. Seine Gedanken wendeten sich zu dem Dach, und er stellte sich vor, wie es, mitsamt seinen Balken und Sparren, auch in dieser Nacht mehr und mehr verfaulte und überall Wasser durchließe, in die Ställe, auf den Kornboden, aufs Heu, in Küche und Keller, und wie der nächste Sturmstoß gegen die ungeheure Schrägung das Dach vielleicht eindrückte und dann auch die Gegenseite zusammenbräche. Er hörte seine eigene Stimme, wie er Balder, der sich über diesen kläglichen Zustand beschwerte, auseinandersetzte, wie sie keinen Weg wüßten, es zu ändern. „In jeder Sturmnacht," sagte Balder mit seiner langsamen, dröhnenden Stimme, „sind wir in Gefahr, daß wir unter dem großen Dach befallen." Was sollte er antworten? Er konnte nur mit den Schultern zucken.

Nun kamen seine Gedanken zum Großvater und zu seinem Wesen. Er war ein Frommer gewesen, hatte die Mutter gesagt. Ja, das hatte sie ihm auch früher schon erzählt. Und als Folge seiner Frömmigkeit hatte er drei Eigenschaften gehabt: er hatte aufs fleißigste gearbeitet; er war in Worten und Werken redlich gewesen und war drittens immer freundlich und zuweilen ein Schelm gewesen. Jawohl, das war so in Ordnung. Das war eine richtige und gute Sache. Und so war die Mutter auch. Ja, ja. Alles in Ordnung. Und auf welchem Boden wuchs noch dies dreiblättrige goldne Kraut? Da, wo Gottes Augen die Erde beglänzten. Und wie hießen noch die Worte, die Gottes Augenlicht herbeizauberten? Und er suchte sich der Sprüche der Mutter zu erinnern.

Aber nun ließ die Teilnahme hierfür nach. Ja, er ließ es fallen, hierüber nachzudenken, so als wenn es zu fern für ihn wäre, zu geistig, und seine Gedanken kamen zur Großmutter. Und diese Gedanken drängten sich nun ungestüm vor. Es beschäftigte seine Seele in seltsam andrängender Weise: daß sie kommen wolle . . . wie sie wohl aussähe . . . und daß sie böse wäre. Besonders dies letzte. Er hatte den vergangenen Winter lang in hohen, luftigen Gedanken gelebt, in hellen, funkelnden Schlössern. Die waren zusammengestürzt und er hatte sich auf seinem Hintern auf der blanken Erde gefunden. Er hatte nicht alles verstehn können, was die Mutter über die Großmutter gesagt; aber er fühlte, daß sie nicht ein Zugvogel wäre, über den Dingen in der Luft, sondern ein Fuchs oder eine Maus in Gras und Kraut, und daß sie dort ein Meister wäre; und es reizte ihn, diese ihm neue Welt näher zu besehn. So lag er und grübelte heftig.

Als er am andern Morgen erwachte und diese selben Gedanken wieder über ihn kommen wollten, fühlte er sie als eine bedenkliche Versuchung und wehrte sich ihrer. Er höhnte über sich selbst, stieß seinen Mitschläfer an und sagte: „Du, nächstens kommt meine Großmutter zu uns ins Haus."

Tobias wurde sogleich hell wach, da es eine Neuigkeit und Wunder war. Er setzte sich aufrecht, und indem er sich die Augen rieb und sie dann auf seinen Freund und Herrn warf, sagte er: „Kommt sie in der Kalesche?"

Es zuckte ihm durch den Kopf, zu sagen: ‚Durchaus nicht. Vielmehr auf einem Besenstiel.'

Aber da erschrak er und sagte in der bedächtigen, großväterlichen Weise, die er seiner Schwester und Tobias gegenüber hatte: „Nein . . . nein . . . das nicht . . . Aber sie ist eine sehr kluge Frau, und man weiß nicht, was möglich ist."

(Fortsetzung des Romans folgt)

Vincent van Gogh

Der Weg zu seiner Kunst

Von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Knapp

Es gibt ausgeglichene, glückliche Naturen, in denen Wille und Kraft, Physis und Psyche, Begehren und Können in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen, die dazu in eine ihrem Wesen entsprechende Zeit hineingeboren, vollkommene Betätigung ihrer Kraft finden. Daneben jedoch stehen unruhevolle Geister, denen dieses Gleichmaß nicht innewohnt, in denen aber eine treibende Unruhe ist, stürmisch er-

Selbstbildnis des Künstlers vom Jahre 1888. Amsterdam, Reichsmuseum

regte, von irgendeinem Dämon gefolterte Naturen. Soll man diese oder soll man jene die künstlerischen nennen, sind diese oder jene die schöpferischen Geister, hat man die einen als die normalen, die andern als die pathologischen zu bezeichnen? Das letztere geschah im besonderen bei einem Künstler, der heute dank gewissen Ereignissen wieder in das Sehfeld des Interesses gerückt ist, bei Vincent van Gogh. Zu den aufsehenerregenden Fälschungen (32 Stück im Kunsthandel) kam die Wander-Ausstellung der großen Sammlung Kroeller-Müller im Haag (in Karlsruhe, Berlin u. a.). Gewisse Kreise, vor allem die Anhänger der neuen Sachlichkeit, hatten geglaubt, daß mit der Erledigung des Expressionismus, als dessen Hauptführer van Gogh gilt, auch er in der Versenkung verschwinden würde. Aber wir haben es im Verlauf der letzten Jahrzehnte oft genug erfahren, daß Richtungen, Schlagworte, Programme sich zwar schnell erledigen, daß aber daneben etwas Feststehendes bleibt: die Macht der Persönlichkeit. Besser gesagt: das einzig Wertvolle, Ewigbleibende in dem Treiben der Zeit ist das Persönliche.

Solche Persönlichkeit nun ist Vincent van Gogh. Was sie emporhebt über das Niveau der Zeit und sie Anteil nehmen läßt an der Ewigkeit, ist das nicht durch Mode, Schlagwort oder ein von anderer Seite erfundenes Programm Bedingte, sondern die innere Zwangsnotwendigkeit, mit der sie aus sich heraus eigne Kunst schafft, kurz, die große innere Einheit seines Wesens und seines Schaffens, die das Zeitprogramm, das diesmal französischer Impressionismus heißt, vollkommen umprägt und ihr neue, nie geahnte Werte verleiht. Es kann nicht der Zweck dieser kurzen Betrachtung sein, die Entwicklung des Meisters und die vielfältigen Wirrsale, die eben sein Wesen und sein Wirken werden ließen, hier vorzuführen. Das gehört in eine größere monographische Abhandlung. Da wird dann auch erkenntlich, wie — ganz entsprechend der Sonderheit derartig erregbarer Naturen — Vincent nicht nur in der Bildersprache der Kunst, in Farbe und Pinselstrich seine individuelle Aussprache fand, sondern auch seine Briefe an seinen Bruder Theo sind einzigartige Tagebuchblätter eines Künstlerlebens voller Kämpfe und Zweifel.

Man fühlt sich an keinen anderen denn an Anselm Feuerbach erinnert, an sein Vermächtnis, an die Briefe an seine Mutter. Nicht nur, daß der Künstler sein Herz ausschüttet, die Bedrängnisse seiner Seele schildert, die Not eines unendlich mühseligen Daseins vorführt, sondern diese Briefe sind auch erfüllt von herrlichsten Naturschilderungen, von poetisch-romantischer Wiedergabe zartester Eindrücke, die seine äußerst empfindsamen Sehnerven zum Reflektieren reizten. Man hat hier beinahe noch mehr als bei seinen Bildern den Eindruck, daß seine offen daliegenden Nervenenden von dem leisesten Windhauch duftigster Lichtatmosphäre aufgeregt und in zarteste Zuckungen versetzt werden. Die Bilder, die vor unserem inneren Auge auftauchen, sind von ähnlicher Lebendigkeit und von unendlichem Reiz, wie seine Gemälde, die oft die Ausführung dessen sind, was er innerlich geschaut hat. Hier möchte ich den berühmten Brief vorführen, in dem er sein Schlafzimmer in Arles schildert und dem er eine Zeichnung beifügt:

„Mein lieber Theo. Ich schicke Dir hier eine kleine Zeichnung, um Dir wenigstens einen Begriff von meiner Arbeit zu geben. Heute habe ich wieder damit begonnen. Meine Augen sind ermattet, aber enfin ich hatte eine ganz neue Idee im Kopf und hier schicke ich Dir eine Zeichnung davon. Immer eine Leinwand zu 30. Dieses Mal ist es ganz einfach mein Schlafzimmer. Nur die Farbe muß hier die Sache machen und durch ihre Vereinfachung der Dinge einen größeren Stil und die allgemeine Suggestion der Ruhe und des Schlafes geben. Der Einfluß des Bildes muß den Kopf oder vielmehr die Phantasie beruhigen. — Die Wände sind von einem hellen Violett, der Boden hat rote Fliesen. Das Holzbett ist gelb wie frische Butter, der Vorhang, die Decke und die Kopfkissen sind zitronengelb und grün und ganz hell, die Bettüberzüge scharlachrot, die Fenster grün. Der Waschtisch ist orangefarben, die Waschkanne blau; die Türen lila, und das ist alles und sonst nichts im Zimmer. — Die viereckigen Möbel müssen eine unerschütterliche Ruhe ausdrücken. Porträts, ein Spiegel, ein Handtuchhalter und einige Kleider hängen an der Wand. Der Rahmen soll weiß sein, weil es sonst nichts Weißes im Bild gibt. Das gleicht die erzwungene Ruhe, die ich ausdrücken mußte, aus. — Ich werde morgen den ganzen Tag daran arbeiten, aber Du siehst, wie einfach die Komposition ist. Schatten oder gedämpftes Licht sind unterdrückt, so daß es mit vollen und freien Tönen wie bei einem Farbenholzschnitt koloriert ist."

Die dem Brief beigegebene Zeichnung stimmt mit dem ausgeführten Bild, das sich in Weimar befindet, überein. Die Wirkung des Bildes hat in dem zarten Duft der Farben, dem beruhigt Klaren der einfachen Linien und der schönen Ausgeglichenheit, mit der

hier die Komplementärfarben Rot und Grün, Gelb und Blau, dazu ein feines Violett zusammengebracht sind, unbedingt etwas Heiter-Ruhevolles von einer musikalisch klingenden Lichtseligkeit. Kein Schwarz, kein schwerer, erdenhafter Ton, kein grelles Weiß stört die Harmonie. Wir spüren so etwas von der heiteren Schönheit dieser Seele, die leider allzu eng in einen gebrechlichen Leib eingebunden war. Wie konnte es auch anders sein bei einer von Liebe, Hingabe an das Leid anderer und Opfersinn erfüllten Samariternatur, als welche sich dieser Künstler auch im Leben betätigt hat! Ich betone das, weil man bei van Gogh in gleicher Weise wie bei Mathias Grünewald das Ekstatisch-Religiöse, die machtvolle Emphase, in ein Zerrbild des Expressionismus hineingebracht hat.

Schlafzimmer des Künstlers in Arles. Gemälde. 1888. Amsterdam, Reichsmuseum

Man möge sich also von dieser Verzerrung fernhalten und an das Werk des Meisters mit frohem Mut, nicht mit düsteren Nachtgedanken herantreten, immer wieder erstaunend und bewundernd, wie dieser von allen

Allee bei Nuenen. Gemälde von 1884. Rotterdam, Boymans-Museum

Seineufer. Gemälde aus der Pariſer Zeit. 1886—1888
Amſterdam, Sammlung V. W. van Gogh

Arlesierin. Gemälde nach einer Zeichnung von Paul Gauguin. Gegen Ende 1888
Amsterdam, Reichsmuseum

bittersten Nöten des Lebens hart wie kein zweiter verfolgte Mensch in der Kunst ein wundersam seliges Verklärtsein offenbart. Es wird bizarr klingen, aber es hat einen Schein von Wahrheit, wenn ich sage, daß ich manchmal bei ihm an Watteau gedacht habe, von dem wir auch wissen, daß sein kurzes irdisches Dasein voller Krankheit und Leid war, daß aber keiner gleich heiteren Frohmut zu bannen vermöchte wie er. So kommen wir auf das anfangs Gesagte in dem Sinne zurück, daß wir das Innerlich-Zerrissensein gerade bei diesem Künstler ausschalten, so endloses Gerede auch davon gemacht ist. Wir erkennen, daß sich eine Lichtseele ihre Sprache sucht und auf den zarten Harfensaiten seines künstlerischen Instrumentes uns die entzückendsten Gesänge vorklingen läßt.

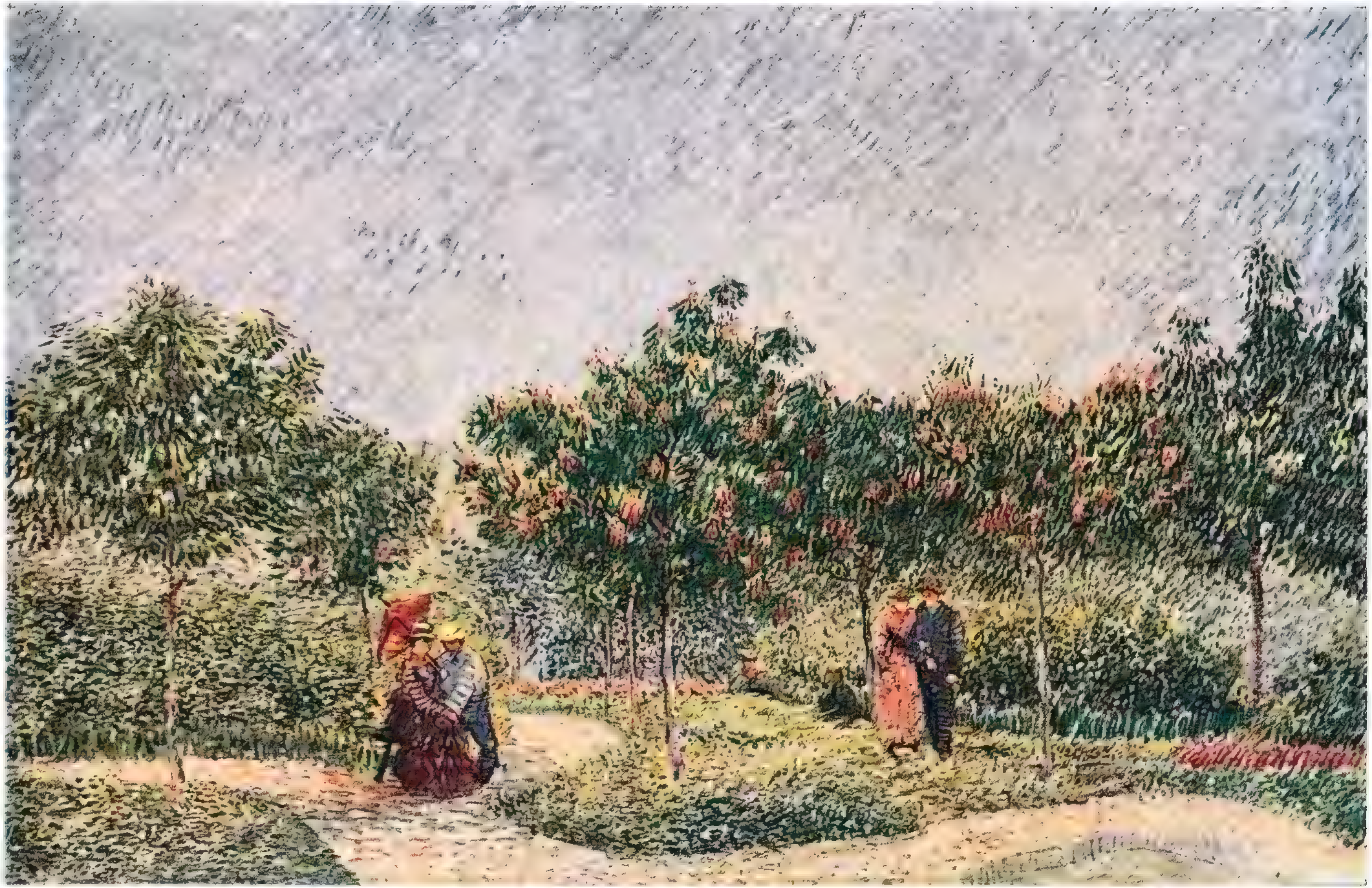
Man hat gerne von dem Widerspruch zum Impressionismus gesprochen und dem Gegensatz des Germanischen in ihm zum Roma-

Barken am Strande von Saintes Maries. Ausschnitt aus einem Gemälde vom Juni 1888
Pariser Privatbesitz

nischen im französischen Impressionismus, in den er während seiner letzten Jahre in Paris-Arles untertauchte, vielleicht allzu- sehr Gewicht gegeben. In dieser platten Formel stimmt das nun doch nicht. Den berauschenden Nektar dieser schönheitlich-ästhetischen Lichtmalerei hat er voll und ganz und mit Wollust ausgekostet. Er bleibt in seiner Kunstsprache ein moderner Meister, nicht etwa einer, der mit eigenwilliger Gewaltsamkeit sich neuen Formeln zuwendet. Aber er biegt doch ganz bestimmt diese Richtung um und bringt einen anderen, tieferen Seelengehalt in diese Sprache lichtgelöster Farben hinein, was wir vielleicht als das germanische Grundelement seines Wesens bezeichnen können. Was bei den Franzosen in rein ästhetischem Schönheitsrausch und mit ruhevoller Bewußtheit der künstlerischen Mittel geformt ward, das beseelt er mit einem inneren Beglücktsein an den Schönheiten der lichtstrahlenden Natur. So läßt er seine Harmoniegesänge zartester Farbenakkorde, die ganz gewiß nichts Weltabgewandtes haben und denen jede Düsterkeit, ja jeder Hauch von Schatten fehlt, erklingen.

Damit ist jedoch nicht alles gesagt: Wichtig ist zu betonen, wie heißglühend die Flamme der Begeisterung aus ihm herausbricht, wie fern von jedem gleichgültig-klugen Abwägen und Berechnen, also jedem romanischen Rationalismus abgewendet der Druck und der Strich seines Pinsels, die Führung seiner Hand ist. Damit sind wir bei dem Kapitel der Beseelung des Handwerkes angelangt. Wir spüren in dem Harmoniezusammenklang, von dem wir sprachen, in der Art des Farbenauftrages und der Pinselführung die Rhythmik seiner Seele. Auch da haben wir ein ganz anderes, neues Gebaren festzustellen. Wir erkennen hier eher die Hemmnisse, die ihm entgegenstehen, wenn seine innerlich so heitere und milde, menschenfreundliche, jeder

Montmartre. Gemälde aus der Pariſer Zeit. Zwiſchen 1886 und 1888
Amſterdam, Städtiſches Muſeum



Park von Asnières. Gemälde aus der Pariser Zeit. Zwischen 1886 und 1888

Der Säer. (Nach Millet.) Gemälde aus St. Rémy. Um 1889

materiellen Neigung ferne Seele Ausdruck fordert. Da ist so etwas wie Dissonanz, wenn wir sehen, wie ein in Licht und Komplementärfarbenakkord ausgeglichenes Farbenspiel mit einer gewissen nervösen Unruhe aufgesetzt ist und wenn zu dem Verträumtsein in solch schönheitlichen Akkorden so etwas wie das Sehnsuchtsverlangen in unendliche Weiten kommt. Das zeigt sich besonders an seinen Landschaften, wo er dem Drang in die Tiefen, in die Raumferne durch sprunghaftes Absetzen des Striches zum Ausdruck bringt.

Damit ist das gewichtigste Moment in van Goghs Kunst herausgehoben:

Die Abwendung vom reinen Naturalismus, von dem inneren Unbeteiligtsein bei der Wiedergabe einer Naturimpression im Bild. An deren Stelle tritt das Hineintragen persönlicher Empfindung in das Bild.

Brücke von Arles. Gemälde aus Arles. Um 1888. Köln, Wallraf-Richartz-Museum

Man hat dies zu anderen Zeiten Manierismus genannt. Mit ihr setzte die Abwendung von der Renaissance und ihrer Naturwahrhaftigkeit ein; Michelangelo war es, der damit die Vorbereitung zum Barockstil brachte. Daß bei van Gogh das große malerische Ziel der Zeit, die Freilichtnatur und ihre lichtdurchtränkte Atmosphäre bestehen blieb und keinesfalls etwa ein erzwungener Formalismus oder eine Helldunkelmalerei einsetzte, habe ich schon herausgehoben. Man soll an die Werke dieses Meisters mit dem impressionistisch geschulten Auge des modernen Menschen, der ja auch in der Nacht kaum noch die Dunkelheit kennt, herantreten. Dann aber möge man den Gefühlen des Künstlers zu folgen versuchen und im Motiv, ferner in der Verarbeitung des Themas die ganz persönliche Note herauszulesen streben. Ich sage ausdrücklich herauslesen; denn man muß dem Druck seiner Hand, der Führung seines Pinsels wie dem graphologisch aufschlußreichen Zug einer Handschrift folgen. Mit dem Erfassen dieser seiner Handschrift erschaut man die Regungen und Stimmungen, die Zuckungen dieser hochempfindsamen Künstlerseele, die nicht leer Schönheitliches bringt, sondern uns erlebtes Erschauen der Natur und ihrer Lichtschönheiten vorführt. Insofern ist seine Kunst tatsächlich zum Expressionismus umgebogener Impressionismus.

All dieses ist gesagt, daß jeder, der an Werke dieses Meisters tritt, einigermaßen vorbereitet sei auf das, was uns das Wesentliche erscheint. Keinesfalls darf man mit düsteren Nachtgedanken oder damit kommen, daß wir hier eine pathologische Kunst vor uns hätten. Gewiß wohnte diese empfindsame Seele in einem kranken, durchaus gebrechlichen Körper. Aber wir gewinnen den Eindruck, als ob die Seele doch nur mehr zufällig an den Körper gefesselt sei, und daß ein kranker Körper, und mag er auch noch so sehr krank sein an nervenzerrüttendem Leid, noch keine kranke oder dunkle Seele bergen muß. Grade der lichte, alles verklärende Glanz seiner Seele ist es, dem wir uns ergeben sollten, wenn auch bei solcher geistigen Verfassung leicht eine nervös wirkende Empfindsamkeit bemerkbar wird. Wir fragen uns dabei ernstlich, ob die Widerstände, die ihm das materielle Dasein in beinahe erdrückendem Maße bot, Hemmnisse oder Ansporne zu seinem leidenschaftlich übertreibenden Kräftespiel wurden,

d. h. ob sie zu seinem inneren Ich gehörten oder ob sie nur äußerlich mit ihm verbunden waren. Auch jedem, der das schicksalsreiche Leben kennt, erscheinen dann mehr noch als dem Unwissenden die Energie und die Willensbewußtheit seiner Kunst um so gewaltiger. Dabei muß betont werden, daß er durchaus Künstler bleibt und daß die Formsprache seiner Kunst, Farbenkomposition, Lichtphänomen, Pinselführung sprechendes Ausdrucksmittel seiner seelischen Erlebnisse sind, ja noch mehr, man darf nicht in dem Sinne von seelischen Erlebnissen sprechen, daß es religiöse oder soziale Ereignisse sind, die ihn erregen und wofür die Farbe und das Bild nur Symbol sein sollen, sondern alles ist aus einem künstlerischen Erleben von der farbigen Natur geworden, in der er den Herzschlag des Lebens, das Klopfen der Zeit verspürte.

So müssen wir uns vor jedem Bild fragen: was hat ihn besonders dabei gereizt? Gehen wir von den einfachsten Motiven aus: malt er ein Stilleben, etwa Sonnenblumen, so wird daraus eine hinreißende Symphonie in Gelb. Vor lichtgelbem Grund stehen in einem gelben Topf auf braunem Tisch die gelben Blumen, denen er ein andermal einen lichtblauen Grund gibt. Zartes Grün in dünnen Blättern klingt fein dazu. Nicht das Gegenständliche, sondern das Tonale der Farben, die Farbenmusik, ist es, die ihn reizt, besser gesagt, die er an einem ganz simplen Naturmotiv erklingen läßt. Wir fragen uns ernstlich, warum es hier in der Malerei nicht ähnlich sein soll wie in der Musik, wo der Künstler dem einfachsten Instrument aus Holz und vier gespannten Saiten die Schönheiten der Töne entlockt. Solch ein Instrument ist die Palette des Meisters und der Pinsel, mit dem er die Farbe auf die Leinwand aufträgt, gibt den Strich, den Anschlag, der die Farbtöne weich und hart, sanft oder leidenschaftlich, seiner jeweiligen Stimmung entsprechend, zusammenklingen läßt.

Wie er dazu kam und was er mit seinem Linienzug auszudrücken strebt, dafür seien ein paar Landschaften angeführt. Das älteste Stück stammt aus der Zeit, nachdem er im Haag bei dem Holländer Anton Mauve in der Lehre war. Es ist eine Brabanter Landschaft von einem noch etwas schweren Grundton, was nicht grade als besonders modern bezeichnet werden kann. Im Stimmungscharakter der Landschaft vermag die lichte Durchsichtigkeit noch nicht die Oberhand zu gewinnen. Graue Schatten mischen sich zu den gelblichen Tönen des Blattwerkes und eine graue Wolke verhüllt ein wenig den in der Ferne blauaufleuchtenden Himmel. Es ist die Malweise der Holländer um 1880, der Israels u. a. Die nächste Landschaft führt uns nach Paris und an das Ufer der Seine. Das ist ausgesprochener Pariser Impressionismus der Monet-Pissaro-Sisley-Gruppe. Alles ist lichtgelöst in dem zarten Duft der zart zitternden Atmosphäre. Vollkommenes Vergehen aller materiellen Realität der Dinge, nur ein ästhetisch feines Schillern in lichtesten Farben. Der Farbauftrag macht nicht den Anspruch, besondere Willensakzente wiederzugeben, er bringt jedoch der Naturerscheinung entsprechend die zartesten Strichunterschiede: nur darum verstreicht er die Farben im Wasser weich, tupfelt das Ufer mit Flecken, trägt die dichten Baumkronen breiter hin und legt die Wolken hinten ganz dünn auf den blauen Himmel auf. All das charakterisiert das Bild als ein Werk des Pariser Aufenthaltes. Dann sei noch eine Landschaft der letzten Zeit angeführt, die Ebene von Anvers darstellend vor 1890. Dort ist es nicht mehr die innerlich gleichgültige Reflexion eines Natureindruckes, sondern das starke Beteiligtsein des Künstlers an dem Naturerlebnis, d. h. der Impressionismus biegt um zum Expressionismus. Das Erlebnis ist das der unendlichen Weite, nirgends ein Halt, nirgends ein Ziel, hemmungslos geht es in die Tiefen, in die Unendlichkeiten, dem sein irdisches Sehnen in echt germanischer Weise zugewandt ist.

Diesem ideellen Drange, nicht der materiellen Realität Ausdruck zu geben, folgt der Künstler. Wir spüren den Marschschritt, besser gesagt: den rasenden Flug in die Tiefen. Vorn noch eine breite Schicht mit breiten, fast horizontalen Strichen als eine Sphäre naher Ruhe charakterisiert; dann geht es in leise parallel gelegtem, vertikalem Linienzug absatzweise in die Tiefen. Hie und da deutet ein horizontaler Streif ganz zart die Distanzen an, die, in der Tiefenrichtung gesehen, natürlich immer kürzer werden. So wird der Pinselstrich in seinem lebendigen Bewegungsdrang zum sprechenden Organ sehnsuchtsvollen Weltallgefühles, das in gleicher Weise in der lichten Sonnigkeit und zarten Durchsichtigkeit der atmosphärisch gestimmten Farben den gleichen Grundton anschlägt. Das ist lichte, freudige, in Seelenschönheit und Lichtharmonie verklärte, innerlichst erlebte Natur.

Dazwischen stehen Werke, die auf eine weitere Quelle des Künstlertums van Ghogs weisen, auf Millet und seinen sentimentalen Realismus der Barbizonschule.

Der Säer geht im Motiv auf ihn zurück.

Stilleben mit Handschuhen. Gemälde aus Arles. 1889
Amsterdam, Sammlung van Blaaderen

Die Eisenbrücke von Trinquetaille
Gemälde aus Arles. 1888. Breslau, Sammlung M. Silberberg

Wir spüren aber, daß der Pleinairismus Manets und der Impressionismus Monets dazwischen liegen mit der viel mehr hellgestimmten Farbenskala. Das ganze Bild überschüttet Gogh mit einem Meer von kurzen, weichen Strichen. Auch das Figürliche ist dem Schicksal der Auflösung, der Magie dieses weichen Zuges in violettlichen Wellen unterworfen. Das Vibrieren der Atmosphäre geht durch alles, und dabei ist das, was bei Millet vielmehr den Klang abgestimmter, nur leise schwingender Stimmung hat, deutlich in ein mehr lebendiges Bewegungsspiel hineingebracht. Die Farbenakkorde sind von äußerster Zartheit, so daß der Eindruck von nervöser Empfindsamkeit geweckt wird.

Immer aber muß man vor seinen Bildern fragen, was er geben will; ist es die Ruhe oder das bewegte Leben? Gelegentlich reizen ihn auch starke Akzente. So ist es auf dem Strandbild. Das leuchtende Rot des vorderen Bootes, dazu der Komplementärfarbton in Grün bei dem zweiten Boot, die er als Hauptakkord anschlägt; dazu kommt besonders auf seinen Landschaften immer ein lichtes Gelb, violettliche und zartblaue Farben. Auf dem Stilleben mit den Äpfeln im Korb sehen wir zu dem matten Gelb des Tisches das Schwarz der Handschuhe, zu dem Rot und Orangegelb der Äpfel und des Korbes das in bewegten Strichen aufgetragene Blaugrün der Kiefernzweige kräftig zusammengestimmt. Eine Reihe von Kanalbildern mit Zugbrücken wollen dagegen einem beruhigten, schönheitlichen Genießen der lichten Herrlichkeit der sonnengelösten Wirklichkeit Ausdruck geben. Ebenso zart und fein wie die Farben gegeneinander abgewogen und zusammengestimmt sind — die verschiedenfachen Stufen in lichtestem Blau und Gelb, dazu das Grün der Wiese, der Pappeln und fein eingemischtes Rot an der Brücke und an den Dächern hinten —, ist auch das Linienspiel, wo die weich geschwungene Horizontale der steinernen Brücke in den gelösten Linien des Zuggerüstes ausklingt und in der Horizontale der Pappeln einen feinen Gegenklang findet.

Feldarbeiter. Gemälde aus St. Rémy. 1889. Amsterdam, Städtisches Museum

Gerade diese Weisen in Goghs Lichtgesängen wollte ich herausheben, um jene Übertreibungen der psychopathischen Seite des Künstlers zurückzudrängen, damit ein schlichtfreudiges Genießen seiner Kunst an Stelle jener Verzerrung trete. Bilder von Landarbeitern, Webern usw. charakterisieren sein Interesse für das Volk, das einfachste Menschentum. Trotz der furchtbarsten Leiden, die in einem arbeitsreichen, notgedrängten Leben über ihn kamen und die ihn oft genug an sich und der Welt verzweifeln ließen, ihn schließlich dazu brachten, das gebrechliche Dasein zu beenden, wird in seiner Kunst immer wieder eine fast überirdische Schönheitsfreude sieghaft, eben ein Beweis, daß in jedem Künstler das eigentlich Schöpferische nicht erdgebunden, sondern erdgelöst ist. Nur wer die Sehnsucht in sich hat, aus einem harten, häßlichen, materiellen Sein heraus in höhere Schönheiten zu gelangen, nur ein innerlich Verklärter vermag höhere Verklärung zu bringen, kann schönheitlich gestalten, darf Künstler sein. Gewiß ist Vincent van Gogh einer, dem ein anderes über der Welt Stehendes als Ideal vorschwebt, der eben sein Ideal der Welt vorstellt und so die anderen in seine Reiche, in seine Sphären emporhebt.

Seine Lebensgeschichte, die von seiner Geburt am 30. März 1853 bis zu seinem Tode am 29. Juli 1890, also nur 37 Jahre umfassend, führt, der Einblick in seine anderen geistigen Hinterlassenschaften, in seine Briefe kann hier nicht gegeben werden. Das bedarf viel zu sehr eines intimen Sichversenkens. Hoffentlich aber leiten diese kurzen Vorführungen dazu, nicht allein das Schmerzhafte, sondern auch das Beglückende an seinem Sein und Schaffen zu erfassen und schließlich noch nach tieferen Auseinandersetzungen über diesen künstlerischen Menschenbeglücker zu suchen. Man hat ihn ob seines Gebanntseins an eine ihm fremde Zeit als Märtyrer bezeichnet, man kann ihn aber auch einen Heiligen, einen Prediger in der Wüste nennen, der die Mitwelt mit einem Ideal von der schönheitlich verklärten Wirklichkeit tief beglückt. Damit komme ich auf das anfänglich Gesagte zurück. Eine Formel für das Genie läßt sich nicht aufstellen, nur die, daß die inneren Kräfte übergewaltig sein müssen. Es gibt ausgeglichene, künstlerische Kraftnaturen — ich

Meine Zeitgenossen aus dem 18. Jahrhundert

Von Adolf von Harnack

Ich bitte meine verehrten Leser und Leserinnen, diese Überschrift nicht für seltsam oder gar für anspruchsvoll zu halten — ich will einfach von Männern und auch von einer Frau erzählen, die noch im 18. Jahrhundert geboren sind und für mein Leben bedeutungsvoll waren; dafür weiß ich keine bessere Überschrift. Im Alter löst man sich leise von der Gegenwart; statt dessen werden die Erinnerungen an die Vergangenheit lebhafter und schließen sich mit dem Ausblick auf die Generation der Enkel eigentümlich zusammen. Mir wenigstens geht es so, daß mich die Enkel zu jener Zeit zurückrufen, „da ich noch selbst im Werden war", aus der „die lieben Schatten" auftauchen, die einst mit lebendiger Kraft mein Leben mitbestimmt haben.

*

Geboren bin ich 1851 zu Dorpat, wo mein Vater Professor der Theologie war; aber schon im Jahre 1853 siedelte er in derselben Eigenschaft nach Erlangen über, um dann im Jahre 1866 in seine alte Stellung nach Dorpat zurückzukehren und dauernd dort zu bleiben. Ich habe also meine Kindheits- und Knabenzeit in Süddeutschland, die letzten Gymnasialjahre aber und meine ganze Studentenzeit im nordischen deutschen Kolonialland, in den baltischen Provinzen, verlebt.

Von meinen Großeltern habe ich nur meine Großmutter mütterlicherseits gekannt; die anderen waren lange vor meiner Geburt gestorben; aber außer meiner Großmutter väterlicherseits, die schon als junge Frau dahingegangen ist, haben jene andere Großmutter und die beiden Großväter den Geist meines väterlichen Hauses fortwirkend aufs tiefste bestimmt. Mein Großvater Harnack, als Geselle aus Ostpreußen nach Petersburg ausgewandert, war dort als angesehener Schneidermeister tätig; entscheidend aber für sein inneres Leben wurde es, daß er sich in Petersburg Johannes E. Goßner anschloß, der 1820 bis 1824 dort gewirkt hat. Goßner, damals noch katholischer Geistlicher, aber aus jenem frommen Sailerschen Kreise in Bayern stammend, der auch die evangelische Frömmigkeit befruchtet hat, war von Freunden Alexanders I. nach Petersburg für eine überkonfessionelle Evangelisation berufen worden. Der gottinnige, schlichte Mann, der später bekanntlich zum Protestantismus übergetreten ist und in Berlin bedeutende Werke der Inneren und Äußeren Mission begründet hat, entfaltete in den wenigen Jahren seiner Petersburger Zeit eine große Wirksamkeit und zog auch meinen Großvater und seine Familie in seinen Kreis. Mein Vater ist später strenger Lutheraner geworden, aber nicht nur hat er bis zuletzt in Verehrung Goßner Dank gewußt, sondern auch sein inneres Leben und seine Kirchlichkeit blieben durch die lebendige Frömmigkeit dieses Mannes bestimmt. Mit ihm hat er von einer Vermengung der Religion mit Machtpolitik nie etwas wissen wollen. Dieses Erbe rein und in Ehren zu halten und über die konfessionellen Zäune hinwegzuschauen, war mir stets ein tiefes Anliegen.

Mein Großvater mütterlicherseits, Gustav Ewers, ist als Bauernjunge in Amelungen bei Corvey in Westfalen aufgewachsen, setzte es durch ungewöhnliche Anlagen und eisernen Fleiß durch, in Göttingen zu studieren, ging als Hauslehrer nach Livland, warf sich mit aller Kraft auf das damals kaum noch berührte Studium der russischen Geschichte, begründete die Russische Rechtsgeschichte, wurde Professor an der neuen deutschen Universität Dorpat und brachte sie, Jahr um Jahr zum Rektor gewählt, erst zu wirklicher Aktivität und Blüte. An seinem frühen Grabe (1830) bezeugte die Universität: „Die Werke seines Geistes muß der Tod stehen lassen; sie lassen sich nicht einsargen, sondern bleiben unter uns und zeugen überall von des Verewigten Gegenwart. Es müßte die ganze Universität begraben werden, wenn sein Andenken erlöschen sollte; denn es ist nichts an ihr, was nicht während seines zwölfjährigen Rektorats seine wohltätige Wirksamkeit erfahren hätte und dadurch zu höherer Vollkommenheit gehoben worden wäre." Seine Freunde stritten sich darum, ob er bedeutender als Gelehrter oder als Organisator gewesen ist; aber darin waren sie alle einig, und so ist es mir überliefert, daß er mit zielstrebiger, unbeugsamer Kraft in Wort und Tat eine bestrickende Liebenswürdigkeit verbunden hat und auch den echten niederdeutschen Humor und Witz. Den eigentümlichen genius loci almae matris Dorpatensis, der ihr bis zu ihrer Erdrosselung geblieben ist, hat er ins Leben gerufen.

Ewers heiratete die Tochter der Familie, in die er als Hauslehrer gekommen war, ein Fräulein von Maydell. Durch diese Heirat rückte er ein in die baltische, deutsche Oberschicht mit ihrem eigentümlichen herrschaftlichen Lebensstil. Da die Tochter den Lebensstil in ihrem Hause fortsetzt, den sie bei der Mutter gelernt hat, wurde er in mein väterliches Haus übertragen, und wir Kinder sind nach ihm erzogen worden. Dieser Stil ist unabhängig von günstigen ökonomischen Bedingungen und Reichtum. Schon meine Großmutter Ewers war mit einer beträchtlichen Kinderzahl in sehr knappen Verhältnissen zurückgeblieben, und im Hause meiner Eltern mußte alles auf Sparsamkeit gestellt werden; aber dennoch behauptete sich dieser

Stil mit seinen hohen Vorzügen und schweren Schatten. Meine Großmutter beherrschte ihn wie eine angeborene Eigenschaft; ihn zu charakterisieren ist hier nicht der Ort; aber er gehört zu dem „Paß", den die Geburt mir, dem ostpreußischen Bürgersohn, dem westfälischen Bauernjungen und dem livländischen Herrensohn ausgestellt hat, und er blieb bestehen, als mein Vater nach Erlangen übersiedelte, in die kleine, hochangesehene, fränkische Universitätsstadt.

★

Dorpat — Erlangen: soziologisch kann man sich kaum größere Gegensätze vorstellen; zwar unbefangen bin ich in Erlangen zum Leben und Denken erwacht, aber nachträglich und allmählich habe ich eingesehen, daß mein Vater und wir Kinder dort doch nur als halbe Fremde gelebt haben. Die Art unseres Hauses war zu verschieden; aber wie mir im ganzen der Erinnerung das Wohltuende und Freudige stärker entgegentritt als das Befremdliche, habe ich dort auch die ersten großen Eindrücke von Personen erlebt, zu denen ich mit Ehrerbietung und Ehrfurcht aufschaute. Da war der alte Professor Köppen; er ging noch in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, war in den siebziger Jahren geboren, und wenn mein Vater erzählte, der alte Herr habe noch Friedrich den Großen erlebt, so war er uns so alt wie Methusalem. Auf Spaziergängen im Schloßgarten suchten wir ihm immer wieder zu begegnen, um ihn aufs neue grüßen zu dürfen; mit ihm zu sprechen, wagten wir nicht. Aber das brauchten wir für unsere Wißbegierde auch nicht; denn neben ihm, und nicht viel jünger, stand in Erlangen ein Mann, den nicht nur wir Kinder, sondern alle Professorenkinder Erlangens nie anders nannten als „Papa Raumer", den wir fragen durften, soviel wir wollten, und der nicht nur ein Studentenvater gewesen ist, sondern auch mit Liebe und Güte alle Kinder umfaßte.

Karl von Raumer, in den Freiheitskriegen Adjutant Gneisenaus, Professor der Mineralogie, Verfasser der „Geschichte der Pädagogik", eines Werkes, welches zur deutschen Nationalliteratur gehört, Verfasser einer „Geographie von Palästina", Herausgeber und kongenialer Ausleger der „Konfessionen Augustins", Mittelpunkt des neuerwachten religiösen und nationalen Lebens der Universitätsstadt, Freund der Enterbten und Armen, war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts „der" Erlanger Professor. Wenn der kleine Mann, stets im langen, bis zu den Knöcheln reichenden Überzieher und mit dem wuchtigen Knotenstock, durch die Straßen ging, hörte nicht nur das Grüßen nicht auf, sondern bald begleiteten ihn eine kleine Schar von Buben, bald ein paar Kollegen und Bürger, und unermüdlich war er im Erzählen von Gneisenau und Blücher, von dem Kapellmeister Reichardt, seinem Schwiegervater, dem Freunde Goethes und dem Komponisten vielgesungener Volkslieder, von Goethe selbst, von Schlesien, Frankreich und Palästina. Was er aber auch erzählte — immer verstand er es zu entflammen, zu begeistern und zu erheben. Am liebsten aber verweilte er bei Gneisenau und Goethe, und schon der Knabe merkte es, daß er sich mit ganzer Seele gegen diejenigen wandte, die in Goethe das „Weltkind" und „den großen Heiden" sehen wollten; für ihn stand Goethe in der Epoche seiner Vollendung dem Christentum ganz nahe, und so sollten ihn alle Deutschen verstehen und verehren.

Nahe bei Raumer steht in meiner Erlanger Erinnerung der Rektor des Gymnasiums und Professor der alten Philologie Ludwig Döderlein — nahe, aber doch getrennt; denn hier ließ die Würde und Höhe keine Vertraulichkeit aufkommen. Ich habe niemals in meinem Leben wieder solchen Respekt vor einem Manne empfunden als ihm gegenüber, und unwillkürlich, wenn sich meine Phantasie die großen Gesetzgeber in der Geschichte vorstellt, sehen sie alle Döderlein ähnlich. Meine Leser werden nun verstehen, welchen Eindruck folgendes Erlebnis mit diesem ausgezeichneten Pädagogen auf mich machen mußte: Es war, glaube ich, im Jahre 1862, an Schillers Geburtstage, als der Rektor plötzlich in unsere Klasse trat — es geschah das ganz selten — und die Klasse fragte, ob einer den „Taucher" aufsagen könne. Ich erhob den Finger, wurde aufs Katheder beordert und deklamierte; er selbst hatte unten auf einem Stuhl Platz genommen. Als ich fertig war, sagte er: „Komm' herunter, setz' dich hier auf meine Knie;" ich tat es. „Siehst du," fuhr er fort, „als ich so alt war wie du, habe ich so auf Schillers Knie in Jena gesessen, und er hat mir selbst den ‚Taucher' deklamiert; nun kannst du dich wieder auf deinen Platz setzen." Mir war's im Moment so, als hätte ich Schiller leibhaftig gespürt!

Von meinen Erlanger Eindrücken aus der Generation der Großväter kann ich aber nicht scheiden, ohne zweier Männer zu gedenken, die ich zwar persönlich nicht gesehen habe, die aber nicht nur blitzartig wie Schiller mir persönlich nahe kamen, sondern die wie bewunderte Hausgenossen in unserem Leben standen, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Rückert. Jenen hatte mein Vater als Kandidat in Bonn kennen und verehren gelernt und übertrug diese Verehrung auf uns Kinder. Ein großes Bild von ihm hing in unseres Vaters Stube, und durch seine Erzählungen und die patriotischen Lieder Arndts, die wir auswendig lernten, wurde uns das Bild so vertraut, als lebte es. Wir empfanden es daher als einen persönlichen Verlust, als uns unser Vater eines Tages zusammenrief und sagte: „Kinder, ein schweres Leid: Ernst Moritz Arndt ist gestorben." Nach unserer Vorstellung konnte der Mann, den uns unser Vater in ewiger Jugend vor-

gestellt hatte, überhaupt nicht sterben; die Trauerbotschaft schien uns daher zuerst unfaßlich. Mit Rückert aber verband uns von frühester Jugend die Freude an seinen Gedichten, die uns mein Vater stufenweise vorlas von den einfachsten bis zu den „Makamen", „Nal und Damajanti" und ungezählten anderen. Mir waren die trockenen Gedichte fast ebenso lieb wie die schwungvollen, und ich empfand schon frühe die Richtigkeit des Wortes auf Rückert: „Pflanze eine dürre Regel in Rückerts Garten, und sie wird grünen und blühen." Unser heißes Sehnen ging darauf, den verehrten Dichter persönlich kennenzulernen, der nicht sehr weit von Erlangen im Dörfchen Neusees bei Koburg wohnte. Da hieß es eines Tages: „Kinder, zu Pfingsten gehen wir nach Koburg und marschieren in der Gegend dort!" — „Werden wir Rückert sehen?" — „Schwerlich, wir haben kein Recht, den alten Mann durch einen Besuch zu stören." Wir kamen nach Koburg, und wir erlangten es auch bei unserem Vater, daß wir an einem Vormittag in Neusees auf der Lauer liegen durften, jedoch vergebens — Rückert verließ sein Haus nicht, und der Besuch blieb uns verboten. So habe ich ihn nicht leibhaftig gesehen; aber sein Bild schwebt mir so deutlich vor, als hätte ich ihn oftmals gesprochen.

*

Wir kehrten im Jahre 1866 in die alte Heimat, Dorpat, zurück, deren Stempel uns bereits aufgeprägt war und in der ich die entscheidenden Lebensjahre durchleben sollte. An Männern und Frauen ältester Generation war sie nicht reich; aber der originellste Mann der alten Zeit, der mir begegnet ist, und der bedeutendste Naturforscher, den ich kennenzulernen das Glück gehabt habe, waren Balten. Jener war der allen Kunstkennern wohlbekannte livländische Baron Karl von Liphart, dieser der Estländer Karl Ernst von Baer. Liphart, der bald in Dorpat, bald in Florenz lebte, das zuletzt sein ständiger Wohnsitz war, hatte uns in Erlangen als nächster Freund meines Vaters und Patenonkel öfters besucht. Ob er noch im 18. Jahrhundert geboren ist oder etwas später, weiß ich nicht; doch er war der ausgeprägteste Grandseigneur der vorrevolutionären Zeit, darin aber Original, daß er die alten weltmännischen Formen mit schonungsloser Kritik und souveräner Grobheit verband und niemand es ihm übel nahm. Sein unermeßliches Gebiet war die Hochrenaissance, die er als Entdecker und Interpret beherrschte, als deren Apostel er sich empfand und um deren Verständnis er sich die größten Verdienste erworben hat. An ihrer Herrlichkeit wollte er jedermann teilnehmen lassen, behandelte aber dabei die Unwissenheit der Menschen als selbstverschuldete Dummheit, einerlei, ob er eine Großfürstin oder seinen Diener Carlo vor sich hatte. Seinen Lehrtrieb dehnte er auch auf andere Gebiete aus, und da er den herrschenden Schulunterricht als Erziehung zum Stumpfsinn beurteilte, griff der alte Herr bei Besuchen durch Examinieren bald im Latein, bald in der Geographie oder in anderen Fächern ein, und nach meiner Erinnerung immer mit Erfolg. Noch steht mir eine Karte von Spanien vor Augen, die er mit wenigen Strichen vor uns entwarf, nachdem er uns „dumme Esel" genannt hatte, weil wir zwar aus der politischen Geographie Spaniens allerlei wußten, aber von der Bodengestaltung und dem Zusammenhang von ihr und der Besiedelung keine Ahnung hatten. Seinen Kopf hat Lenbach wohl ein dutzendmal gemalt; denn er war der sprechendste Ausdruck der Eigenart des seltenen Mannes, der hinter der stacheligen Außenseite das zarteste Herz und ein tiefes Gemüt verbarg. Auf einem Abendspaziergang mit mir auf der Höhe um Florenz im Jahre 1874 repetierte der Greis laut Stellen aus dem Faust und brach bei dem Monologe von dem eingeborenen Triebe nach der Höhe und der Heimat in Tränen aus.

Karl Ernst von Baer, der große Biologe, der Begründer der Entwicklungslehre, hatte sich für seinen Lebensabend aus Petersburg nach Dorpat zurückgezogen und pflegte auch noch im höchsten Alter einen gehaltvollen geselligen Verkehr. In dieser Zeit — ich war damals Student — bewegte der Darwinismus die Köpfe und Gemüter aufs tiefste, und natürlich wollte jedermann wissen, wie Baer über die einschneidenden Fragen urteilte. Er hatte lange vor Darwin zu den schwebenden Problemen Stellung genommen; siehe seine gesammelten „Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts" (Petersburg, 1864), die noch heute keineswegs veraltet sind, die nicht veralten können und die ich hiermit meinen Lesern aufs beste empfehle. In diesen Kundgebungen hat er die Deszendenztheorie zum Ausdruck gebracht, zugleich aber den Begriff der „Zielstrebigkeit" der Zelle eingeführt, kraft welcher die aufsteigende Entwicklung in ihr angelegt ist. Man mußte deshalb erwarten, daß er die Darwinsche Erklärung der fortschreitenden Entwicklung der Organismen (durch die Zuchtwahl) ablehnen oder für ungenügend halten würde. Und so geschah es auch, aber es geschah mit der größten Zurückhaltung. Der tiefe Forscher hielt mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge, aber zog keine Schlußstriche und Bilanzen, sondern begnügte sich damit, die „Beweise" Darwins in bezug auf die Zuchtwahl im einzelnen zu kritisieren und das Unzureichende einer bloß mechanischen Betrachtung nachzuweisen, ohne eine vitalistische „Theorie" aufzustellen. Vor allem aber war er darauf bedacht, die Meinungen der jungen Dorpater Naturforscher und Philosophen zu hören, die sich um ihn versammelten und seine Gedanken mit ihnen auszutauschen. Ein paarmal

ist es mir, dem Studenten, vergönnt gewesen, solchem Austausch beizuwohnen und einen unvergeßlichen Eindruck davon zu erhalten, wie ein echter Naturforscher seine Probleme anpackt und mit welcher Umsicht er sie behandelt. Aus diesen Baer-Abenden drangen Vorkommnisse und Episoden an die Öffentlichkeit und wurden überall in baltischen Landen aufs eifrigste besprochen. Nur zwei will ich erwähnen; sie zeigen zugleich, welch treffsichere Kürze dem großen Forscher zu Gebote stand. An einem Abend wurde über die Entwicklung des Kehlkopfs gesprochen und dabei unter anderem die Frage behandelt, warum die Affen nicht sprechen. Es erhob sich darüber eine kurze Debatte, an der sich Baer nicht beteiligte, sie dann aber, als man seine Meinung hören wollte, mit den Worten schloß: „Warum die Affen nicht sprechen? Sie haben sich nichts zu sagen." Ein anderes Mal ödete ein anwesender Philosoph die Versammlung dadurch, daß er, wie schon früher öfters, bei jedem Problem bemerkte: „Aristoteles hat schon gesagt," „Demokrit hat schon gesagt" usw. Das wurde dem alten Herrn lästig, und er bemerkte: „Herr Kollege, Sie haben uns nun schon so oft gesagt, was die alten Griechen gemeint haben, wollen Sie uns nicht endlich auch Ihre Meinung sagen?" — „Gern," erwiderte der Angeredete, „der Darwinismus braucht für seine Konstruktionen die Zeit, und die Zeit existiert nicht." Darauf Baer: „Herr Kollege, mit solchen Dummheiten lassen wir uns nicht abspeisen." Grobheit lag ihm sonst ferne; um so erfrischender wirkte sie diesmal. Heute leben nur noch ganz wenige, die mit diesen Überlieferungen die persönliche Erinnerung an den berühmten Landsmann verbinden; aber auf dem Domberge in Dorpat steht in Erz gegossen sein Denkmal; hoffentlich wird es die Estnische Republik in Ehren halten, und hoffentlich wird die biologische Wissenschaft allüberall neben Darwin des Balten Baer gedenken.

Wenn ich aber der Greise im Norden gedenke, die auf mich eingewirkt haben, so gesellt sich stets wie eine Erscheinung aus dem Grabe ein Mann neben sie, dessen Name ich längst vergessen und von dem ich überhaupt nur *ein* Wort gehört habe, das mich aber aufs tiefste erfaßte. Als ich zwölf Jahre alt war, machte mein Vater mit uns von Erlangen aus eine Besuchsreise in die alte Heimat. Dort hörte er, daß in Peterhof noch ein alter Gymnasiallehrer lebe, den er besonders verehrt hatte. Er beschloß ihn mit uns aufzusuchen. Wir traten in ein kleines, halbdunkles Zimmer, und dort lag auf dem Bett ein Greis mit langen, weißen Haaren, fast blind und schwer krank. Es dauerte ziemlich lange, bis er erfaßte, daß es mein Vater, sein alter Schüler, war, der mit seinen drei Söhnen vor ihm stand; dann aber richtete er sich auf, umarmte ihn schweigend und fiel in die Kissen zurück. Noch einmal richtete er sich auf, wandte sich gegen uns und rief uns mit fester Stimme zu: „Meine lieben Söhne merkt euch: Der Weltkreis ist voll Geist des Herrn, und der die Rede kennet, ist allenthalben." Dann sagte er nichts mehr. Mir aber drang dies Wort — es stammt aus der wenig gelesenen „Weisheit Salomonis" — wie ein starker Lichtstrahl in die Seele, und allen Anläufen des Weltüberdrusses gegenüber hat es sich behauptet. So kann die Erfahrung *einer* Minute Lebenskräfte schaffen! — —

*

Von Dorpat siedelte ich als Kandidat im Jahre 1872 nach Leipzig über; die Generation der Großväter, die mir etwas bedeutete, wurde immer spärlicher; aber doch habe ich noch das Glück gehabt, drei Personen kennen zu lernen, die sich den verehrten Alten zugesellten, und unter ihnen eine Frau, die mir eine großmütterliche Freundin wurde. Frau Platzmann-Preußer, die Witwe eines begüterten Kaufmanns und das Haupt einer verzweigten Familie, in der sie schon Urenkel begrüßte, lebte für sich in behaglicher Wohnung oder auf Reisen. Wie ich sie kennengelernt habe, weiß ich nicht mehr; aber vom ersten Tage an bildete sich durch ihre Güte ein Band zwischen uns, das immer fester wurde. In der alten Dame loderte ein Feuer, das der Schnee des Alters nicht zu löschen vermochte, und waltete ein edler Lebenshunger, der unstillbar war. Und was hatte sie alles erlebt! Aus dem Fenster des elterlichen Hauses in Leipzig hatte sie mit angesehen, wie Napoleon nach der verlorenen Schlacht bei Leipzig sich von seinen Generalen verabschiedete; als junge Frau hat sie mit ihrem Manne Griechenland bereist zu einer Zeit, in der das noch ein Wagnis war, und die Antike war ihr in aller Herrlichkeit aufgegangen; mit Goethe war sie in Marienbad und hatte die Episode mit Ulrike v. Levetzow und die Spaziergänge auf der Promenade miterlebt — „wir alle merkten etwas, aber Ulrike merkte gar nichts", berichtete sie. Goethe fand Gefallen auch an der beweglichen Leipzigerin und schrieb ihr die Worte ins Stammbuch:

Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdeleben
Sei des flücht'gen Rauschs Gewinn —

Ich kann bezeugen, wie treffend diese schalkhafte Mahnung gewesen ist, aber auch daß ihr der beste Erfolg nicht gefehlt hat. Diese nun hochbetagte Dame — sie war keine „Bettina", noch weniger aber ein Blaustrumpf — wurde in Leipzig meine großmütterlich sorgende Freundin, bei der ich nicht selten speiste und die sich bald auch um die häuslichen Dinge des Junggesellen kümmerte. Den Hauptgegenstand unserer Gespräche bildete Goethe. Bei der höchsten Ver-

ehrung stand sie ihm mit nüchternem Realismus gegenüber — daher sind mir ihre Eindrücke so wertvoll geworden —; aber neben Goethe war sie es selbst in ihrer Frische, Originalität und Güte, die mich fesselte; in ihr empfand ich den Ausklang der Kultur des 18. Jahrhunderts in einer Frau. Die Frauen der nächstfolgenden Generation hatten es nicht leicht, mit diesen Eindrücken zu rivalisieren!

Die beiden Männer des 18. Jahrhunderts, die ich noch kennengelernt habe, waren zwei berühmte Theologen, deren Kollege ich sogar noch als junger Ordinarius geworden bin, Karl Hase in Jena und Döllinger in Leipzig; mit jenem bin ich mehrere Male in Rom und Jena zusammengetroffen; dieser hatte die Güte mich einmal nach Tegernsee, wo er in den Ferien weilte, einzuladen.

Auch auf Karl Hase lag ein Strahl Goethescher Überlieferung; noch bei dessen Lebzeiten war er nach Jena berufen und ist von ihm empfangen worden. Unter den Theologen nahm er eine einzigartige Stellung ein. Er hat das Verdienst, dem seichten Rationalismus ein Ende gemacht zu haben, ohne den reaktionären Strömungen zu verfallen oder sich der Hegelschen Philosophie anzuschließen. Er ist der Verfasser der einzigen protestantischen Kirchengeschichte, die auch der Laie mit Genuß und Gewinn lesen kann. Der Leser wird sich freilich die letzten Entscheidungen von anderswoher holen müssen, aber mit dankbarer Bewunderung erkennen, mit welchem Feinsinn und mit welcher Liebe dieser Kirchenhistoriker die einzelnen Erscheinungen der Geschichte dargestellt und gewürdigt hat. Besonders ist auch die katholische Kirche verständnisvoll von ihm durchleuchtet worden, und sein Werk „Protestantische Polemik" verdient es, noch heute gelesen zu werden. Er war in der Stadt Rom heimisch wie kein zweiter evangelischer Theologe und hat mir scherzend einmal gesagt: „Ich kenne nur zwei Städte in der Welt, Rom und Jena;" denn einen feinen Scherz hatte er stets auf den Lippen. Das erfuhr ich gleich bei der ersten Bekanntschaft: Es war in Rom im Jahre 1874, wo ich ihn traf. Wir waren vier neugebackene Leipziger Privatdozenten, und er lud uns sofort zu einer Tagesfahrt im offenen Wagen nach Tivoli ein. Als Jüngster saß ich auf dem Bock und nach livländischer Gewohnheit nahm ich dem Kutscher die Zügel ab und kutschierte. In der Campagna begegnete uns eine große Herde Ochsen, die uns den Weg streitig machte. Das langsame Fahren dauerte mir zu lange, und ich riskierte einen Durchbruch. Da fühlte ich auf meiner Schulter eine Hand; es war der alte Hase, der sich besorgt erhoben hatte: „Fahren Sie langsam, Herr Kollege; es werden sich Ihnen in Ihrem Leben noch manche Ochsen in den Weg stellen." Noch im höchsten Alter, wie die Vorrede zur letzten Ausgabe der Kirchengeschichte des fast Neunzigjährigen beweist, verließ ihn die Fähigkeit nicht, mit wenigen Worten viel und Treffendes zu sagen.

Einen größeren Gegensatz unter gleichalten Fachgenossen als den zwischen Hase und Döllinger kann man sich kaum denken. Döllinger war die personifizierte Gelehrsamkeit und der personifizierte Verstand, aber — wie man trocken und glänzend zugleich schreiben kann, kann man von ihm lernen. Gelehrsamkeit und Verstand, ferner der große Respekt vor den geschichtlichen Tatsachen und vor der Überlieferung, dazu sein Deutschtum, haben Döllinger zuletzt von seiner Kirche getrennt; aber bei dem unvergeßlichen einzigen Zusammensein mit ihm habe ich erkannt, daß der Bruch nicht bis auf den Grund ging. „Hätte mich der Erzbischof Scherr nicht ausdrücklich gefragt, ob ich fortan die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes vertreten werde, so wäre ich noch heute in der Kirche." So sprach er zu mir. Sein dreibändiges Werk über die Lutherische Reformation, die bedeutendste katholische Streitschrift, die jemals gegen die Reformation erschienen ist, würde er im Dogmatischen auch später noch wissenschaftlich so geschrieben haben; aber an zwei Hauptpunkten hat Döllinger nach 1870 seine früheren Urteile geändert: Jetzt schaute er aus nach einer Wiedervereinigung aller christlichen Konfessionen, die ihm nicht einfach eine Rückkehr aller nach Rom bedeutete, und jetzt hatte er ein neues Urteil über Luther als Persönlichkeit gewonnen: „Es hat," schreibt Döllinger, „nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen, von ihr so aufgesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand wie die Leier in der Hand eines Künstlers. Was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, das nahm sich matt und kraft- und farblos aus unter seiner hinreißenden Beredsamkeit. Sie stammelten, er redete; nur er war es, der, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geist das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat, und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation können nicht anders: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken."

Mit diesem erhebenden Zeugnis Döllingers will ich diese Aufzeichnungen schließen. In unserem Zeitalter der „Sachlichkeit" steht die „Geschichte" nicht hoch im Kurs; aber der Sinn für das Biographische und das Verlangen nach ihm hat nicht abgenommen, sondern hat sich verstärkt. Hier zeigt sich eine Brücke, die zurück zur Geschichte führt, ohne deren Kenntnis es keine Bildung gibt, und im Vertrauen auf diese Entwicklung habe ich diese Erinnerungen geschrieben.

Die Insel der Kirke

Novelle von Robert Neumann

(Schluß)

Mondblank — sagte ich mondblank? Die Fackeln waren nicht mehr zu sehen. Die Ruinenstätte drüben lag schwarz. Dahinter in der Mulde lastete der Ginster wie gegossenes Blei, und aufgehellt gegen den Mondhimmel stand nur der Berg, der Kegelberg, der Vulkan, der erloschene — Sauerstoff! Wie war das? Aus seinen Klüften strich Sauerstoff über die lichtgeschwätzigen Wellen der Bucht zu uns her! Ich legte den linken Arm um Candidas Nacken und bog ihr langsam den Kopf zurück. In Venedig oder in Miamia oder übrigens auch in den Bouches du Loup (neu, bei Antibes, empfehlenswert: Hotel de la Plage) hätte man jetzt von einer Gondel auf dem Wasser die Barcarole gehört. Ich mußte mich mit dem Mondschein behelfen. „Candida," sagte ich mit vibrierender Stimme — es war schon viel, daß sie sich den Kopf hatte biegen lassen. Sie zitterte. „Candida," flüsterte ich und riskierte es, nah ihrem rechten Ohr — mit Lavendel wusch sie sich die Haare — nah ihrem rechten Ohr heiß und abgerissen zu atmen. ‚Jetzt wird sie noch drei bis dreieinhalb Sekunden so in meinem Arm liegen bleiben,' sagte ich mir, ‚dann wird sie mir die gespreizten Finger gegen die Brust stemmen, wird sich aufrichten, „Nein, Lord," sagen (eigentlich hätte ich ihr das Kollier nehmen können), „nein, Lord," sagen und mit zu kurzen Schritten zu den andern hineingehen.' „Candida," flüsterte ich heiß. Übrigens hätten die andern es bemerkt — das mit dem Kollier.

Um es kurz zu machen: nichts dergleichen geschah. Mehr noch: sie war es, die als erste mich küßte, und zwar fünfmal mit vergleichsweise kurzen Zwischenräumen, davon einmal mindestens zwanzig bis fünfundzwanzig Sekunden lang. Ich war so verblüfft, daß ich fast vergessen hätte, nun auch meinen andern Arm — und zwar etwas tiefer, oberhalb der Taille — um sie zu schlingen, mit ersterbender Stimme zum viertenmal „Candida" zu hauchen, sie stürmisch an mich zu reißen und wenigstens ein Dutzend keuchend kurzer, aber verwegener Küsse auf ihren Oberarm, die Gegend ihres Schlüsselbeins und den Haaransatz ihres Nackens zu pressen. „Candida," flüsterte ich zum fünftenmal. Sie lehnte an mir wie eine geklappte Fliege.

Aber nein. Das ist ja nicht wahr. Das ist ja alles geflunkert. Zu der Zeit, in der Nacht, zu der Stunde ging es mir nicht um das Kollier. Mir ging's um die Frau. Nicht weil die andern es gemerkt hätten — sie hätten es bestimmt gemerkt —, sondern weil ich in jenem Augenblick für kein Schmuckstück der Welt auch nur einen Gedanken freihatte, ließ ich Candida ihr Kollier. Nein, nein, das war anders. Man glaube mir, daß das anders war als irgendein Abenteuer irgendeines von uns. Ich liebte Candida. Nein, man lache nicht. Ich spreche es noch einmal aus: ich liebte Candida. Habe ich gesagt, daß ich sie Candida nannte? Und jetzt lache man, wenn man nicht umhin kann.

Gelacht? Mir war es ernst, Messieurs — Mesdames. Mir war es bitter ernst, und in den zehn oder fünfzehn Minuten, die die Frau dort draußen auf der mondblanken Terrasse in meinem Arm lag, ging mehr an befremdlichen und eines Mannes meiner Lebensstufe unwerten Gedanken durch meinen Kopf als in zwei Jahrzehnten vorher. Ja, ich muß diesen peinlich langen Zeitraum zur Vergleichung heranziehen, denn wohl nicht kürzer ist es her, daß ich vorher zum letztenmal Erwägungen pflag wie Flucht, Entführung, trautes Heim, kleines Häuschen irgendwo an der Küste, Garten, Geflügelzucht — genug! Nein, man lache nicht. Zum zweitenmal nach jenem Halbtraum im Schiff überkam mich damals für Augenblicke gesichthaft klar und erschreckend die Erinnerung an einen kleinen, sehr weitab von Paris gelegenen Ort, dessen krumme Gassen vor einer fast schon wieder lächerlich großen Anzahl von Jahren einen jungen Mann gesehen haben — einen jungen Mann, der dann in die Welt ging und seine Karriere machte.

Das hier nur, um zu beleuchten, wie sehr ich damals meiner Contenance verlustig gegangen war. Man lache nicht! Sauerstoff? Ich weiß nicht, ob es Sauerstoff war oder Wein oder Wirklichkeit. Wirklichkeit war es bestimmt. Und ich mochte Candidas Namen befremdlich viele Male und ohne zu zählen an ihrem Ohre geflüstert haben, ehe sie sich von mir löste.

„Laß, lassen Sie," sagte sie. Ich hielt sie. Sie sagte: „Man wird uns suchen. Wir müssen hinein." Ich hielt sie. Sie wandte

mir mit einemmal ein anderes, ein zwiespältig blasses Gesicht zu und sagte: „Lassen Sie mich. Sie müssen mich lassen. Sie wissen nicht, was Sie tun.“ Sie sagte: „Ja, ich bin Ihnen gut. Weil ich Ihnen gut bin — lassen Sie mich. Warum fragen Sie? Sie sollen mich lassen, ja, von mir lassen, ja, ganz. Nein nein nein, zu Ihnen nicht, zu Ihnen komme ich nicht. Sie wollen nicht hören. Mein Gott. O mein Gott.“

Ich aber flüsterte nur: „Morgen nacht, morgen nacht! Morgen nacht in meinem Zimmer, Candida, Candida!“ Den Zwiespalt küßte ich von ihrem Gesicht.

Mit einemmal war sie ganz sanft. Sie löste sich von mir. „Ich gehe jetzt hinein, Lieber,“ sagte sie still und traurig. Sie schritt mit schwer gelenkten Schritten an mir vorüber, ich sah, wie sie in das dunkle Zimmer trat. Eine Türe ging, eine zweite, durch die für Augenblicke Kerzenschein und das Reden und Gelächter der Spieler fiel — ich war allein. Da stand ich, ich, ich, auf der mondblanken Terrasse eines verfallenen Bauwerkes ohne elektrisches Licht und W. C., da stand ich, schaute auf das flirrende Meer hinaus und sagte vernehmlich, obgleich keinerlei Gesprächspartner anwesend war, das Wort „Candida“ in die Stille. Berauscht? Vielleicht war ich berauscht. Ich dehnte mich, ich sog töricht tief die Seeluft in meine Lungen und so, leichtfüßig und geschwellt im Tänzerschritt, ging ich ins Zimmer zu den Spielern zurück.

O ja — berauscht. Geschwellt, ja. Ich ging, eine Tür stieß ich auf, daß drüben auf dem Tisch der Wind in die Kerzen fuhr. Ich lehnte mich an den Türstock, leicht vorgebückt, leicht angespannt wie zum Sprung und schaute nach den Spielern hinüber. Berauscht? Vielleicht war ich berauscht. Jetzt die Hand schließen, sagte etwas in mir, jetzt in das dürre Blätterwerk fassen, in diesen Haufen zusammengewehten Schicksals fassen und ihn zerreiben zu Staub. Jetzt wach sein! Jetzt die Schnüre all der Marionetten straffgezogen und en avant!

*

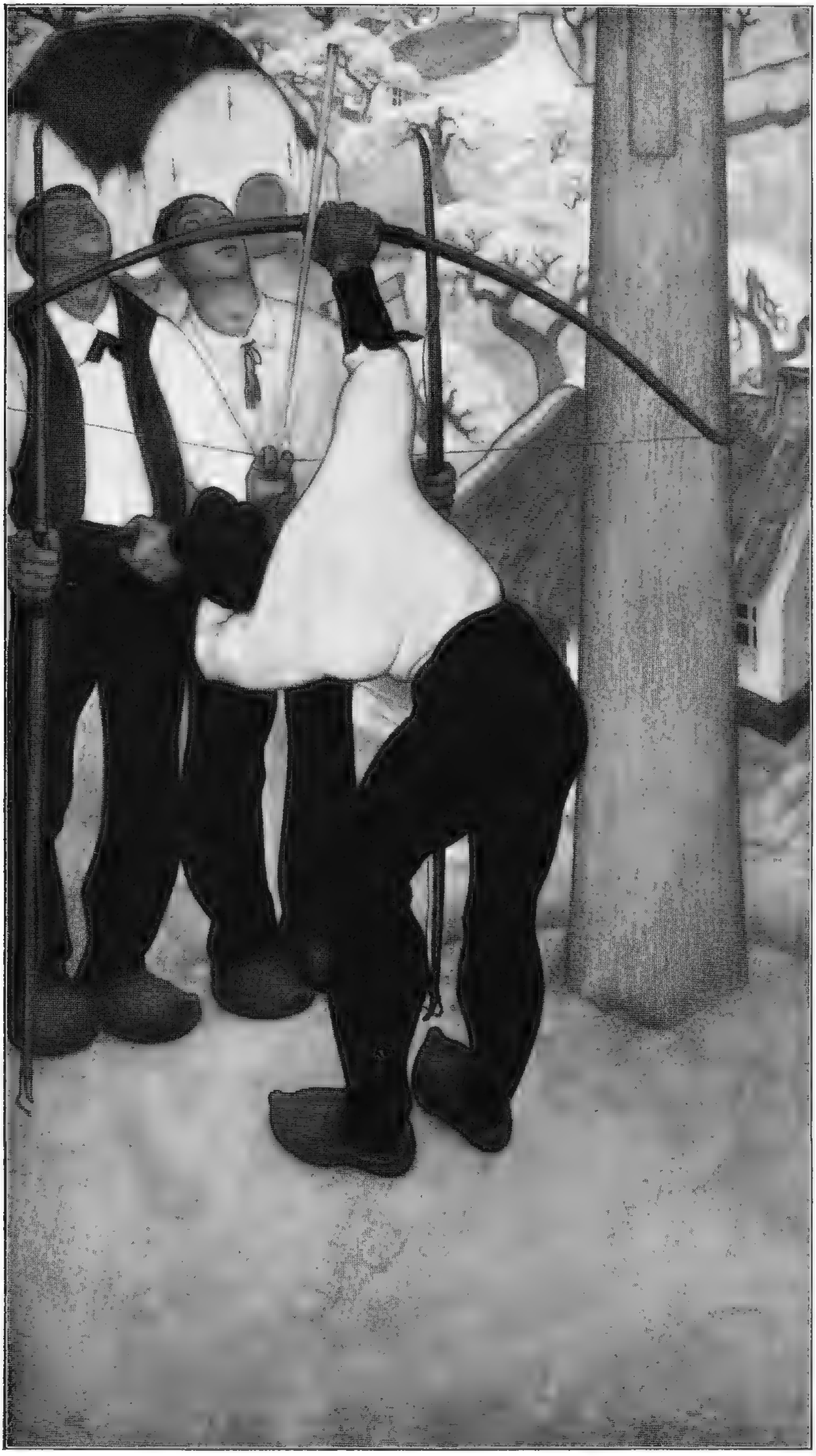
Eben in dem Augenblick war es — aber da muß ich zuerst noch sagen: Während ich mit der Fürstin draußen auf der Terrasse war, hatte der Balkan das Spiel gewechselt. Man spielte Gudla — der Name wird hier unbekannt sein. Ich hatte das Spiel in Lissabon im Casino de Queiroz gesehen, dort spielen es die Kakaobohnenimporteure, nur heißt es dort Marques Escobal — warum weiß ich nicht. Es ist eine Art unterschnittenes Baccarat. Man teilt wie bei Madelon et les vaches, nur abandonniert man jede fünfte Karte an einen Talon, der gedeckt bleibt. Nun spielt man in Parteien, genau wie beim argentinischen Poker, aber es wird von unten gezählt und links abgehoben, so daß der Bankier in der Hinterhand bleibt und erst kaufen muß, wenn jeder sein Blatt hat. Mache ich mich verständlich? Eine schräg doublierte Carvache, wenn der etwas kühne Vergleich mir erlaubt ist. Und bei gezinktem Spiel selbstverständlich eine sichere Sache, ein Schlachtfest, ein Kaninchenschlachtfest und in Ansehung von Zeit, Ort und Stimmung gar nicht übel gewählt. Eben in dem Augenblick also war es, daß Marcelli über die Hand ging. Aber es war nicht der Mühe wert. Es lagen zwölf Points von acht Spielern, es rollte kein Geld, die Leute waren ausgepreßt wie Zitronen. Nur vor dem Balkan, in Häufchen geordnet, lagen kleine Noten und Silber. Er hatte seinen Spazierstock, sein Rohrstöckchen neben sich liegen und strich wie ein Croupier mit der Krücke — voilà — die armselige Lage ein. Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Mylord? Wieder im Spiel? Eine Karte?“ Ich stand hinter dem Popen, leicht und wachsam lässig an den Sessel gelehnt, und sagte: „Danke. Ich gehe hier mit.“ Marcelli, am anderen Ende des Tisches, zuckte leicht geärgert die Achseln und teilte.

Weiter war das dann so: Der Pope spielte nicht übel, war nächst Marcelli zweifellos der stärkste Mann in der Partie, energisch, geizig, zäh und verwegen — man bedauert, soviel Begabung auf verfehltem Posten zu sehen. Hätte er etwas von den Zinken gewußt — er wäre dem Balkan mindestens gewachsen gewesen. So schäumte er über das unwahrscheinliche Spielglück des andern, schaute ihm scharf — nur zu wenig scharf, zu wenig geschult — auf die Finger und pointierte verbissen. Einen Augenblick überlegte ich. Ihm einen Fingerzeig geben? Eclat? Nein, ich liebe Eclats nicht. Nicht zum Schaden eines — immerhin: eines Kollegen. Nicht, wenn dadurch jede Möglichkeit, in dem Kreise jemals Glück im Kartenspiele zu haben, ein für allemal zerschnitten gewesen wäre. Nein, ich kompromittiere keinen Kollegen. Ich nahm hinter dem Popen die Quart auf, eine sichere Quart — ich verlor. Ich nahm hinter dem Popen noch einmal die Quart auf, lehnte mich ein wenig zur Seite und schloß die Augen fast ganz. Ich hatte — will sagen: der Pope hatte siebenundvierzig, der Balkan im noch gedeckten Blatt neununddreißig. Die anderen lagen nicht mehr im Spiel. Marcelli schaute quer

über den Tisch zu Speranza und machte für den Bruchteil einer Sekunde das linke Aug klein. „Huh," sagte sie sofort und wies über die Köpfe weg mit weiter Bewegung nach dem vom Luftzug geblähten Tapetenbild. „Jetzt sind sie wieder geritten," sagte sie erklärend, befriedigt und leicht gelangweilt, als der Blick der Runde schon wieder auf der Platte des Tisches sich sammelte. Ein Aß war inzwischen aus Marcellis Ärmel unter seine dritte Karte geraten: nun hatte er fünfzig. „Siebenundvierzig," sagte der Pope und knallte seine flache Hand auf den Tisch. Marcelli deckte seinen Talon auf, zählte langsam und sagte: „Fünfzig. Gewonnen. Knapp. Ich habe viel Glück heute." Das war frech. „Also Unglück in der Liebe," lächelte er mit einem Streifblick an der Fürstin vorüber. Diese Unverschämtheit nicht züchtigen? Der Pope wollte schon geärgert die Karten in der Mitte des Tisches mit denen des Balkans zusammenwerfen, da beugte ich mich über den Tisch, nahm Marcellis Karten und sagte: „Sie verzeihen?" Ich zählte langsam. Ich zählte noch einmal sehr langsam und ungelenk und fühlte den wütenden Blick des Balkans auf meinen Fingern. Ich sagte: „Diesmal werden Sie leider bezahlen müssen, Herr von Marcelli. Sie haben sich leider verteilt. Sie haben leider eine Karte zuviel." Der Balkan wahrte kaum die Form, zählte kaum seinen Satz nach. Dann schmiß er wortlos mit wutweißen Lippen dem Popen seinen vierfachen Einsatz hin. Der breitete seine Fledermausflügel, der lachte dröhnend, der hob sein Glas ins Licht und orgelte: „Lilalilaah!" Marcelli warf die Karten zusammen und erklärte: „Ich teile." Ich beugte mich über den Tisch und sagte sanft: „Herr von Marcelli. Ich habe hinter dem geistlichen Herrn die Quart gehalten. Sie haben es übersehen, das zu bezahlen. Schade. Der sechzehnfache Einsatz, sehr schade." Marcelli schwieg und biß sich die Lippen wund. Geld klirrte. Vor mir auf dem Sessel sitzend dröhnte der Pope sein Gelächter. Da es abbrach, war es völlig lautlos im Raum.

Nein, das machte mir keinen Spaß. Das genügte mir nicht. Das genügte nicht — damals und dort. Berauscht? Vielleicht war ich berauscht. Verrückt? Ja, ja, ja — wir waren verrückt! ‚Das genügt nicht,' dachte ich. ‚Das ist kein Einsatz, Herr von Marcelli,' dachte ich. ‚Genug gespielt mit den papierenen Karten,' dachte ich. ‚Hoho,' dachte ich, ‚Balkan, anderen Einsatz, Herr, wenn Sie die Partie mit mir zu Ende zu spielen gedenken! Jetzt überlaß es gütigst mir, Herr Provinz, die Höhe der Points zu bestimmen! Merk's, Gespensterschloß, merk's, Marionettengesindel, merkt's, Nacht, Mond, Meer: ich spiele aus!'

„Herr von Rakic," sagte ich, „Herr von Rakic! Welcher Einfall, die Familiengruft auf dieser Insel anlegen zu lassen!" — „Warum?" fragte Rakic. — „Doch ganz gleichgültig," brummte Marcelli und fächerte die Karten über den Tisch. — „Warum?" wiederholte ich, indes alle ihre Blätter zurechtsteckten. „Warum? Weil auf dieser Insel jede Leiche sofort verfaulen muß! Die Erde ist naß!" — „Doch ganz gleichgültig, wenn man einmal tot ist," brummte Marcelli ungeduldig, denn Rakic hatte jetzt die Vorhand, und er hatte ihm drei Damen in die Karten geschoben, um ihn zu höherem Einsatz zu animieren, damit Professor Wendelin mitginge. Wendelin, der zu sehr in die Betrachtung von Speranzas nackten Armen versunken war. „Doch ganz gleichgültig," sagte er noch einmal. — „Gleichgültig, hahaha," lachte Rakic weißzähnig und starrte auf seine Karten. — „Nicht ganz," sagte ich, „nicht ganz! Ein Herr — nun ja: ein Herr Ihres Alters sollte das doch bedenken. Verfault, ja." — „Hahaha," sagte Rakic und war mit einemmal sehr lebendig. „Was meines Alters, was Alter! Jeder so jung, wie er sich fühlt. Mylord! Kavaliere unter uns — wir verstehen einander. Beweise — man hat Beweise! Ah, diese Luft" — und er warf die Hand hoch — „ah Ceratosa, ah Sauerstoff!" — „Sauerstoff," sagte Marcelli knapp, „und jetzt spielen Sie, jetzt erklären Sie sich gefälligst." In Rakics Fingern schwankten die Karten. „Sofort," sagte er. — „Ja, sofort," sagte ich, „ja, Sauerstoff Und man bedenkt nicht, daß der nicht nur belebt, sondern auch verbrennt!" — „Verbrennt?" fragte Rakic. Marcelli beugte sich zu ihm hin und warf die Hand auf den Tisch und sagte scharf: „Also spielen Sie oder spielen Sie nicht?" Rakic hörte ihn nicht. Er fragte: „Verbrennt?" — „Ja," sagte ich, „das ist ja bekannt: man verbrennt schneller, man ist schneller ausgebrannt. Ein Tag für fünf, ein Jahr für fünf Jahre — aber was macht das? Ein Jahr wirklich gelebt, wenn man dann auch ein wenig früher in die Familiengruft fährt. Was macht das?" — „Was macht das?" echote Rakic und lächelte verglasten Gesichts. „Was macht das?" Er wollte den Damen winken, aber die schon halb erhobene Hand, als hätte sie unterwegs der Absicht vergessen, fiel kraftlos zurück auf den Tisch. „Sie spielen!" schrie Marcelli. Von Rakic schwankte ein wenig auf seinem Sessel. „Genug gespielt," sagte er leise. Und noch leiser: „Genug, ja." Und



Die Schützen. Gemälde von Anto Carte

kaum mehr vernehmlich: „Haha. Ja. Was macht das?“

Das war um Petrons willen. Denn den brauchte ich in der Hand, für später, als Trumpf. „Ja,“ sagte Petron, „was macht das? Wir hier auf den Inseln — was macht das? Zwischen Leben und Tod ist hier die Scheide so scharf nicht gezogen. Man verfault — man verbrennt. Was macht das?“ Er legte die Karten aus der Hand, er hob sein Glas im Gruß nach Herrn von Rakic hinüber, er hatte traurige Augen, er sank in sich und verlosch. Habe ich gesagt, daß ich ihn für später in die Hinterhand legte? Im Augenblick ging es mir um den Popen, denn Wendelin hatte dreimal in ganz kurzen Schlägen mit getrabtem Einsatz gegen Marcelli gehalten, ihm schaute mit Signal und Zwinkerblick Speranza über die Schulter, so daß es wieder einmal für den Balkan eine sichere Sache war. „Sechsundvierzig,“ sagte er und holte mit der Krücke seines Stöckchens das Geld. Nein. Wendelin verlor mir zu viel — ich brauchte ihn für später noch als Pointeur in der Hand. So mußte ich Speranza hinter ihm abziehen. Ich sagte also: „Familiengruft! Muß auch sein! Etwas für unsern Popen!“ Der wachte auf, der dehnte die Flügel, der dröhnte: „Muß auch sein! Der eine, meine Damen und Herren, der eine stirbt — und der andere lebt!“ Er doublierte, zog ab und hatte das Aß. Ich beugte mich leicht an sein Ohr und sagte leise: „Ja, lebt! Und lebt gut! Die Kleine da, diese Speranza, greift immer wieder nach meinem Knie und meint Sie!“ — „Mich?“ sagte er. Ich sagte: „Sie Glückspilz!“ Da langte er unter der Platte des Tisches nach der Frau, und ob sie auch erschrocken fast aufschrie — er zog sie an der Schulter zu sich, daß sie halb an ihm lehnte. Er ließ sie nicht, und sie gab sich gurrend und verschlafen darein. So war Wendelin freigespielt und legte mißmutig die Karten quer. „Hoho,“ sagte Marcelli, „das ist kein Leben, das ist kein Spiel, meine Herren, das ist nichts.“ Um mir Petron aus der Hinterhand zu ziehen, sagte er: „Herr Statthaltereirat! Sie sind ein Spielgenie. Sie wissen, was Sie wollen, Sie wissen, warum Sie spielen — ich sage es, wie es ist. Hab' ich recht? Haha, ich bin ein einfacher Mensch. Eine Karte? Man setzt Quart va banque, man riskiert hundert Franken — man gewinnt seine Zukunft!“

Petron sagte nichts. Petron war blaß. Petron schloß die traurigen Augen und zitterte, da Marcelli ihm das Blatt in die Finger schob. „Hundert Franken!“ sagte Marcelli. Petron, zuckenden Mundes und mit geschlossenen Augen noch immer, nickte langsam Bejahung. Nein, so glitt er mir aus der Hand. Ich hatte aus den abgeworfenen Karten einen kleinen Satz zusammengestellt, König — Aß — König — Aß, eine Taille, vier Karten im ganzen, die nahm ich unter die Finger, beugte mich über des Popen Schulter und klopfte auf das Spiel, das zum Kaufen bereit lag. „Angenommen,“ sagte ich, „ich gehe mit.“ Marcelli hatte obenauf eine sechshändige Taille Königin — König — Königin — König — Königin — König gelegt, um den Partner so durch den Kauf dieser Königinnen zur Verdoppelung des Spieles aus voller Hand zu verleiten, indes er selbst mit drei gekauften Königen noch gewinnen mußte — eine Taille, wie gesagt. Darüber saß nun mein Übersatz. „Angenommen,“ sagte ich und klopfte ihm unter den Fingern vor auf das Spiel. Nun kaufte Marcelli wohl König und glaubte, alles gehe nach Wunsch, aber Petron kaufte statt der ihm zugedachten Königin nun das Aß. „Doubliert,“ sagte ich hinter ihm. Petron zitterte. Marcelli kaufte König, Petron kaufte Aß. „Was ist höchster Einsatz?“ fragte ich. — „Zwanzigmal,“ sagte Marcelli. — „Also zwanzigmal,“ sagte ich. Petron machte eine kleine, flehende Bewegung; dann lehnte er sich wie ausgelöscht an die Kante des Tisches. „Gehalten,“ sagte Marcelli und legte — voilà — seine Karten auf. „Die Könige,“ sagte er und warf seine Hand vor. „Die Asse,“ sagte ich, „die Asse. Herr Petron ist ein Glückspilz.“ Marcelli starrte ihm weißlippig und mit geweitetem Blick ins Gesicht. Ich sah, wie er dachte. Einen Augenblick lang war das gefährlich. Dann aber fegte er mit einem wütenden Stoß des Ellenbogens sein Weinglas vom Tisch. Das hieß: ‚Ich habe mich verrechnet, ich habe den Kopf nicht mehr klar, Bogami, ich habe zu viel getrunken, ich Schweinehund.‘ Ich sagte: „Herr Petron ist ein Glückspilz! Zwanzig Einsätze er — zwanzig ich! Das macht für jeden zweitausend Franken!“ Oh, der Balkan biß sich die Lippen wund. Geld rollte — Lilalilaah! Petron hatte noch immer die Augen geschlossen. Auf dem gewonnenen Haufen Geldes lag seine Hand. Sein Gesicht war so entspannt wie das eines Toten. Nur seine Mundwinkel zuckten, als kämpfte er gegen Tränen. Einen Augenblick lang war es wieder ganz still. Nur die Reiter ritten, da ein Zugwind über den Tisch und die flatternden Kerzen fuhr. Einen Augenblick war es still. Dann wachte die Fürstin auf und beugte sich zu Petron und sagte leise: „Ich gratuliere, Herr Statthaltereirat.“ Der Mann nickte Dank und lächelte in die Leere.

„Ich gratuliere," sagte die Fürstin. Marcelli und ich — da konnten wir wohl beide ein wenig geärgert sein.

Marcelli und ich — wir waren da wohl beide geärgert. „Haha, wir sind im Zuge, das Geld rollt," sagte der Balkan, „das Geld rollt," sagte er, „wir spielen weiter!" Er hatte eine neue Taille zusammengestellt, unterm Tisch zweimal kontrolliert und endlich auf die Karten gesetzt — nicht ohne Schwierigkeit, denn Speranza, die er wieder mit eingekniffenem Lidrand zu Hilfe rief, mußte sich gegen die Hand des Popen verteidigen und nahm das Zeichen nicht wahr. „Das Geld rollt," sagte ich, „wir spielen weiter!"

*

Weiter war das dann so: es war wenig Münze im Spiel — der Fürst, der einzige, der noch pointiert hatte, war zu der Wandbank gegangen und saß dort schwanken Kopfes und schlief. „Bedauerlich," sagte Rakic, „aber das Schiff, meine Damen, holt uns erst mit dem Morgengrau." Es war kein Geld im Spiel. Petron, mit einemmal ganz zitternde Wachsamkeit, hatte seinen Gewinn zu Münzregimentern und Papierscheinstaffeln geordnet und setzte klein-klein und geizig, als klebte an jedem runden Nickel sein Schicksal. So war das nicht zu machen. Marcelli wollte ja nicht mehr, als seine viertausend Franken zurück. Bei Petrons Einsätzen hätte er dazu zwei Wochen gebraucht — es lohnte kaum der Volte beim Mischen. So spielte der Balkan selbst mit kleinem Silber auf Verlust und sagte: „Famos! Sie gewinnen, Herr Statthaltereirat! Sie haben Schwein — ich sage es, wie mir der Schnabel gewachsen ist!"

Petron setzte, Petron gewann, Petron strich mit zitternden Fingern die billigen Münzen ein. ‚Jeder Schritt ein kleiner Schritt weiter,' sagten diese zitternden Finger. ‚Jede Münze ein scheues Glück, behutsam angetastet und zu den andern gelegt.' Nein, so ging das nicht weiter. „Sie gewinnen!" sagte Marcelli. Ich beugte mich zu Petron und sagte leise: „Jetzt fünffach!" Er zuckte auf, er besann sich, er wiegte, gelockt und doch verneinend, den Kopf und schob eine kleine Münze vor sich. Ich beugte mich zu ihm und sagte: „Sie gewinnen! Jetzt fünffach! Schiffsschraube mit Sonnenantrieb! Eine Patentanmeldung mehr!" Seine Finger zitterten. Er schloß die Augen und schob seine Münzen vor. Er gewann. „Gratuliere," sagte Marcelli und fächerte die Karten über den Tisch. „Jetzt wieder zwanzigfach!" sagte ich zu Petron. Er wandte sich, er hob sein Gesicht zu mir und sagte mit einem zerrissenen Lächeln: „Jetzt nicht mehr. Bitte. Jetzt ist es genug. Die Patente — ja, es ist wahr, ich hatte nicht das Geld für die Anmeldung der Patente. Jetzt ist es genug, jetzt genügt es." Er lächelte zerrissen. Drüben warf Marcelli, argwöhnisch geworden durch unser leises Gespräch, die Hand auf den Tisch und rief: „Weiter, Bogami, weiter!" Ich brauchte Petron in der Hand, denn changierte ich später nur sein Geld an den Popen oder den Deutschen, so war er Trumpf, und Speranza, die ich brauchte, war freigespielt. So beugte ich mich zu ihm und flüsterte: „Genug? Was genug? Wenn Sie die Seilbahn bauen wollen — Sie haben die Pläne! Warum nicht auch die Seilbahn? Wenn Sie sie bauen wollen, könnte man sich dafür interessieren. Ich will Kapital anlegen, Herr Statthaltereirat! Nein, keinen Dank, wir sprechen morgen darüber. Wie? Ja, gewiß, die Pläne werde ich durchsehen, versteht sich. Vertrag? Gut, wir machen einen Vertrag. Also zwanzigfach!" Die zitternden Finger schoben die Münzen vor. Ich sah, wie Marcelli zögerte, ob er nun schon die Taille aufsetzen oder ob er noch einmal verlieren und dann mit einem Coup alles gewinnen sollte. Einen Augenblick lang — er entschloß sich, er lächelte, er verlor. „Verloren!" sagte er. „Sie haben Schwein!" Geld klirrte über den Tisch zu den zitternden Fingern her, die kaum mehr greifen konnten, kaum mehr tasten, kaum mehr die Münzen zu einem wirren Haufen streifen mit einer kraftlos wischenden Hand. „Gewonnen —" flüsterte Petron. Mir war, als müßte ich seinen Herzschlag hören können, so wurde er vom Stoß des Blutes geworfen. Kein Zweifel — er hatte zuviel. Er war als einziger nur mehr im Spiel.

Der Blick der Fürstin hing geweitet an seinem Gesicht. Die Fürstin! Candida! Ich hätte hingehen wollen, ihr den Arm um den Nacken legen und sagen: ‚Da bin ich, Madame, was ich gütigst nicht zu übersehen bitte: Sie sind mein Eigentum!' Das ging nicht. So mußte ich also Speranza freispielen, die zwischen dem Popen und Wendelin saß. Lilalilaah! Ich beugte mich zu Petron und sagte: ‚‚Glückspilz! Jetzt alles! Alles setzen — Sie sind ein gemachter Mann!" Oh, wie schwankten die Finger! Es dauerte drei Minuten, eh' ich ihn überredet hatte. Da einen Augenblick Stille war, konnte man hören, daß ihm die Kiefer schlugen. Marcelli erhob sich lächelnd, Marcelli zog ab — nun hatte er die Taille auf das Paket praktiziert — Marcelli schwenkte den Körper — voilà — und fragte: „Gesetzt?" Und, da Petron

nickte, mit einem Blick in der Runde: „Geht niemand mit?“

Jetzt war es Zeit. Wie die Karten lagen, hatte der Balkan das Geld Petrons so gut wie schon in der Hand. Ich hob die Stimme und sagte: „Interessant, Messieurs, Mesdames, interessant! Man staune! Sie sind ein Gentleman, Herr Petron: Sie setzen, wie man in London oder Paris setzt! Nichts oder alles! Da ist es ein Gebot des Respekts, nicht hintenzustehen. Wir alle, Messieurs, Mesdames, gehen mit!“ Die um den Tisch schauten auf, die um den Tisch — nur Petron schwieg weißen Gesichts — die um den Tisch plapperten ein paar Worte, Speranza verständigte sich mit Marcelli und setzte zwei Franken; mißmutig setzte der Deutsche: zehn Franken, gutgelaunt, schmiß der Pope, die Hand für einen Augenblick von Speranzas Schulter lösend, vor sich auf den Tisch. „Sie?“ fragte ich zu Rakic hinüber. „Haha,“ sagte der auffahrend aus einem gläsernen Traum und schwenkte die matte Hand hoch und legte fünfzig Franken vor sich — will sagen: Jetons, denn es liefen nebeneinander Münzen, Papier und derbe Einsatzmarken aus Zinkblech. „Gesetzt?“ fragte Marcelli und zeigte die Zähne. Die Fürstin spielte nicht — der Fürst schlief. „Gesetzt?“ fragte Marcelli, lächelte, mischte, zog ab und voltigierte die Taille wieder nach oben. „Noch nicht ganz,“ sagte ich. „Wenn Sie erlauben — ich setz' noch ein wenig hinter den andern.“ Marcelli lächelte ein „Mit Vergnügen!“ Seine Taille lag obenauf! Nun war es ja sehr einfach, wie man verstehen wird. Petrons Geld war verloren — dagegen hatte ich nichts. Sollte es nicht in die Tasche des Balkans fließen, sondern an Wendelin und den Popen (an Wendelin: denn ich brauchte ihn als geldstarken Pointeur, wenn ich Marcelli auch weiter mit ihm das Maul stopfen wollte; und an den Popen: denn in seiner Zähheit ließ er den Happen Speranza, den ich ihm hingehalten hatte, nicht wieder fahren, und Speranza brauchte ich freigespielt, brauchte sie für alle und gegen alle!) — sollte also Petrons Geld an Wendelin fließen und an den Popen, so hatte ich zunächst nur Wendelin hinter der Bank auf Petron zu setzen, mit vierfachem Einsatz (man spielte von unten!), und dagegen den Popen achtfach hinter Petron gegen Wendelin und die Bank (Rakic ließ ich verfallen, der interessierte mich nicht). Legte ich nun noch den Nutzen der Bank lahm, indem ich sechsfach die volle Quart aus der Hand gab und die übrigen sechs einfach wettete — ganz gewöhnlich, gegen die Runde außer Petron, zwei zu eins auf Verlust seines Satzes —, so fiel, wie man sich an den Fingern abzählen kann, der halbe Einsatz Petrons an den Popen, der halbe Einsatz an Wendelin, und an den Balkan nach Verrechnung der Gegenpoints kein kupferner Knopf. „All right,“ sagte ich, der Balkan zog ab und präsentierte — Petron hatte verloren. Einen Augenblick lang war es ganz still. Ich sagte: „Aus.“ Petron erhob sich ganz langsam, stand taumelnd, indes die raffende Krücke von Marcellis Spazierstock in den Berg Geldes vor seinen Sitz fuhr — stand also taumelnd einen Atemzug lang und trat dann mühsam aufrecht und wie betrunken zurück an die Wand, in den Winkel, ins Lichtlose, tiefer, tief, bis er verlosch. Dann erst brach unter den Spielern das Reden los. Dann erst begriffen Wendelin und der Pope, daß sie etwas gewonnen hatten. Dann erst rechneten sie, schoben Geld hin und wider. Da ein paar Münzen zu Boden rollten, warf Speranza, plötzlich entfacht, in kindlich kreischender Heiterkeit sich darüber. Und dann erst, nach Minuten erst, hatte Marcelli die Gegenpoints verrechnet und schmiß die Hand auf den Tisch. „Tod und Teufel,“ fluchte er, „verdammtes Gespensterhaus,“ fluchte er, „nicht ein Dinar bleibt mir in der Hand! Alles du! Alles Sie!“ Geschrei war, Geschrei, der Totenvogel breitete seine Schattenflügel und dröhnte: „Lilalilaah!“ Eine Tür irgendwo im Haus ward vom Wind mit einem einsam klappernden Laut an die Wand, an die Wand, an die Wand geschwenkt. Lilalilaah! Da raschelte mir das Laub zusammengewehten Schicksals zwischen den Fingern.

*

Das verlief dann nicht mehr bei voller Nüchternheit des Gehirns. Ich nahm Speranza auf und spielte sie allen sichtbar in die Mitte des Tisches. ‚Mein Fräulein,‘ sagte ich, ‚mein Fräulein! In meinem Koffer habe ich einen Diamantring, der zu Ihren Augen paßt. Ah, das ziert sich! Aber ich spiele Dame und wieder Dame und die Sequenz — ich ziehe ab und ich habe gewonnen! Ein Zufall, Ladies und Gentlemen. Kavaliere unter uns, Herr von Rakic! Ja, werfen Sie die Finger hoch, ja, applaudieren Sie. Klatschen Sie mit Ihren Knochenfingern den Takt zu der Melodie, die der geistliche Herr da aus dem Fagott seiner vollen Backen in die angstflatternden Kerzen pfeift. Ja Applaus, ja Musik, ja Gelächter! Denn Sie befinden sich da insgesamt, Ladies und Gentlemen, auf einem Gespensterfest. Gespenster wir alle! Wer nicht? Sie? Oder Sie? Oder Sie? Man

gestatte mir, daß ich lache, haha, bis die Reiter droben auf der Tapisserie zu reiten beginnen! Sie spielen Quart auf Speranza? Ich doubliere und setze den Wanst des Popen gegen Ihre gelenkigen Finger, mein Herr Provinz! Wer zieht ab? Ihre Durchlaucht! Aber obenauf habe ich, man verstehe, unter den Fingern vor eine Taille Rakic — Bube — Wendelin — Aß praktiziert, so erschrecke man nicht, Frau Fürstin, daß nun wieder die Offizierslemure in pergamentenem Lachen die falsch ebenmäßigen Zähne bleckt! Man erschrecke nicht, Dascha! Man verschließe nicht in zartem Schmerz über meine Beschwingtheit sein blasses, süßes Gesicht, du meine Candida, Candida: denn dir, dir, dir zum Schauspiel, dir zum Triumph habe ich diesen Geistertanz da entfacht! Lilalilaah! Da dehnt man sich und da fühlt man noch den Saft im Blut und die Kraft in den Muskeln. Lilalilaah!'

Aber nein. Man glaube nicht, daß das so ablief. Nur — ich bin tatsächlich trotz gutem Willen nicht imstande, die Vorgänge jener halben Stunde oder Stunde im einzelnen mir zu vergegenwärtigen. Tatsächlich — was mich da durch dreißig oder sechzig Minuten besessen hielt — war so abseitig meiner sonstigen Lebensart, so abseitig aller planvollen Wägung und kühlen Bewußtheit, so rauschhaft, so sehr ein Blutrausch, daß ich, gleich jenen Untätern, die mit derlei sich zu entschuldigen pflegen und denen man ihre Verantwortung nicht glaubt, daß ich erst erwachte und wach war, als schon dieses Blutrausches Opfer, dieses Gedankenmordes Gefällte um mich waren wie atmende Leichen.

Da ich also wieder bewußt um mich schaute, fiel mir auf, daß die Gesichter der Menschen im Raum sich verändert hatten. Zwieschein irrlichterte über ihnen, ein tatsächlicher Zwieschein: außer den überwachten Flammen der fast schon niedergebrannten Kerzen stand nun auch schon in den Fenstern die grau frierende Helle der Stunde vor Sonnenaufgang. Es war ein Schweigen, als hätte eben noch einer gesprochen — Dschungeltiere schweigen so nach dem Tigerruf. Rakic, Herr von Rakic, Major — der Mann beugte sich vor, hob einen matten Arm nach den Kerzen hin und erdrückte das Glimmen verzischender Dochte zwischen seinen weinbefeuchteten Fingern. „Morgengrau," sagte er leise, und: „Aus." Er erhob sich, er trat mit Puppenschritten ans Fenster und starrte nach dem Friedhofsfelsen hinüber, der sich fröstelnd aus der erblaßten Finsternis hob. Seine Finger schwenkte er hoch wie im Hohn und flüsterte noch einmal: „Aus." Auf dem Kanapee an der Wand schlief sitzend der Fürst — ihm nickte der Kopf wie jenen Spielfiguren aus Ton: jajaja — neinneinnein. Der Pope saß, ernüchterter Totenvogel, in einer Ecke, spuckte sich auf die Finger und zählte Geld, Geld. Alles Geld war bei ihm. Alles Geld hatte ich ihm in die Taschen geschanzt und mich selber vergessen. Was tat das? Was war mir Geld, dort und damals? Die Flügel breitete ich wie ein Vogel und drehte mich langsam im Kreis. Alle sah ich sie. Nur Speranza war nicht im Raum. Sie mochte damals schon hinuntergegangen sein. Am weinfleckigen Tisch, vor gestürzten, zerschmissenen oder halbleer trauernden Gläsern saß nur Marcelli. Er war still und tief in Gedanken. Er hatte die Hand vor sich hingelegt und trommelte mit seinen schön polierten Nägeln einen militärischen Marsch auf der Platte — es klang so trocken und dumpf, als hätte einer seine Trommel mit schwarzem Tuch überspannt, zum Marsch in einem Kondukt. An die Wand gelehnt, unter den reitenden Reitern, die sich nun nicht mehr regten, stand der Professor. So steht einer, der trunken ist und dennoch seine Trunkenheit sieht, — in einem zarten Schrecken über sich selbst. Nicht weit von ihm, nach der Türe schon, lehnte die Fürstin. Da ich quer durch den Raum zu ihr gehen wollte, stieß von hintenher eins mit dem Finger gegen meinen Arm und flüsterte trocken: „Sie! — Sie!" Ich wandte mich. Das war Petron — nein, das war nicht Petron. Das war ein Gerippe mit Kleidern, eine Vogelscheuche mit einem Gespensterkopf. Nur Augen saßen darin und waren lebendig. Nur ein Mund klaffte auf und flüsterte trocken: „Mylord! Sie! Mylord! Und die Seilbahn?" Ich wußte von keiner Seilbahn, ich wollte zu der Fürstin hinüber, ich zuckte die Achseln. Gespensterfinger zerrten kraftlos an meinem Ärmel, ein Mund klaffte auf und flüsterte trocken: „Die Pläne, Mylord! Ich garantiere Ihnen jede Verzinsung!" Ich riß meinen Arm aus seiner Hand und ging hinüber zu Candida.

Denn mir war all das nicht wirklich. Denn ich sah das nicht. Denn ich sah nicht mehr, als daß ich sie alle endlich zertreten hatte, zerrieben hatte, dürres Blattwerk zwischen den Fingern. Zu Candida ging ich hinüber, der Geliebten reichte ich den Arm und hatte kaum einen Blick für den erfrorenen Zwiespalt in ihrem süßen Totengesicht. An die Schulter griff ich dem Fürsten, weckte ihn und sagte: „Durchlaucht! Der Morgen! Ich denke, wir machen zu dritt die kleine Promenade bis zur Mole des Dampfboots!" Und ohne Blick nach rechts oder links, gra-

den Weges und sieghaft durch die morgengrauen Gespenster verließ ich mit Fürst Balearu aus Bukarest und seiner Gattin den Raum.

*

Allerdings — einen kleinen Aufenthalt gab es noch: Als wir schon aus dem Hause treten wollten — Fürst, Fürstin und ich verweilten uns einen Augenblick noch im Flur, die andern hinter uns am Fuße der Treppe, da zeigte sich eben auf dieser Treppe, jedoch ganz droben, so daß im Flackerlicht einer Kerze nicht mehr zu sehen war als ihr Kopf — da zeigte sich droben schon im Bezirk des Dachgeschosses Speranza und winkte. Lichtüberflattert, belustigten und schelmisch aufgeschlossenen Gesichtes schwenkte sie ihre Arme, Schweigen heischend und ladend zu behutsamem Höherklimmen über Stufengeknarr. Sie rief stumm. Sie deutete dort droben seitwärts ins Dunkel nach etwas, das man von unserem Standort nicht sah. Wir verstummten. In die jähe Stille fiel von dorther ein trocken abgelöster und vereinsamter Laut, wie wenn eins mit dem Fingernagel an Holz scharrt. Und gleichzeitig beugte sich Speranza droben über das Stiegengeländer, hob die Hand an den Mund und rief leise: „Er stirbt." Der Pope warf sich zwei Finger an die Stirn und sagte: „Didó!" Sehr seltsamer und sinnloser Weise gingen wir alle hinauf.

Nein, ich gedenke den Vorfall nicht zu beschreiben. Empfinde ich übermäßig lärmende oder sonst maßlose Vorfälle an sich schon als peinlich — Ereignisse von so ungeschminkter Nacktheit und eindeutiger Unwiderruflichkeit wie Geburten, Gerichtsverhandlungen oder Todesfälle sind mir schlechtweg verhaßt. Man vergegenwärtige sich die Situation! Eine Dachkammer, erfüllt von einem säuerlichen, höchst üblen Geruch, wie er für Sterbezimmer kleiner Leute geradezu durch ein ungeschriebenes Gesetz gefordert zu sein scheint. Hätte aber all das, wie begreiflich, uns zu sofortiger Umkehr an der Schwelle vermocht — auch solche Retirade war uns peinlichst verlegt! Denn der fast schon Jenseitige auf dem Strohlager im Winkel, der Gezeichnete, der Kandidat, Haut und Knochen, Knochenhand gekrallt an den Mauerkalk — der Kandidat hatte durchaus würdeloserweise sich darauf verlegt, unserem Rückzug — wozu auch waren wir erst hinaufgestiegen — mit all der Eindringlichkeit beschwörender Redensarten, wie sie Menschen in so vorgeschobener Lebenslage nun einmal zu eignen scheinen, mit aller Eindringlichkeit, sage ich, entgegenzutreten. Kein Zweifel, der alte Mann, der also Didó hieß, dieser kümmerliche, abgerackerte Mann aus den Niederungen, dieser Jenseitskandidat, dieser eben noch atmende Würmerfraß — nein, kein Zweifel: der Mann fürchtete sich vor dem Tode. Ja, er ging so weit, die Segnung des Popen, der an seine Seite getreten war — nun ja, es muß zugegeben werden, daß er dabei sich nicht völlig in der Gewalt hatte, so daß seine Amtshandlung durch Äußerungen einer schwankenden und rülpsenden Angeregtheit wiederholt Unterbrechung fand; aber immerhin, man bedenke, daß der Kandidat ein schlicht gläubiger und zu kritischer Einstellung zweifellos nicht befugter Mann aus dem einfachen Volke war! — er ging dennoch so weit, sage ich, an dem schwanken Popen vorüber nach uns, nach uns allen, die wir da noch des Festes voll und zufällig hergeweht an seiner Schwelle uns drängten, seine angstbrechenden Blicke zu richten und gleichzeitig in dem höchst ungepflegten Idiom dortiger Küstenbewohnerschaft kraftlos keuchenden Tonfalls zu sagen: „Nicht! Nicht weg! Nicht mich allein!" Und in unsre Stille, kaum vernehmlich: „Angst, du. Angst, Natja, Angst, Mutter. Angst!" Ich möchte sagen: unserem Rückzug legte er solche Redensarten in die Quere wie sperrende Balken.

Aber nein, ich gedenke den Vorfall nicht zu beschreiben. Wäre die Situation trotz solchem Mangel an Contenance noch zu halten gewesen — einige unseres Zuschauerkreises waren es schließlich, die, figürlich gesprochen, dem Fasse den Boden ausschlugen. Dem Kandidaten ins Gesicht, aufgerissenen und zerstörten Blicks ins Gesicht starrte allen voran Herr von Rakic. Doch wäre das bei dem und meinetwegen auch bei Herrn Petron aus naheliegenden Erwägungen einer gewissen unterirdischen Schicksalsverwandtschaft noch zu begreifen gewesen. Völlig unbegreiflich war das Verhalten der Fürstin. Schreck — bon. Eine leichte Décontenance, eine Irritation — man könnte verstehen. Aber kann man verstehen, daß sie plötzlich — nein, nicht lächelte, nicht lachte, nein: daß sie gefaßt, geworfen, gesprengt ward von einem so furchtbaren Lachen, einem Lach-Weinen, einem schreienden, einem herzzerreißenden Krampf, der dem Fürsten und mir eben noch gestattete, die plötzlich Taumelnde aufzufangen und aus dem Raume zu schaffen? Noch auf der Treppe — ich sage: im widerhallenden Treppenhaus, so daß der erschreckte Laut von den Wänden stürzte, rief, schrie Candida in ihrem Krampf und Gelächter. Wie wir da im Treppenhaus standen, Marcelli, der Pope, Wendelin, Spe-

ranza, Petron, Herr von Rakic, ja der Fürst und ich selbst (indes von droben her schon wieder das Scharren des Kandidaten am Mauerkalk sich vernehmen ließ) oh, alle waren wir ein wenig bestürzt.

*

Aber nicht lange, versteht sich. Dann war wieder die Luft um uns, dann atmete jedes wieder die Luft! Man lehre mich, zwiespältigen Situationen gerecht zu werden! „Fürstin —“ sagte ich. Da war sie schon verstummt. Da verbeugte ich mich schon schwankend und ritterlich tief und hatte ihren Arm unter meinen gezogen. „Die Luft!“ sagte ich. Da geleitete ich sie schon — voilà — die Treppe hinab und durch den Flur aus dem Schloß. Wir zu dritt, indes die andern in gebührlicher Respektdistanz folgten. Zu dritt, Fürst, Fürstin und ich, so schwebten wir den Strand entlang nach der Anlegestelle des Dampferchens, das eben qualmend und morgenvergoldet um die Landzunge her in die Bucht bog. Zu Schiffe! Ein Blasser war da mit einem Schauspielergesicht. Da ich Candida über einen schmalen Spalt Wassers an Bord hob, merkte ich erst, daß er neben mir stand und redete. Er redete lächerlicherweise von einer Seilbahn! Was wollte er? Ich kratzte leicht mit dem Nagel am Tuch seines schwarzen Rockes und lachte. „So,“ lachte ich, „so hat er an der Mauer gekratzt!“ Oh, wir waren alle beschwingt und ein wenig verrückt. Der mit dem blassen Schauspielergesicht ward noch blasser und zog sich bestürzt, beschämt, fast flüchtend zurück. Man lehre mich, zwiespältigen Situationen gerecht zu werden! Zu Schiffe! Einem Fürsten legte man die Hand auf die Schulter. Einer Fürstin schob man das Kissen auf dem Liegesessel zurecht. Zigarette? Mit einem Deutschen, einem Professor, parlierte man über die englische Adelsverfassung.

Und sah, da schon morgenvergoldet das Schiff aus der Bucht sich in See schwang, sah, da schon mit der Brise über die blau geschäftigen Wanderwellen der Schlaf kam, sah ganz dort hinten einen Mann, der auf einen Felsen kletterte und winkte zum Abschied. Die Flügelarme hob er wie ein Fabeltier, wie der einsame Ginstervogel, wie der Riesenvogel der gespensterträchtigen Finsternis und orgelte machtvoll, daß der Ton verwehend schon über die Wasser wehte: „Lilalilaah!“

*

Da ich erwachte — eben, eben noch war es gewesen, da hatte einer mich am Arme gerüttelt und einer hatte gelacht und einer hatte gesagt: „Wie ein Sack! Laßt ihn schlafen!“ — da ich endgültig erwachte auf der rotsamtenen Polsterbank, da ich aus dem brüchigen Spiegelprunk des Kajütchens die Leitertreppe hoch klomm an Deck, gewahrte ich erst, daß ich auf dem kleinen Fahrzeug allein war, der letzte, als einziger noch nicht an Land gegangen. Der Dampfer scheuerte gelöschten Kesselfeuers sein getünchtes Alter im Takte der Hafenwellen an den Quadern der Mole von Ceratosa. Draußen auf dem westlichen Meer verspann sich schon die niedere Sonne kugelgroß und blutig dem Abenddunst. Licht war nur der Kai, weiß die Steine der Hafenhäuser, unwirklich schimmernd die Gesichter spärlicher, unwirklich schreitender Menschen, und da ich nun schwerelos mich ans Ufer schwang und eine der Trossen zwischen Schiff und Haltepflöcken berührte, ward das Drahtseil in der Hand mir zu Gold. „Candida, o Candida,“ sagte ich laut in die leere Luft, die mir um die Stirne strich, so sehr glückhaft und beklemmend fiel mit einemmal in mich die Erinnerung. Aus dem Gedanken der verwichenen Nacht war die Trunkenheit und der Totentanz der Verzerrung wie ausgelöscht. Was blieb, war nur ein Zartes und Zärtliches. „Candida, o Candida, in fünf Stunden wirst du bei mir sein,“ lächelte ich mit Flüstern in den Silberwind, in den Wanderwind, in den Wind der Verliebten, der mir um die Stirne strich. Das war nicht mehr ich, das war nicht mehr die Landschaft, die ich ein paar Sonnenuntergänge zuvor als Gejagter und Jäger zu kurzer und zufälliger Wegrast betreten hatte. Dabei war all das satt einer lauen Feuchtigkeit, die beklemmend und schmeichlerisch in der Luft hing. Dabei war all das so süß wie bedrohlich, und war hundert Schritte weit mein Fuß noch beschwingt — hundert Schritte weiter war das kein Schreiten mehr, war das schon ein Getragenwerden von einer Überwelle, einer Übergewalt. Drüben, wo Bäume standen, begann es im metallen glänzenden Laubwerk zu rascheln. Eine Frau mit schweren Lidern schloß die Laden eines Hauses, an dem ich vorüberkam, und sagte leise und tiefstimmig: „Schirokko.“ — „Der Wind?“ fragte etwas aus dem Schatten des Zimmers, „kommt schon der Wind?“ — „Nein, noch nicht, nicht vor heute nacht,“ sagte die mit dem Schlafblick und zog das letzte der Fenster zu.

Im Hotel war kein Mensch — die mochten alle schlafen. Nur der Portier saß übergroß und goldbetreßt und ohne Regung wie ein Götzenbild in der ausgestorbenen Halle. Ich ging in den Garten, aber auch unter

den Palmen war keine Atemluft. Über den Wipfeln schaute gespenstisch nah die Kuppe eines Berges herein. Da kniete ein Mann im Gras und brach Blumen. „Hallo," sagte ich und schwang die Hand hoch. Die war so schwer, daß irgendwo in mir etwas zusammenschrak. Der Deutsche erhob sich und wischte sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß von der Stirn. „Für Speranza," sagte er und versuchte zu lächeln. Seine Augen waren gerötet und sein Körper so schlaff, daß er kaum zu der Bank fand. „Für Speranza," sagte er, und: „Wir leben!" O, er hatte plötzlich Herrn von Rakics überhitztes Leichengesicht. „Wir leben," sagte er und versuchte seinen Arm in den meinen zu schieben. Ich wollte vielerlei ihm erwidern, aber dann war mir die Luft zu schwer, und so hob ich nur die bleiern schwanke Hand nach dem Festungsberg, der so nah war, daß etwas lockte, in das Eukalyptusgebüsch auf der Kuppe hinüberzugreifen. „Verzaubert!" sagte ich. „Ja," sagte Wendelin und warf seine Finger hoch. „Ja, die Insel der Kirke!" lachte ich, „verzaubert in Schweine?" Aber da erhob sich der Deutsche, und da eben drüben ein Frauenkleid um eine Ecke wehte, raffte er seine Blumen auf und sagte: „Verzaubert in Götter!" Er hüpfte weißgestaltig und grundlos turnerhaft über den Kiesweg, unter den Rhododendren wandte er sich noch einmal und kehrte mir das unbewachte Gesicht eines Schläfers zu und sagte: „Herr von Rakic liegt droben. Ein Schlagfluß hat ihn gestreift." Er winkte mir mit den Fingern, und mit einemmal kam es über uns, daß wir kicherten. Wir kicherten lange. „Die Luft, der Sauerstoff," sagte ich stimmschwach, und: „Wenn Wind käme! Regen!" Da war der Deutsche eilig schreitend schon hinter die Rhododendren getaucht.

*

Es dämmerte jäh, es wurde jäh dunkel. Kam auch keine Kühle, so lebte man doch und bewegte sich. Man aß auch zu Abend. Kaum die Hälfte der Tische war besetzt, die Essenden schwiegen, nur Teller klapperten matt, und die Kellner krochen saalauf und saalab und wischten sich mit dem Ärmel die Stirn. Candida, der Fürst, Marcelli — mit der Fürstin tauschte ich einen Blick und ging nicht hinüber. ‚In drei Stunden!' sagten unsere Augen. Neben der Türe saß ein Neuangekommener, ein sehr dicker Mann mit Ringen an allen Fingern. Er saß da allein und schickte unternehmungslustige und bekanntschaftshungrige Blicke nach allen Seiten. ‚Hoh, Jagdwild!' dachte ich matt. ‚Den solltest du dir kaufen, Lord Chesterton,' dachte ich matt und stand doch nicht auf und rührte doch dazu keine Hand. An der offenen Gartentür ging der Deutsche mit dem Dirnchen vorüber. Marcelli trat an meinen Tisch und sagte übernächtig: „Einen kleinen Tisch Baccarat?" Ich winkte matt ab. Nein, mir war es nicht um Geld zu tun.

Das war um acht. Um elf hätte Candida kommen sollen. Beim Aufstehen, noch im Saal, war ich an ihr vorübergestreift und hatte noch einmal ihr in die Augen geschaut. Ihr Blick war ohne Fröhlichkeit, war traurig, ernst und müde, da sie ganz leise nickte. Aber es bimmelte von dem Campanile halb zwölf und zwölf — Candida kam nicht. Ich stand in meinem vorderen Zimmer, am breit offenen Fenster gegen Garten und Meer, ich hatte das Licht gelöscht und schaute in den groß-roten Mond, der mit dunstig kranken Wanderwolken sich balgte. Ich höre gut. Ein paar Minuten nach Mitternacht hörte ich den scheuen Schritt auf dem Korridor. Ich öffnete behutsam die Tür. — Da verglitt's erschreckt dort hinten um eine Ecke. „Candida!" rief ich mit Flüstern. Nichts regte sich. Ich ging ganz leise hinüber. Dort stand sie, in den Winkel gepreßt, den Kopf hintüber an die Mauer gelehnt und so blaß, daß diese Bläße durch das Dunkel zu ahnen war. Ich ergriff ihre dünne, kalte Hand und zog sie ins Zimmer. Sie zitterte. „Kein Licht," sagte sie, trat ans Fenster und lauschte in den Garten hinab. „Unruhig —?" fragte ich und trat hinter sie und küßte sie ganz leicht auf den erschauernden Nacken — sie trug ein halsfreies Sportkleid, ein Leinenkleid, das ich kannte, und darüber einen offenbar hastig errafften Abendmantel von schwarzer Seide, den sie nicht ablegen wollte. Da ich sie behutsam umfing, entzog sie sich mir und sagte: „Nein. Nicht. Nicht so. Lassen Sie. Ich bin nur gekommen — ich weiß, man sagt das so: aber ich bin wirklich nur gekommen, um Ihnen etwas zu sagen. Hören Sie mir jetzt einmal ganz ruhig zu, Lord Chesterton. — Sie sollen jetzt sofort abreisen. Jetzt augenblicklich. Nein, lachen Sie nicht, nein, nicht in zwei Stunden — jetzt, jetzt. Jetzt packen Sie Ihre Koffer. Verbringen Sie die Nacht in der Hall. Oder gehen Sie hinüber ins kleine Hotel. Oh, Sie lachen. Ja, Ahnungen, ich habe Ahnungen. Ja, Hellseherei. Oh, Sie lachen. Sie lachen. Sie werden es nicht tun. Ich sollte sprechen — ich bin müde. Es wäre besser, wenn Sie mich sprechen ließen. — Später? Gut, später — nein, nicht gut. Später werde ich nicht mehr sprechen. Also noch eine Viertelstunde — bei Ihnen. Jetzt setzen wir uns da in diese beiden Sessel, einander gegenüber. Ich weiß so

wenig von Ihnen — und Sie wissen nichts von mir.“ Später sagte sie: „Nein, nicht so. Wir wollen sprechen. Gib mir jetzt deine Hände, so, laß mich deine Hände festhalten und sprechen wir, Lieber. Sprich du. Fünf Minuten noch. Sprich mir von dir. Hast du eine Schwester? Die ist in England verheiratet, ja? Hat sie Kinder? Vielleicht werde ich auch einmal ein Kind haben —“ Sie zuckte auf und horchte. „Schritte“ — flüsterte sie stimmlos. Nun hörte auch ich ein Schleichen draußen im Gartenkies. Behutsam blickten wir durch das Fenster hinaus. Das war der Deutsche, das war Wendelin, der auf den Zehenspitzen drunten über den Weg ging. Beinern lag auf seinen Zügen das Mondlicht, beinern verglast war der Blumenstrauß, den er in seinen Händen hielt. So schlich er eckig gegen den Seitentrakt. Ein Steinchen tickte dort an ein Fenster. „Speranza wohnt dort,“ sagte ich. Candida schwieg. Sie lehnte an mir, und ich fühlte, wie das Erschrecken ihr noch im wilderen Takte der Adern rann. „Nur der Deutsche, Candida, Candida,“ flüsterte ich, und in die Stille ihres Lauschens: „Hast du dich leicht losmachen können? Hast Angst gehabt? Bist keinem begegnet?“ Und in ihre Stille: „Er — kommt nie nachts in dein Zimmer? Warum erschrickst du?“ Sie sagte, sagte: „Nichts. Es ist nichts. Komm, Lieber, es ist nichts. Nein, Lieber, ich habe jetzt keine Angst. Komm. Jetzt will ich dich küssen, du. Willst du nicht mehr da auf den Sesseln sitzen? Nicht tragen. Du trägst mich! Dort — was ist dort drinnen? Ein zweites Zimmer?“ — „Ein zweites Zimmer, Candida, Candida,“ flüsterte ich und trat durch die Tür in den Schlafraum und legte meine leichte Last behutsam wie ein schlummerndes Kind auf das Bett. Daschas Gesicht war von Tränen naß. „Warum weinst du?“ fragte ich leise, und küßte ihre Augen. Aber sie antwortete nicht, sie wandte sich seitwärts, sie umfing ein großes Polster nach Kinderart und preßte ihr Gesicht darein und ward geworfen von einem lautlosen Schluchzen. „Candida!“ sage ich. Dann lächelte ich in die Dunkelheit und beugte mich tief zu ihr nieder.

Dies geschah: Ich höre gut. Ich hörte den Tritt schon am Anfang des Korridors. Fünf Sekunden später klopfte es draußen, am Eingang des ersten Zimmers. Candida zuckt auf, ohne Laut, liegt dann still. „Einer hat draußen geklopft,“ sage ich. Sie liegt still. Ich sage: „Vielleicht einer, der sich in der Zimmertüre geirrt hat.“ Sie sagt tonlos: „Das ist er.“ „Vielleicht einer, der sich geirrt hat. Horch nur — es rührt sich nichts mehr.“ Sie setzt sich hoch und streicht sich mit einer nüchternen Bewegung das Haar aus der Stirn und sagt leise und trocken: „Nein nein nein, das ist er.“ Da klopft es auch wieder draußen, noch nicht ganz laut, aber härter, entschiedener. Und da ich noch horche und zögere, sagt Candida stimmlos: „Also los, los. Jetzt nimm deine Kleider, jetzt geh hinaus, mach' ihm auf, es hilft ja doch nichts. Nur rasch. Kurz. Zu Ende.“ Das Haar streift sie mit einer flatternden Hand aus der Stirn und steht aufrecht. Ich sage: „Hab' keine Angst, du. Ich werde ihn hereinlassen — wenn er es wirklich ist. Ich werde ihn abspeisen, mit ein paar Worten, nach Hause schicken. Du bleibst da. Im Schlafzimmer. Sperr' dich ein. Ich gehe jetzt hinaus. Du, hab' keine Angst, du.“ Sie steht da, wie eine Puppe, sagt tonlos: „Ich habe keine Angst. Jetzt geh, geh.“ Draußen klopft es. Ich ziehe mir den Pyjama zurecht, ich will durch die Türe ins vordere Zimmer treten — da löst sich plötzlich Candidas Starrheit, da schlingt sie mir Arm und Arm um den Hals und küßt mich, so tödlich wild, so aufgerissen in einer zügellos brünstigen Scham und Verzweiflung, daß mir glückhaft und erschreckt das Blut ins Gehirn sprang. Von ihren Tränen war mit einemmal das Gesicht mir naß. „Leb' wohl,“ flüsterte sie nah meinem Ohr, „leb' wohl, du, leb' wohl!“ Ehe ich mich hätte fassen können, hatte sie mich über die Schwelle in das vordere Zimmer geschoben und die Schlafzimmertür von innen versperrt.

Ich durchquerte also diesen vorderen Raum, nah vorüber an dem offenen Fenster — draußen, drüben tauchte ein hastiger Nebelmond aus dem Wolkenstrom wie der Kopf eines Schwimmers, eines Ertrinkenden, der jetzt und jetzt noch für Augenblicke sich aus der Flut hebt. Hoch droben, unhörbar ferne, wühlte schon ein Sturm in der Schattenjagd, aber auf Garten, Meer und Zimmer lastete noch beklemmend still und wie klebrig die Wasserluft. ‚Jetzt wach sein!‘ sagte ich mir, ‚jetzt angespannt alle Sprunggelenke und en avant!‘ Da dröhnte eine Faust dort draußen zum drittenmal an das Türholz. Ich drehte das Licht an, der elektrische Luster flammt. Mit den Händen streiche ich mir übers Gesicht und straffe mich. Me voilà, hier Lord Chesterton, oder auch Herr Labaud, Prinz von Croy, Master Dee aus Chicago und Marquese Eca de Gonzalez aus Madrid! Wer wünscht mich zu sprechen? Federnden Schrittes trat ich an die Türe und schrie: „Wer poltert da, damned! Ich schlafe!“

Draußen sagt eine knappe Stimme und hebt sich nicht einmal: „Aufmachen.“ Ich schreie: „Unerhört! Nachtruhe! Werde mich

Wilhelmshaven. Gemälde von Franz Radziwill

(Berlin, Kunstausstellung Neumann-Nierendorf)

beklagen!“ Der draußen brüllt — brüllt, daß die Wände zittern — das eine Wort: „Aufmachen!“ — Der Fürst, jawohl. Es war der Fürst.

Ich stecke um und sage: „Ah, mon prince, Sie sind das! Ist etwas geschehen? Ich bin in Negligee, sonst wäre es mir ein Vergnügen —“

Er unterbricht mich, sagt ganz knapp und fast leise: „Sie werden die Türe öffnen, Mylord.“ Da war nichts zu machen. Ich hasse das. Ich öffne also die Tür, er tritt ein, völlig angekleidet, in Reitdreß, mit klirrenden Sporen, er läßt einen flatternden, einen suchenden Jagdblick im Kreise gehen und heftet ihn dann voll auf mein Gesicht. Er sagte nichts, er schaute mir nur mit diesem unbeirrbaren und gewalttätigen Blick in die Augen. Ich verbeugte mich leicht, ich lächelte, und indes ich Platz anbietend nach einem Fauteuil wies und mich selbst setzte, sagte ich: „Es ist doch nicht etwa der Fürstin etwas zugestoßen?“ Das sagte ich leichthin, leicht belustigten, leicht befremdeten Tonfalls. Dann verstummte ich, den Mann in Reitdreß fixierend, und wartete. In den zehn, fünfzehn Sekunden dieses Schweigens stieg meine Sicherheit ganz außerordentlich und übrigens in dem Maße, in dem mein Gegenüber kleiner ward und verblaßte. Ich hatte den Vorfall in den Bezirk des Gesellschaftlichen hinüber gerettet — und in dem Bezirke hatte der Eindringling unrecht. Kein Zweifel, ich hatte Oberwasser, mochte geschehen sein, was da wollte. Ich saß, ich schlug die Beine übereinander, ich wies noch einmal nach dem Fauteuil mir gegenüber und sagte kalt freundlich: „— vielleicht einen Augenblick Platz nehmen, mon prince?“ Dann gähnte ich leicht und beschaute mir meine Nägel. Mochte der Mann denken und argwöhnen nach Herzenslust — beweisen konnte er nichts. Ich blieb stumm. Zog er sich jetzt nicht mit Entschuldigungen zurück, so war er unmöglich.

Er tat etwas anderes. ‚Diese alten Aristokraten,‘ dachte ich nicht ohne Respekt, ‚sind doch nie ganz auszulernen.‘ Statt sich zurückzuziehn, setzt sich der Mann in den Fauteuil mir gegenüber und sagt: „Einen Augenblick, danke. Sie wundern sich. Sie werden lachen. Ich bin gekommen, weil ich überzeugt war, die Fürstin in Ihrem Zimmer zu treffen!“ Das sagte er und brach in ein dröhnendes Lachen aus. Das war verwegen, das hieß einmal den Stier bei den Hörnern gepackt. Mir blieb nichts übrig, als in sein Gelächter einzustimmen — durch den Lidspalt beobachtete ich, wie seine wachen Augen im Kreise gingen. Aber sei es, daß er wirklich nichts Verdächtiges bemerkte und seiner Sache nicht sicher war, sei es auch, daß er mich und Candida in eine Falle zu locken die Absicht hatte — seine Wachsamkeit ebbte ab. Lässiger lehnte er sich in seinen Sessel zurück und sagte: „Ja, so ist das. Wenn einer alt wird. Sie haben gut lachen, mon ami. Aber heiß ist es hier, heiß! Der Portier versichert, daß wir ein Gewitter bekommen. Was sagte ich? Ich werde jetzt gehen.“ Er erhob sich, er nahm die Klinke der Ausgangstür und sagte leichthin, doch sehr vernehmlich: „So wird man alt. Halluzinationen. Man bildet sich weiß Gott was ein.“ Er öffnete die Tür, er stand halb schon auf dem Korridor, er stand zwischen Tür und Angel, und indes mein Gesicht schon zur Verbindlichkeit des Abschiedes sich verzerrte, sagte er leichthin: „Alt. Man hält es nachts in seinem Zimmer nicht aus. Man kann nicht schlafen — die Luft, diese Luft! Man geht hinunter, da einem schon vor Jammer und Einsamkeit das Fleisch von den Knochen fällt — geht hinunter, sucht seine Frau — geht hinunter, in das Gesicht schauen, das man als einziges liebt — geht hinunter, tritt in das Zimmer der Frau — leer. Bett leer. Alles leer. Nun, macht nichts. Sie wird wohl nur ein bißchen an den Strand gegangen sein.“ Er steht zwischen Tür und Angel, seufzt tief, hebt mit einem matten Winken die Hand und sagt: „Gute Nacht!“

In dem Augenblick, drinnen, im Schlafzimmer, hinter der versperrten Schlafzimmertür — ein Laut. Ein leichtes Stöhnen, — nicht mehr. Wie wenn eins sich in ein Unentrinnbares schickt. Ein ganz leichter Laut — aber nicht nur ich habe ihn gehört. Der Fürst zuckt auf wie ein Panther, ich fasse mich (er hat sie gefangen, sage ich mir in Wut, gefangen hat er sie mit seinen Rührseligkeiten), ich will den Mann vollends auf den Korridor hinausschieben, ich drücke die Tür zu, er klemmt den Schuh in den Spalt. „Hinaus!“ sage ich mit Keuchen, „hinaus, das ist mein Zimmer, Sie haben da nichts zu suchen, hinaus, Sie leiden an Sinnestäuschungen, Sie sind betrunken, hinaus, Herr“ — da ist die Komödie auch schon zu Ende. Da halten die Nerven der Frau dort drinnen das Spiel nicht mehr aus. Da dreht sich dort hinten in der Schlafzimmertüre der Schlüssel, die Tür geht auf und herein wankt Candida. In dem Augenblick mochte meine Tatkraft an der Türe erlahmt sein — mit einer sehr kraftvollen Bewegung schob der Fürst mich zur Seite und stand nun wieder im Raum.

Candida schwankt kleinschrittig vor bis in die Mitte des Zimmers. In der Mitte des Zimmers, unter dem grellen Glasprunk des elektrischen Lusters, macht sie halt und hebt ein von hundert Ängsten, Scham und Zwie-

spalt aufgerissenes Gesicht zu uns her und hebt einen kraftlosen Arm nach dem reglos neben der Türe stehenden Mann und sagt tonlos beschwörend: „Josef — Josef." Der Fürst tritt wortlos zur Seite, klinkt die Korridortür auf und beugt knapp, ganz kalt höfliche Drohung und gebieterischer Abschied, den Kopf. Kleinschrittig, wankend, schwankend, nach einem letzten, groß rund traurigen Schamblick und Abschiedsblick in mein Gesicht, geht die Fürstin an ihm vorbei aus dem Raum.

*

Da die Tür hinter ihr sich geschlossen hat— aber wozu erzähle ich das im einzelnen? Mit drei Worten: Der Fürst forderte mich zum Duell. „Sie werden die Güte haben, meine Mandaten noch heute nacht zu empfangen," sagte er, verbeugte sich knapp und ging. Ging in dem Augenblick, ließ in dem Augenblick mich allein, da draußen über Meer und Garten das Unwetter losbrach. Die Hölle brach los. Breite Regenfahnen klatschte der jäh entstandene Sturm durch das offene Fenster ins Zimmer und mir ins Gesicht. Da ich mit Mühe die Laden schloß, brach eine Scheibe, Glas splitterte und durch die zackige Bresche pfiff die Luft und fegte ein Wassersturz. Der Mond war hinter rasend vorgezogenen Schleiertüchern verlöscht. Aber Blitze klirrten, und in das Rascheln des Mauerkalks und das Ächzen und Knarren des Baumwerks im Garten knallte schon hell, hart und nah das erste Donnergeschütz. Batterie — zehn Batterien schossen zwischen Bergwand und Bergwand. Und darein, mitten noch in dieses Höllenkonzert ward an die Türe geklopft und eintrat — aber wozu erzähle ich das im einzelnen? Eine Viertelstunde später war zwischen Marcelli und einem anderen Herrn, den persönlich zu kennen ich gar nicht den Vorzug hatte, war zwischen dem aus den noch erhellten Spielzimmern zusammengelesenen Pack als Sekundanten vereinbart worden, daß ich morgens, gleich morgens um sechs Uhr mit dem Fürsten in der Ölbaumpflanzung hinter dem Friedhofsfels mich zu treffen hatte. Jawohl. Auf Pistolen. Ein Pistolenduell. „Viermaliger Kugelwechsel?" fragte der unerwünschte Beistand. — „Sechsmaliger Kugelwechsel!" sagte Marcelli. „Mylord —" sagte der, und Marcelli sagte: „Zehn Minuten vor sechs Uhr holen wir Sie hier ab." Kratzfuß, Kratzfuß und Händedruck. Dann schnappte endlich hinter ihnen die Tür ins Schloß, und ich war allein.

Ich, jawohl, ich. Da stand ich, da saß ich in einem Hotel ohne englische Klosetts und Warmwasserleitung, saß unter kleinen Leuten, mit Balkanmenschen machte ich mich gemein, saß also in einem Zimmer, dessen Tapeten schon ein wenig schäbig waren — jetzt sah ich das erst, jetzt im Morgengrau! — und wartete darauf, von zweien dieser Gewalttäter, die mit Pistolen umzugehn wußten, in zwei Stunden abgeholt zu werden — wozu? Zu einem Duell! Man hebt töricht wichtigtuerischer, widersinnigerweise eine Mordwaffe und knallt. Knallt womöglich einem andern ein Loch in den Leib. Bekommt womöglich und Gott behüte von einem andern ein Loch in den Leib geknallt. Wozu? Ich hasse Lärm. Held? Nein, ein Held bin ich nicht. Ich hasse Helden. Helden sind lächerlich. Ein Pistolenduell? Wegen einer Frau? ‚Mensch, du, wie nun einmal dein wahrer Name in zeugenlos vertraulichem Selbstgespräch lauten mag — Mensch, Emil — ja, denn so heißt du, mach' es dir nur bewußt, sprich ihn dir nur einmal vor, Lord Chesterton, sprich ihn laut und ohne Scham, vor dich hin, deinen wirklichen Namen — Emil, worein bist du geraten!'

Ich tat dies: Ich setzte mich an den jämmerlich wackligen Schreibtisch zwischen den Fenstern. Die Tinte war eingetrocknet bis auf einen schmutzigen Brei. Federhalter? In der kreischenden und windschiefen Lade kollerte einer leer klappernd zwischen einer vom früheren Bewohner des Raumes zurückgelassenen Zahnbürste und einer halb entleerten Tube mit ranzig riechender Haarpomade. Diesen Federhalter nahm ich und wischte ihn am speckigen Fenstervorhang von der Pomade rein. Und mit einer Feder, die bei jedem Aufstrich kreischend sich spreizte, schrieb ich auf ein Blatt Papier, das ich in der Tasche trug, diesen Brief:

„Eure Durchlaucht, mein Fürst — ein bescheidenes Mißverständnis ist aufzuklären. Sie wollen sich mit Lord Chesterton duellieren. Sie werden sich nicht mit mir duellieren: ich bin nicht Lord Chesterton.

Wer ich bin? Nun, Namen tun nichts zur Sache. Nur soviel, daß man in den Kreisen, denen ich entstamme, Meinungsverschiedenheiten in betreff einer Frau nicht mit der Pistole auszutragen pflegt — und wenn schon mit der Pistole, so nicht nach einem feststehenden Reglement. Mit einem Wort — nun ja denn: ich bin ein Abenteurer, ein Hochstapler, wenn Sie mir diesen ungeschminkten Ausdruck gestatten wollen.

Die Fürstin? Ich lege Ihnen nahe, vernünftig zu sein und ihr den Vorfall nicht nachzutragen: es war ein Lord Chesterton, dem sie ihre Neigung lieh. Darum: seien Sie nicht eifersüchtig gegen die Luft. Mich liebt die Dame nicht. Und übrigens — mir war

es um ihren Schmuck zu tun. Im Vertrauen: ich bedaure, mich seiner schließlich nicht bemächtigt zu haben.

Nun ist die Sache ja also erledigt. Nur: Sie haben soviel Lärm geschlagen, daß nun glücklich ganz Ceratosa um die Affäre weiß. Sie sind samt Ihrer werten Gattin in einer schiefen Situation. Mehr noch: erfährt man, wer ich bin, so sind Sie unmöglich.

Aber haben Sie sich auch höchst laut und gewalttätig mir gegenüber betragen — ich bin nicht rachsüchtig. Ich bin bereit, die Situation Eurer Durchlaucht samt Gemahlin mit einem Schlage zu retten. In vier Stunden, um acht Uhr morgens, geht das Schiff nach Triest. Ich werde nichts dagegen haben, einen Platz zu belegen. Nur — ich bin leider in einiger Geldverlegenheit. Kurz und gut: Zahlen Sie dreißigtausend Franken, und ich verschwinde. Der Ihre.

Nachschrift: Darf ich Sie bitten, Ihrer verehrten Gattin meinen verbindlichsten Gruß zu bestellen?"

Diesen Brief überlas ich, schob ihn in einen Umschlag, schrieb darauf: „Seiner Durchlaucht Herrn Fürsten Balearu aus Bukarest, derzeit Ceratosa, im Hause" und legte ihn auf den Schreibtisch, zu warten, bis der Lohndiener um meine Schuhe käme; der war mir der rechte Mann, eine Botschaft der Art zu bestellen. Ich legte also den Brief auf den Schreibtisch und begann meinen Koffer zu packen.

*

Zu Ende? Nein, Messieurs, Mesdames, die Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende. Ich packe meinen Koffer, ich pfeife „Madelon, Madelon", ich überlege mir die Wege von Triest nach Paris — es klopft. Ich denke: es sei der Lohndiener, und rufe gut gelaunt: „Herein, Mann, herein!" Die Tür wird geöffnet — der Fürst. Jawohl: der Fürst. Fürst Balearu aus Bukarest.

Er tat ein paar langsam leichte Schritte vor in den Raum, er winkte mir lässig überlegen mit der Hand einen Gruß zu — aber wozu erzähle ich das alles im einzelnen? Das Gespräch zwischen uns lief so ab:

Er sagte: „Guten Abend — oder guten Morgen, kann man wohl sagen. Wundern sich, junger Mann, mich hier zu sehen. Besuch beim Gegner, wie? Nicht nach dem Kodex, wie? Junger Mann — ich kann mir das leisten. Also hören Sie — Kavalier zu Kavalier, Mann zu Mann: In zwei Stunden ist unser Duell. In diesem Duell habe ich den ersten Schuß. In diesem Duell wird kein zweiter Schuß fallen, mein junger Lord Chesterton. Das bin ich Ihnen sagen gekommen. Warum? Vielleicht, weil ich Ihren Onkel gekannt habe. Wird also kein zweiter Schuß fallen. Ich bin der beste Schütze Rumäniens — der acht- oder neuntbeste Europas. Darum: bestellen Sie Ihr Haus, Lord. Das glaubte ich Ihnen sagen zu sollen. Und wenn ich Ihnen noch irgendwie behilflich sein kann — vielleicht ein letzter Gruß, eine letzte Verfügung —"

Einen Augenblick lang erwog ich, ihm nun ohne weiteres Wort den Brief in die Hand zu geben. Aber ich hasse Auseinandersetzungen. Und für den Brief war schließlich später auch noch Zeit. Daß der Brief nun einmal geschrieben war und griffnah dort auf dem Tische lag, gab mir wieder einige Sicherheit. Ich holte Atem und sagte behutsam: „Mein Fürst — es ist da ein ganz wesentliches Mißverständnis aufzuklären." Er winkte leicht ab und sagte: „Verstehe! Verstehe ohne viel Worte. Rausch des Augenblicks, wie? Man sieht einander nicht mehr, wie?" Ich schloß einen Atemzug lang die Augen. Ganz offenbar — das war Hohn. Kein Dummkopf, der Mann. Er machte es mir nicht eben leicht. Aber immerhin — nach Duell sah das nicht mehr aus. Ich warf einen kurzen Blick nach dem Brief auf dem Schreibtisch. Vielleicht ging es auch ohne ihn. „Ja," sagte ich fest und fast verletzend, „Rausch des Augenblicks. Und man sieht einander nicht mehr." Nun wartete ich. Hatte ich Glück, so nahm er mein Verhalten als Provokation und verging sich an mir tätlich. Dann hatte ich Oberwasser, dann konnte ich um Hilfe rufen, dann war das, wenn ich wollte, ein Mordversuch, Seine Durchlaucht saß in der Klemme und der Skandal war so groß, daß — Ich überlegte: waren dreißigtausend nicht etwas wenig? „Ja," wiederholte ich langsam, „ja, Rausch des Augenblicks." Ich legte behutsam die Hand auf die Tischklingel und wartete auf seinen Ausbruch. Sogar mit den Beinen wippte ich, ihn zu reizen. Es war eine heikle Angelegenheit.

Aber es kam ganz anders. „Verstehe," sagte der Fürst und lächelte fein. Ja er wurde mit einem Male sehr mild, fast väterlich mild. „Ich bin kein Menschenfresser, ich bin nicht blutdürstig, Lord. Nur: Für Sie und uns ist in Ceratosa kein Platz." Ich erschrak beinahe. ‚Holla,' sagte ich mir, ‚stop,' sagte ich, ‚das geht mir zu glatt, da stimmt etwas nicht. Hat er mich durchschaut, hält er mich zum besten? Zwanzigtausend sind schließlich auch genug,' überlegte ich. Ich wartete noch einen Augenblick. Er schwieg. Gesagt mußte etwas werden. So sagte ich leichthin: „In Ceratosa kein Platz? Gut — ich reise." Nun durfte ich mich füglich in Schwei-

gen hüllen. Fuhr er weiter in meinem Geleise, so hatte er — ja, das war es! Das mit seinem Meisterschützentum war einfach Geflunker, und er hatte nackte Angst vor dem Duell! Ich beglückwünschte mich, den Brief noch nicht aus der Hand gegeben zu haben. Ich wollte mich verbessern: ich reise — aber nach dem Duell. Schließlich waren vierzigtausend ganz angemessen.

Aber ehe ich etwas sagen konnte, hatte der Fürst schon zu sprechen begonnen. Er sagte: „Nein, mon ami. Mit Ihrer Abreise ist nichts getan. Die Sache ist publik. Fürstin und ich können hier nicht mehr bleiben. Wir sind es also, die reisen. Sie müssen Ihren Aufenthalt nicht abbrechen. Um acht Uhr geht unser Schiff nach Triest.“ Er lächelte leichthin: „Sie sehen, man hat sogar Verständnis für Ihre weiteren Erholungsbedürfnisse in Ceratosa.“ Nun verstummte er, und nun, Messieurs, Mesdames, war ich mit meinem Latein zu Ende. Um ein paar Atemzüge Zeit zu gewinnen, zündete ich mir eine Zigarette an. Ganz offensichtlich — der Mann nahm mir jedes Wort aus dem Mund. Da saß er mir gegenüber, wippte ein wenig mit dem Bein und hielt mich in seinem prüfenden Blick.

Plötzlich sagt er: „A propos — Ceratosa. Ich habe meine Apanage hierher anweisen lassen. Diese Post! Das Geld muß morgen oder übermorgen kommen. Ich gebe Ihnen Vollmacht — Sie können es dann beheben. Aber ich brauche es schon heute. Sie werden die Freundlichkeit haben. Eine Kleinigkeit — fünfundvierzigtausend Franken. Die geben Sie mir jetzt. Und morgen oder übermorgen, wie gesagt —“

Ja, Messieurs, Mesdames, da stürzte mancherlei auf mich ein. Ich gestehe es — ich machte keine gute Figur, wie ich da in dem Sessel saß. Es war so still im Zimmer, daß man jeden Atemzug hörte. Wir blickten einander in die Augen. Es dauerte wohl eine halbe Minute, bis die seinen unsicher wurden. — Dann raffte er sich noch einmal auf. Mit schwankender Stimme sagte er: „Wenn Sie mir vielleicht vorläufig zwanzigtausend, oder sagen wir: fünfzehntausend —“

Da stand ich langsam auf, trat stumm an den Schreibtisch und überreichte stumm dem Fürsten Balearu aus Bukarest meinen Brief.

Er las, er sprang hoch, er wurde grün im Gesicht und schrie volkstümlich auseinandergezerrten Mundes — aber wozu erzähle ich das alles im einzelnen? Es war ein unerquickliches und aller Zurückhaltung bares Dreiminutengespräch. Er hieß Leibowitsch. Aus Lemberg.

*

Seltsam — nach dieser Aussprache legte ich mich auf mein Bett und schlief drei Stunden lang tief und traumlos. Nicht sofort, allerdings. Da ich mich auf das Bett schmiß, kam mir ein kleiner Kamm in die Finger, ein Steckkamm, ein Frauenkamm. Candida, haha, Candida! Ich zerbrach das zarte Gemächte, ich zerrieb es zwischen den Fingern und streute, breit auf dem Rücken liegend, die Stücke vom Bord des Bettes hinaus in die Zimmernacht. ‚Fort, erledigt! Wieder einmal von einem Weib zum besten gehalten. Oh, Candida, Keusche, Lockvogel eines Herrn Leibowitsch! O Komödiantin. Respekt! Meine Reverenz!‘

Ich drehte mich auf die Seite und schlief sofort ein.

Als ich erwachte, war es halb acht. Frühstückszeit! Ich war hungrig. Ich kleidete mich sorgfältig an und ging hinunter. Da ich die Halle durchquerte — drüben an der Mole rief die Glocke des Triester Dampfers die noch säumigen Passagiere an Bord — da ich die Halle durchquerte, schleppte der Deutsche, der Professor, hastig aufgerafftes Kofferwerk hinaus nach dem Schiff. „Hallo!“ rief ich. Er blieb stehen, er stellte das Gepäck neben sich, er wandte sich nach mir um. Glanzlos geweitete, wie zu einem tiefen Schrecken über sich selber aufgewachte Augen standen in seinem übernächtig schlaffen Gesicht. „Hallo,“ sagte ich und winkte ihm mit den Fingern, „man bricht den Séjour ab? Und man fährt mit dem Schiff nach Triest, man fährt nordwärts? Nicht nach dem Süden? Und die Insel der Kirke, mein Herr? Und das Land der Griechen?“ Ich lachte. Er schaute mir in die Augen, er tat langsam den Mund auf, und als spräche da einer, der seit langen Jahren geschwiegen hat, so flüsterte er: „Nein. Nichts mehr. Nach Hause. Man kann auch — in Deutschland — Und ich habe auch — jetzt kein Geld.“ Er schwieg, er sagte leise: „Da habe ich mich also — besonnen.“ Ich lachte. „Flucht?“ lachte ich. Da nickte er viele Male und flüsterte: „Ja. Flucht.“ Mit dem Ärmel wischte er sich über die Stirn und sagte elend mit einem langsamen Lächeln: „Der unsterbliche Mythos. Kirke. Auch Odysseus ist ihr entflohen.“ Er trat nahe an mich heran und sagte mit Flüstern: „Eine Erkenntnis habe ich gewonnen, eine furchtbare und berauschend geheime Erkenntnis —“ Aber da bimmelte zum letztenmal die Glocke vom Schiffsdeck. Der Mann raffte die Koffer auf, der Mann wandte sich, der Mann rannte. Noch einmal sah ich seine eckig lächerliche Gestalt auf dem Bordsteg. Dann wurden dort drüben die Trossen losgeworfen, und das Schiff begann sich aus

dem Hafen zu drehn. Gute Fahrt! Mein Gott — ein Deutscher.

„Die zweite Abreise heute," sagte vertraulich und devot der Portier. „Vor zwei Stunden eine Depesche für Herrn von Marcelli. Vor einer Stunde, ganz plötzlich, ist er abgereist, mit dem kleinen Küstenboot nach Athen." Er bückte sich, er hob ein zusammengeknülltes Papier auf und strich es glatt. „Da," sagte er, „er hat das Telegramm weggeworfen!" Da standen nur ein paar Worte. „Vierzehn Ballen Blondseide warten Athen Begleitung Übersee" — das war alles. Aber wen ging das an, daß das Menschengestrüpp ringsum wieder einmal in neue Schicksale fiel? Nach der Gartentüre wandte sich der Portier und schob dort draußen einen Rollwagen aus dem Sonnenwinkel hinter den wandernden Schattenstrich. Auf dem Wagen lag ein Paket, in eine Decke gehüllt. Das Paket hatte einen Kopf. Herr von Rakic! Seine Augen waren auf mich geheftet. Er wollte die Lippen bewegen, aber sie zitterten nur ganz leicht. Nein, nichts regte sich an dem Paket. Nur seine Augen waren furchtbar unbeirrt und schimmernd auf mich geheftet — ein Abgrund des Lebens. Lilalilaah! Wen ging das an, daß das Menschengestrüpp ringsum wieder einmal in neue Schicksale fiel? Man wandte sich, man pfiff „Madelon, Madelon," man stand vor dem Spiegel. Da saß man also wieder einmal auf dem Trockenen. Aber gut angezogen war man immerhin. Und die Luft, immerhin, war gewitterkühl wie das Herz. Und das Hirn klar. So pfiff man „Madelon, Madelon," und ging ins Frühstückszimmer hinüber.

Es saßen nicht viele Leute dort. Kleinwild — wenn der Ausdruck gestattet ist. Der zweite Sekundant — dem hatte Herr Leibowitsch offenbar schon gesagt, das Ganze sei ein Mißverständnis gewesen. Ritterliche Versöhnung! Mochte er sich darauf einen Reim machen. Mit Frau Gundulic besprach man für elf Uhr eine Fahrt im Motorboot — ihr Mann züchtet Schweine, was kein übler Beruf ist, und ihre Diamantenbrosche war echt. Die konnte man gegebenenfalls dem Herrn mit der Kurvenkette verkaufen, als Familienerbstück. Setzte man dann noch die kleine Blonde, nach der man nur die Hand ausstrecken mußte, gegen die beiden Herren aus Budapest, so sprang Geld — da gab es keinerlei Zweifel. Das konnte nicht zwei Tage dauern. Bis dahin borgte wohl der Portier gegen einen Scheck auf die Guaranty-Trust — ich liebe es, einige Blankette in der Tasche zu tragen. Ah, man bewegte sich, man atmete wieder. Man hatte geschlafen. Réveil! Aber das war im Augenblick noch Zukunftsmusik. Im Augenblick saßen nicht viele Leute im Frühstückszimmer. Nur der Neuankömmling von gestern, der Dicke, der Unternehmungslustige mit den Ringen an allen Fingern. Und an einem anderen Tisch Fürst Balearu samt Gattin. Ja, samt Gattin, ja, neben Candida. Sie hatte ihr Kollier um den Hals. Im Schlenderschritt strich ich an ihnen vorüber. Das Herz gewitterkühl wie draußen die Morgenluft — so schaute ich der Frau ins Gesicht. Das war zart blaß. Die Spur vieler Tränen lag unter hastigem Puder. Candida hatte geweint! Um wen? Zwei schmale, hellrote Striemen wurden sichtbar auf ihrer Haut, da ihr einen Augenblick lang der Ärmel zurückfiel. ‚Gezüchtigt,' dachte ich, ‚gezwungen? Respekt! Herr Leibowitsch verstand es, eine Frau seinen Plänen gefügig zu machen. Demnach wäre Candida gar nicht —' Aber wer hat Zeit und Lust, derlei nachzuhängen? Ich hatte genug. Schließlich war ich ja nicht zu meinem Vergnügen in Ceratosa. Ich hatte dazu zu sehn, daß ich weiter kam.

Weiter? Der dicke Mann mit den Ringen, der Neuankömmling, warf unternehmungslustig bewundernde Blicke nach der Fürstin hinüber. Mit dem Kellner flüsterte er. Er zögerte, einen Augenblick lang schien es, als wollte er hinübergehn und sich präsentieren — nein, er wagte es nicht. Da schaute mit einemmal Herr Fürst Balearu zu mir herüber. Ich blickte ihm in die Augen und ich verstand. Was will man — Geschäft ist Geschäft. Ich erhob mich, leicht schlendernden Schrittes, die Hüften drehend, wie Herr Marcelli am Tag meiner Ankunft ging ich hinüber, grüßte vertraulich und setzte mich neben Candida. Da ich wie zu einem zarten Flüstergespräch an ihr Ohr mich neigte — aber wozu erzähle ich das im einzelnen? Der dicke Mann mit den Ringen ging auf den Leim. Ein Viertelstündchen — da trat ich an seinen Tisch. Ein Viertelstündchen — da hatte ich ihn mit Fürst und Fürstin bekannt gemacht. Ein Viertelstündchen — da saßen wir drunten im Spielsalon und ich fächerte die Karten über den Tisch. Daß ich so vertraut an das Ohr der Fürstin mich neigte, ging dem dicken Mann auf die Nerven. Er hatte der Karten nicht sonderlich acht. Candida! Ihr Gesicht war versteint. Aber da Herr Balearu ihr stark in die Augen schaute, hatte sie sogar ein mühsames Lächeln für unseren Gast. O, er hatte der Karten nicht sonderlich acht. Aß und Sieben hatte ich in der Manschette. Und Coeur-Dame in der Fuge unter dem Tisch.

Schauspielernotizen. Von Friedrich Kayßler

Theater und Staat

Solange der Staat nicht erkennt, daß das Theater eine der vornehmsten und zugleich unmittelbarsten Ausdrucksformen für das Gefühlsniveau unseres Volkes sein kann und damit eine der mächtigsten Waffen gegen die innersten Feinde, den materialistischen Geist und den Parteienhaß, solange glaube ich nicht an die Möglichkeit einer wahrhaft tiefen und grundlegenden Gesundung des deutschen Theaterlebens.

Bis dahin wird es unvermeidlich bleiben, daß der durch Zeitnöte fieberhaft gesteigerte Konkurrenzkampf die Armee der Theater, die eine geschlossen in die Zukunft vorrückende Front von einander ergänzenden vielfarbigen Individualitäten sein sollte, zu mehr oder weniger feindlichen Machtgruppen vertrustet, die sich in unfruchtbarem Wettkampf verzehren. Die positive, an sich fruchtbare Leistung des einzelnen Theaters kann so zwar im Augenblick wirken, aber es wird unter diesen Zeitumständen fast unmöglich sein, daß sie dauernd fortwirkende Wellen erzeugt.

Aber es wird ein Tag kommen, wo der Staat erkennt, daß er helfen muß, nicht wie ein in Geberlaune spendender Mäzen, sondern wie ein Persönlichkeit gewordener Volkswille, der mit aller Kraft das Gute gegen das Niedere zu verteidigen entschlossen ist.

Die geistigen Machtmöglichkeiten des Theaters werden heute noch immer weit unterschätzt. Das Vorurteil vom Theater als einer Luxus- und Unterhaltungssache wurzelt noch immer viel stärker, als wir alle glauben. Es muß vor allem erkannt werden, wie tief im allgemeinen der sogenannte breite Publikumsgeschmack unterschätzt wird zugunsten fragwürdiger Geschmackselemente, die keineswegs maßgebend oder in der Überzahl sind. Die künstlerische Empfänglichkeit in der Masse ist in unendlich stärkerem Grade vorhanden, als man vermutet. Nur die Absicht der Belehrung muß weise vermieden bleiben.

Noch eine Gefahr gibt es für das heutige Theater: daß es für längere Zeit in einer gewissen Aktualität oder gar in politischen Unterströmungen versandet, anstatt die Tiefen aufzusuchen, wo das Quellwasser die Erinnerung an die Höhenluft der Berge in der Strömung noch frisch erhält. Verflachung des Geschmacks ist oft nur eine Frage der Zeit und kann mit einem Schlage vorüber sein; Versandung durch Aktualisierung ist ein langwierigerer Prozeß, weil die Täuschung erzeugt wird, als werde die Zeit im dunklen Spiegel eines sehr tiefen Wassers seltsam gezeigt; aber das seltsame Dunkle des Spiegels rührt nicht von der Tiefe des Wassers her, sondern von dem dichten Gestrüpp des Unkrauts, das unter der Oberfläche im Schlamm wuchert.

Das Maß

Die planvolle Harmonie oder auch Disharmonie im Verhältnis der Maße eines Raumes sind die Grundbedingungen für die richtige Wirkung eines Bühnenbildes. Alles andere, Form, Farbe und Linienführung, ist sekundär. Die Maße eines Bühnenraums sind ebenso wichtig, wie die eines Menschengesichts. Ein Birnenschädel kann keinen Cäsar spielen. Dieses Grundgesetz der Bühne wird erstaunlich selten beachtet. In den meisten Fällen werden die Maße eines Bildes durch das äußerlich Praktische entschieden, nicht von innen her. So wird oft Disharmonie zur Tagesordnung, anstatt reizvolle Seltenheit zu bleiben. Muß zum Beispiel die Drehbühne herhalten, dann verschieben sich die Maße eben dementsprechend, je nachdem, wieviel Bilder die Scheibe auf einmal hergeben muß. — Das „Praktische" spielt leider überhaupt eine erschreckend beherrschende Rolle im gesamten Leben der Bühne, im Inneren und Äußeren. Man sollte endlich einmal aufwachen und sich darüber klar werden, welche sinnlose, kunstfeindliche Tyrannei es im Grunde über alles ausübt, in Tagesfragen und großen Fragen. Man sollte diesen Tyrannen endlich unter feierliche Anklage stellen, man sollte ihn stürzen. Auf den Thron über alles Reich der Kunst gehört allein das künstlerische Maß, und die Harmonien sind seine Minister. Auch der Disharmonie gebührt ihr nicht unwichtiges Amt: das des Narren, der hin und wieder seine Salzkörner streut.

Dilettanten und Berufsdilettanten

Für Menschen jeder Kunst und jedes Berufes sind zwei Pflichten von Wichtigkeit: erstens die, mit Entschiedenheit allen Dilettantismus abzuwehren, der von Personen ausgeht, die zwar den Namen des Berufs tragen, vielleicht sogar mit Geltung vor der

Welt, ihm aber innerlich nicht verwachsen sind; zweitens aber die, empfänglich und aufgeschlossen zu bleiben gegenüber allem, was zwar ohne den Stempel des Berufes von Menschen außerhalb kommt, aber von solchen, die von Natur wahre Beziehungen zur Sache haben. Diese sogenannten Dilettanten haben den großen Vorzug, unbelastet von Berufstraditionen denken zu können; darum soll man ihnen nicht den Rücken zuwenden, sondern Auge und Ohr, wenn sie wirklich etwas zu sagen haben. Ein technisch unbeholfenes, aber verständnisvolles Wort eines wahren Dilettanten ist allemal mehr wert als die technisch tadellosen, aber innerlich kühlen Weisheiten der Berufsdilettanten.

Dekorative Rückständigkeit

Für den Beobachter der letzten dreißig Bühnenjahre ist es deprimierend festzustellen, daß sich die dekorative Seite des Theaters während dieser langen Zeit im Grunde so gut wie gar nicht entwickelt hat, trotz unzähliger einander widersprechender Experimente; immer wieder versuchte man zu vereinfachen, zu entstofflichen, ja beinahe zu vergeistigen — und hat immer wieder brav neu kompliziert, vergröbert, belastet und materialisiert.

Wo ist letzten Endes die Hand, der Geist der bildenden Künstler, die mit soviel Begeisterung und echtem Können und gegen soviel Widerspruch einst die große Invasion in die Bühnenkunst durchgeführt haben? In den Entwürfen und Bühnenskizzen stecken sie; das Bühnenbild selbst verrät nur in günstigsten Fällen etwas davon, aber immer erst trotz allem Wust von Handwerk, trotz Leinewand, Kleister und Sperrholz.

Schwer beweglich, schwer wandelbar, ungehorsam dem Geiste ist alles geblieben wie am ersten Tag, das müssen wir, wenn wir ehrlich sind, im Grunde zugeben.

Wozu die großen Worte vom Zeitalter der Technik, wenn auf diesem einzig gearteten Gebiete, wo die bildende Kunst selbst Gesetze schaffen und die Technik ihr treu und erfinderisch als Pionier zur Seite gehen konnte, im Grunde kein einziges wirklich erlösendes Prinzip geboren wurde!

Sind Farbe und Licht nicht die geschaffenen Beherrscher der ruhenden Hintergründe für Wort und Bewegung? Warum haben diese beiden Eltern zusammen kein Prinzip gezeugt, das uns von unnötigem plastischem Ballast, von der geisttötenden Materie erlöste, die zu ihrer Fortbewegung einer Kompagnie von schwitzenden Transportarbeitern bedarf, damit ein Dichter zu Worte kommen kann? Warum müssen wir den unverkürzten Jammer und Umsturz eines von Schweiß und Staub klebenden, leibhaftigen Wohnungsumzugs jeden Abend jedesmal neu durchleben, wenn ein neuer Akt an die Reihe kommt?

Wir haben Drehbühnen, wir haben versenkbare Bühnen, wir haben Schiebebühnen, wir haben Kuppelhorizonte, und wenn wir einmal recht leicht und beweglich sein wollten, hängten wir die Bühne voll des unvermeidlichen „Rupfen", meist grau in grau, und ersäuften den letzten Schimmer von belebendem Licht in seiner Trostlosigkeit.

Von den schiefen Fenstern und der grundsätzlichen Türenlosigkeit des Expressionismus will ich nicht reden, das war eine offene Kriegserklärung an den Menschen; es gab eben Krieg und dann wieder friedlichere Zeiten. Wirklich gewonnen haben wir mit alledem nichts.

Ein richtiger Anlauf zu müheloseren Methoden und schon erstaunlichen Lichtwirkungen schienen mir die spielend beweglichen und diffus wirkenden, reich nüancierten Scheinwerfer der sogenannten Kreislerbühne. Sie waren wirklich der Anfang einer Beleuchtungskultur höherer Art. Der Ausdruck Scheinwerfer ist eigentlich viel zu grob für sie, denn sie schossen das Licht nicht mit rohen Knalleffekten wie die gewöhnlichen Scheinwerfer, sie streuten und säten das Licht wie eine Saat, die wuchs und Früchte trug; sie waren eine lebendig gewordene, ins fein Nüancierbare gesteigerte und beliebig teilbare Rampe. Sie waren so klug und fein, die niemals ganz entbehrliche Form der Rampe nicht töten zu wollen, sondern sie glücklich zu vervollkommnen; sie waren kleine, intime, in Kugelgelenken allseitig drehbare Leuchtinstrumente, auf denen der Beleuchter in wahrhaft künstlerischer Art mit seinen Farben spielen konnte. Er war imstande, zwei dicht nebeneinander stehende Menschen auf der Bühne so grundverschieden zu beleuchten, daß der eine als leibhaftiger Mensch, der andere als Phantom, Gedanke oder sonstwie geistiges Gebilde wirkte.

Das war mein stärkster Eindruck auf dem Gebiete des Bühnenbildes; aber wo ist er geblieben? Verflüchtigt — ich glaube, verkauft nach Amerika.

Statt dessen sind wir von neuem auf unseren mörderischen Scheinwerfern sitzen geblieben, die uns Schauspielern mit ihren Strahlenmörsern das Augenlicht kaputt schießen und jede tiefere Konzentration des Geistes im Spiel erdrosseln.

Es ist traurig bestellt; denn es bedeutet

heute immer noch ein Kunststück, wenn „Verwandlungen klappen".

Hätten wir das nicht wirklich bewältigen sollen in den drei Jahrzehnten seit der heilsamen Schule des Naturalismus?

Wenn Strindberg, der sich selbst Naturalist nannte, den Naturalismus zur Geistigkeit erlöste, warum konnte es das Bühnenbild nicht auch tun? Die Kräfte und Möglichkeiten waren vorhanden.

Verschwiegenheiten

Ein Drama muß mit Zwischenräumen geschrieben sein.

Der Dichter muß alle Stellen offen, d. h. von Worten frei lassen, die der Schauspieler sich erspielen oder das Publikum sich erfühlen soll. Ein rechter Dramatiker versteht es auch, Dinge unsichtbar zu lassen, die kein Regisseur und kein Maler ans Rampenlicht ziehen darf. Manche Wichtigmacher setzen nun gerade ihre Ehre darein, diese Geheimnisse zu verraten; als ob es dann noch Geheimnisse wären.

Streit der Stilarten

Welches ist der rechte Stil? Dieser Streit ist so unendlich müßig und gleichgültig. Wenn es einmal der rechte Stil war, empfinden wir es mit absoluter Gewißheit, wie wenn wir wissen, daß die Sonne schien. Wie dieses „Rechte" jedes von diesen tausenden Malen beschaffen ist, läßt sich mit Worten nicht sagen. Eines nur, das glaube ich zu wissen, durfte, wenn das „Rechte" kam, nicht da sein: harte Umrisse. — Lionardo sagt: „Hüte dich vor allem vor groben, scharfen Umrissen. Denke daran, daß zwischen Licht und Schatten ein gewisses Zwischending ist, etwas Doppeltes, beiden Eigentümliches, wie heller Schatten oder dunkles Licht. Suche es, Künstler, — in ihm liegt das Geheimnis der fesselnden Schönheit!"

Tonfall

Jeder gesprochene Satz hat sein Schwarzes, in das der Ton treffen muß, wenn der Satz zu seinem Sinn kommen soll. Dieses jedesmal in ein anderes Schwarze Treffen ergibt als Summe den Tonfall einer Sprache. Das Gesetz, nach dem der Ton fällt, ist eine Art von Schweregesetz, wobei der geistige Wesenspunkt, der Sinn des Satzes, die Anziehungskraft ausübt. — Mit dem sogenannten logischen Denken hat dieses Gesetz nichts zu schaffen. Alle Sprachen haben nur einen Sinn, aber jede hat ihren eigenen Tonfall; denn jede Sprache versucht auf einem anderen Wege zu dem Ursinn zurückzugelangen, der aller Sprache Quelle war und ist.

A. Grunenberg

Österreichische Künstler malen 1928 das schönste Frauenbildnis

Von Josef Soyka

Kein Zweig der Kunst ist von der Verarmung unseres Volkes so betroffen worden wie die bildende. Da muß es dankbar anerkannt werden, wenn aus der Welt der großen Werte, aus der Werkstatt des Volkswohlstandes und der Arbeit, aus der Industrie förderliche Anregungen gegeben werden. Setzt sich aber eine solche Anregung auch in eine blanke, frische Tat um, wie sie das Preisausschreiben des Präsidenten Georg Schicht der Wiener Parfümeriegesellschaft Elida für das schönste österreichische Frauenporträt des Jahres 1928 darstellt, dann verdient eine solche Kunstförderung nicht nur den Dank der Künstler, sondern aller, welchen die bildende Kunst am Herzen liegt. Vielleicht wird es Sitte, daß die Industrien die Förderung der bildenden Kunst an Stelle der Herrscher und Mäzene von einst übernehmen.

Wie dankbar wird von den Künstlern eine solche Anregung aufgenommen, welch freudigen Widerhall findet eine so fruchtbringende Idee bei ihnen! Noch dazu in Österreich. „Preisausschreiben“ . . . „das schönste Frauenporträt“ . . . man muß es miterlebt

Bildnis. Gemälde von Friedrich von Radler, Wien

haben, welche zündende Wirkung das auf die Künstler Österreichs übte! Da gab es zu finden und zu sichten, Neues zu schaffen. Das köstliche, wunderwirkende Wort Arbeit, es gewann für den Künstler erhöhte Bedeutung. Da gab es ein hoffnungsreiches Raunen und ein schaffensfrohes Regen. Da mußte ein passendes Modell gefunden werden — rasch, nur rasch, denn die Arbeit drängte, und es winkt ein Preis! Und da gab es schließlich noch eins, das gerade Österreichern am Herzen lag: ein künstlerisches Erbe würdig zu vertreten, das die Besten der österreichischen Bildniskunst ihren Nachkommen hinterlassen haben.

Österreichs Porträtkunst stand von je auf hoher Stufe; vielleicht liegt der Grund darin, daß die Künstler dieses Landes ihrer schönen Natur stets besonders nahestanden und von ihr nicht abirrten. W. Waetzoldt meint in seiner ausgezeichneten „Kunst des Porträts", daß dieses ein untrüglicher Gradmesser für die Naturnähe eines Künstlers oder einer Künstlergeneration sei und die Entwicklung der Bildnismalerei gewissermaßen die Geschichte des künstlerischen Wirklichkeitssinnes widerspiegle. Und tatsächlich, einer der

Bildnis. Gemälde von Leo Delitz-Wien

Bildnis. Gemälde von Stefan Hlawa-Wien

größten Bildnismaler Österreichs, F. G. Waldmüller, kann als Beweis dafür gelten: von seinem Auftraggeber genötigt, bei einem Frauenporträt die Natur mit der größten Treue wiederzugeben, was ihm auch gelang, machte er die Entdeckung, die er in die Worte kleidete: „Jetzt war auch mit einem Male die Binde von meinen Augen gefallen, der einzig rechte Weg, der ewige, unerschöpfliche Born aller Kunst, Anschauung, Auffassung und Verständnis der Natur, hatte sich vor mir aufgetan."

Der dem Österreicher eignende frisch-fröhliche Subjektivismus, oft für ihn zu Schaden und berechtigtem Vorwurf verbunden mit einer verströmenden Hingabe an die Natur, die sich nicht selten in mangelnder Sachlichkeit äußert, haben die Bildniskunst bis heute in Österreich blühen lassen. — Wenn das Wort von Ingres: „Das

Porträt ist der Prüfstein des Malers" — W. Trübner hat es als den „Parademarsch des Malers" bezeichnet — zu Recht besteht, dann hat Österreich diese Prüfung wahrlich gut bestanden. Es können hier nur in bunter Reihe Namen wie Amerling und Daffinger, Canon und die beiden Ender, Füger und Klimt, Kriehuber, Ranftl, Saar, Lieder und Schrotzberg, Stauffer, Georg Mayer und der letzte große Fürst im Reich der österreichischen Porträtkunst, Heinrich Angeli, genannt werden, um darzutun, daß das Donau-Alpenland stets reich an solchen großen Begabungen war; es ist eine stolze Ahnengalerie, deren Namen weit über Österreich hinaus Geltung besitzen. Auch das Heute, die wundenblutige Gegenwart, hat im kleinen Österreich für Nachfolge gesorgt: es seien nur W. V. Krausz, Hans Schachinger, Sergius Pauser, Faistauer, Ferraris, Rauchinger genannt.

Nicht weniger als 124 Maler stiegen in die Arena, und das Preisgericht hatte es schwer, den Würdigsten zu finden; das Urteil, das den als einzigen zu vergebenden Preis Sergius Pauser zuerkannte, mag umstritten sein und war es auch, womit gegen die bedeutende künstlerische Qualität des Werkes nichts gesagt werden wollte. „Das schönste

Bildnis. Gemälde von Alfred Gerstenbrand-Wien

Bildnis. Gemälde von Albert Janesch

Frauenporträt", das hatten sich die Künstler und das kunstsinnige Publikum, das ja in Wien an solchen persönlich durchwirkten Fragen gerne eifrigen Anteil nimmt, wohl anders vorgestellt. „Edle Sachlichkeit, Verzicht auf konventionelle Pose, die Frau von heute, die geistig und seelisch am Wesen und Werden unserer Zeit tief interessiert ist," so lautete die Begründung der Richter. Raumstellung und fast geklügelte Einfachheit in der Form und Farbe, das in seinem Ausdruck suggestiv wirkende Auge haben ein hochstehendes Porträt werden lassen. Das Wesen der Österreicherin von heute ist damit wohl nicht getroffen und die Vorstellung von der Frauenschönheit Österreichs damit nicht erschöpft. Es ist eine starke, sympathische Persönlichkeit, dieser erst 33jährige Wiener Sergius Pauser, Mitglied der Sezession, der erst Architekturstudent war und in München bei Becker-Gundahl und Herterich, dann bei Karl Caspar studierte, dem er besonders viel zu verdanken glaubt. „Mein Ziel in

Bildnis. Gemälde von Artur Nikodem-Innsbruck

der Malerei," sagt der Künstler, „war immer die bildmäßig wirkende Harmonisierung der wahrnehmbaren Form und der Farbe in einer Ausdrucksart, die mir schön und beziehungsreich erscheint. Gegenwärtig bin ich bemüht, die Farbe im Bild aufzulockern, um sie nicht spröde und trocken wirken zu lassen. Dadurch sind alte Schönheiten für mich verloren gegangen, aber auch neue mir offenbar geworden; sie beide zu einen, ist meine Hoffnung für die Zukunft."

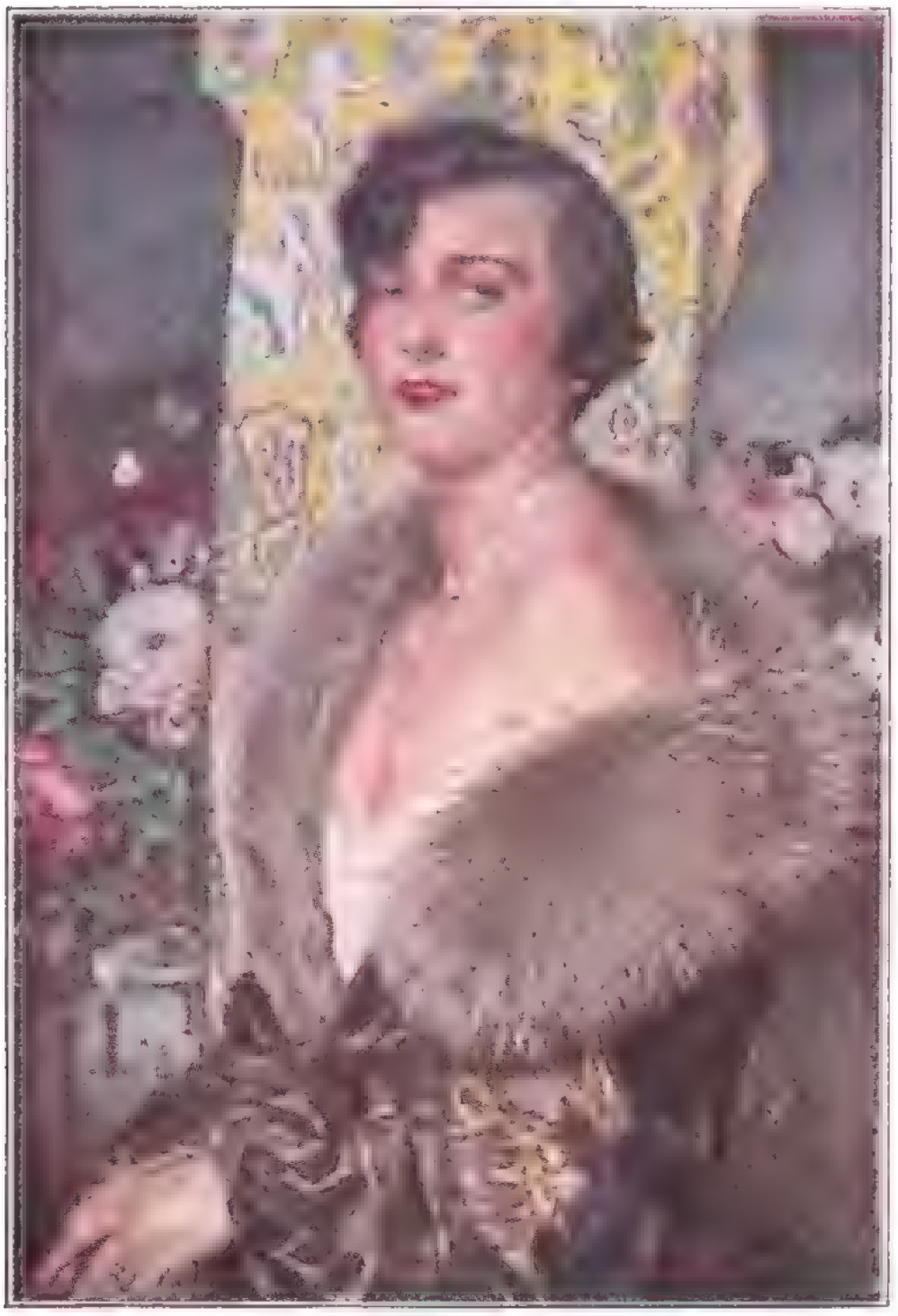
Der Präsident der Wiener Sezession, Prof. Ferdinand Kitt, der bekannte Monumentalmaler, hat auch im Porträt seine künstlerische Sendung nicht verleugnen können; er ist der geborene Beherrscher der großen Fläche, des Fresko, sein bedeutendes malerisches Können zielt auf die Kontrastwirkung ab (man beachte das lohende Rot zum Grün und dazu die Wirkung des schwarzen Haares); es ist zu bedauern, daß gerade in Österreich für solche Künstler das Betätigungsfeld gering ist. Dem Problem des „schönsten Frauenporträts" wollte Kitt vielleicht gar nicht so sehr näher treten; es zeigt auch eine künstlerische Verwandtschaft mit Pauser — das Ergebnis ist aber sicherlich eine packende Arbeit, die als Fresko von starker Wirkung wäre.

Zwei Künstler vertreten als Preisbewerber Tirol. Sie haben es heute nicht leicht, die Tiroler Maler; von der Defreggerei hat sie ein Gigant befreit, Egger-Lienz. Er wirkte in Tirol wie ein Berg oder ein Granattrichter; entweder müssen sie zu ihm hinauf oder, wenn sie suchend nach malerischen Werten das Gelände abgehen, so plumpsen sie in diesen Trichter hinein, sind dann eben Eggerisch geworden. Im Bildnis, das Egger kaum seiner Höhe gemäß vertrat, vermögen sie darum leichter ihren Mann zu stellen. Johannes Hepperger ist solch ein verzweifelt mit Egger ringender; sein Damenbildnis, das im Antlitz, vielleicht nur dem Kenner des Bergvolkes wahrnehmbar, Spuren trägt, die auf eine wohl städtisch verfeinerte, veredelte Menschenblüte vom Berghang weisen, ist ganz vorzügliche Malerei, so wie das Porträt des zweiten Tirolers Artur Nikodem; dieser ist vielleicht der beste von den heutigen Tirolern, ungemein ernst in seiner Kunst, von einer rücksichtslosen Strenge gegen sich selbst, ein Sucher, der nie zu suchen aufhört. Möglich, daß beiden kein Tiroler Modell zum Vorwurf diente; aber das ist ja das Wesentliche, das dem Künstlerischen im Ergebnis dieses Preisausschreibens den Stempel aufdrückte: es war kein Porträtauftrag, bei dem sich bekanntermaßen der auf größtmögliche Ähnlichkeit dringende Auftraggeber, oft nicht zugunsten des künstlerischen Wertes einmengt; aber auch der Künstler selbst war störender Verpflichtungen enthoben, schuf frei von Hemmungen jeder Art, konnte schalten und walten nach freiem Ermessen, seine

Bildnis. Gemälde von Sergius Pauser-Wien

Eigenart in der Darstellung des Menschen voll auswirken lassen. So ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der Künstler die in ihm selbst schlummernde Vorstellung der schönsten Frau mitbildete, sich in das Gesehene seine Vorstellungen von österreichischer Frauenschönheit drängten. Unbewußt mag sich das vollzogen haben: Bei den Tirolern ist es sinnfällig; die Augen dieser Frau, und mag auch beim Porträt deren Wirkung noch so sehr von den Gesichtspartien bedingt sein, sind von charakteristischer Blickwirkung. Da mochte sich Tannengrün und Firnenweiß darin spiegeln und ein wenig von dem, das wir Sehnsucht nach den Höhen nennen . . .

Alfred Gerstenbrand — wer erinnert sich nicht seiner humorvollen, kecken Zeichnungen und Karikaturen? Echt wienerisch ist das Antlitz, das er bildete; dieses „G'sichtl", diese kußlichen Lippen, diese, wie der Wiener sagt, „schlamperten" Augen, sie spiegeln das Wesen der vielgelästerten und doch so vielgeliebten und gerühmten Phäakenstadt; wir meinen, diesem Geschöpfe schon einmal bei Schnitzler, Bahr oder Salten begegnet zu sein; müßte sie nicht geradezu „Mizzi"



Bildnis. Gemälde von Sigmund W. Hampel

heißen — mit zwingender Gewalt so heißen? Und ist um sie nicht das Fluidum der Stadt, etwas von „Musik bei jungem Wein, da im Prater die Bäume blühen?“ Ganz verschieden in der Auffassung ist Albert Janesch, der im Porträt das Abbild seiner Frau gegeben hat; er gehört zu den vielseitigsten Künstlern der österreichischen Gegenwart; an der Wiener Akademie Schüler von L'Allemand und Altmeister Rumpler, hat er eine beachtenswerte Stufe in der Bildnismalerei erreicht und arbeitet unentwegt und zähe an der künstlerischen Durchdringung und Erfassung des Menschen. Seine Bildnisse glühen von eigenem, starkem Leben, er nähert sich bisweilen der Kunst alter Meister. Vollkommen modern, das Wesen der Frau von heute ganz ausgezeichnet spiegelnd, ist das Werk von Friedrich von Radler; die porträtmäßige Handschrift dieses Künstlers, die einen Zug ins Dekorative besitzt, der vielleicht an Klimt geschult sein mag, weist auf eine vollendete Beherrschung des Handwerklichen in der Kunst; und Radler mißt auch, nach seinen eigenen Worten, dem Handwerk als unerläßliche Grundlage die größte Bedeutung zu.

Die Nachfolge in der großen Porträttradition Österreichs, weit weniger auf lärmenden Beifall der Gesellschaft und wechselnden Tagesruhm gestellt, als vielmehr auf reife, allgemein gültige Künstlerschaft gegründet, verkörpert heute unumstritten Hans Schachinger. Oft hat die Kritik ihn mit keinem Geringeren als mit Leibl verglichen, und es war weder Zufall, noch Politik, daß ihm trotz seiner Jugend (er ist 1888 in Wien geboren) offizielle Porträtaufgaben, wie die Bildnisse des Bundespräsidenten Michael Hainisch, des Botanikers Molisch, des Nationalbankpräsidenten Reisch, des Unterrichtsministers Schmitz u. a. überantwortet wurden. Schachinger hat im vorliegenden Bildnis die junge Schauspielerin des Wiener Burgtheaters, Elisabeth Kallina, dargestellt, die vor zwei Jahren mit einem Sprung als „Junger Aar“ sich die Bühne eroberte; das klassische Maß dieser wohl blühjungen, aber älter scheinenden und weit über ihre Jahre sich gebenden Frau hat der Künstler in ein Werk von besonderer Anmut gegossen; es ist wie ein edles Pathos, das dies Bild atmet, der melancholische Zauber einer vielleicht zu ernsten, von schwerer Arbeit fast belasteten Jugend liegt darüber, und eine feierliche Ruhe in Form, Farbe und Raum prägt das Werk zu einem echten Schachinger. Und er ist selbst ein echter und ganzer, weil fanatisch wahrhafter Künstler, dieser Schachinger. „Neuerungssucht und Sensationsgier leiten das Interesse des Publikums von heute. Klingen und Singen geht unter im Schreien und Spektakeln . . . Jeder Künstler ist Forscher, dient somit der Entwicklung der Menschheit und ist daher fortschrittlich. Besonders der Porträtmaler muß vor allem Forscher sein; er muß den Zusammenhang und das Ineinandergreifen der Einzelformen auf ihre wesentliche und wesenhafte Bedeutung hin erforschen. Wer träge abschreibt oder maskenhafte Übertreibung pflegt, dient nicht der Wahrheit.“ So spricht Schachinger.

Die Arbeit von Sigmund Walter Hampel können wir heute vielleicht nicht mehr so verstehen, wie wir es gerne möchten; da ist Schule, Arbeit, Fleiß, auch Können; kein Geringerer als Makart beschirmte Hampel, und Angeli nahm ihn auf eine Empfehlung Canons in sein Atelier auf — trotz allem: eine erlesene Malkultur von bestechendem Reiz, aber etwas Fremdes, ein Vorhang ist da, der sich zwischen uns und das Kunstwerk schiebt; man bekommt ein wenig Kaulbach und Piloty auf die Zunge, ein wenig Stuck mag sich darein mengen.

Der noch junge Stefan Hlawa ist sicherlich ein bemerkenswertes Talent des jungen Österreichs; ein moderner Rhythmus schwingt in seinem Bild; diese junge, recht selbstsicher dasitzende Dame scheint doch nur zu warten, um mit dem Schritt der Zeit, graziös sich biegend, in die tanzende Gegenwart zu treten; das ist eine sachliche Lösung, ohne

Bildnis. Gemälde von Ferdinand Kitt

sentimentales Schielen auf Bilder verklungener Zeit, mit tüchtigem, festem Zugriff erfaßt. Hlawa hat sich schon als Graphiker einen guten Namen gemacht. Mit einem seiner duftigen, zarten, pastellartigen Bildnisse beteiligte sich Leo Delitz an der Preisbewerbung. Die rasche Auffassung und verblüffende Sicherheit, mit der der Künstler

Bildnis. Gemälde von Hans Schachinger

schon in den ersten Momenten die künstlerische Wesenheit seines Modells erfaßt — und das ist die Hauptstärke von Delitz — kommt in diesem freundlich hellen Werk so recht zur Geltung. — Auch A. Faistauer hat sich an dem Preisausschreiben mit einer Arbeit beteiligt; dem strebenden Künstler, der vornehmlich durch seine Fresken im Salzburger Festspielhaus bekannt wurde, wird demnächst eine eigene Studie in diesen Blättern gerecht werden.

Hoch und reich stehen die bildnerischen Talente in „Alpenösterreich" wie die Berge ... Die vorliegenden Zeilen sind nur eine ganz kleine, bescheidene Gipfelschau, zu der das schönste Frauenbildnis Anlaß bot. Mit den Künstlern ist es wie mit den Bergen . . . oft bieten die kleinen, unbekannten und ungenannten eine Sicht, welche der der großen vorzuziehen ist. Und schließlich — deutscher Leser, vergiß nicht — ein Nebelmeer vermag die schönste Schau zu trüben — und über Österreich, das Bruderland des Deutschen Reichs, ziehen Wolken — Wolken der Sorge ...

Prinzessin Elisa Radziwill. Selbstbildnis. Bleistiftzeichnung

Die Jugendliebe des alten Kaisers

Unveröffentlichte Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I. über seine Beziehungen zu Elisa Radziwill. Mitgeteilt von Dr. Kurt Jagow

Seit Heinrich v. Treitschke zuerst in seiner „Deutschen Geschichte" des großen Jugenderlebens Kaiser Wilhelms I. Erwähnung tat, hat diese Geschichte zweier Königskinder, die zusammen nicht kommen konnten, immer von neuem die Herzen gerührt. Sind doch alle Forderungen, die an eine romantische Liebesgeschichte gestellt werden können, hier in reichem Maße erfüllt: ein junger Prinz des königlichen Hauses, der nachmals als eine unvergängliche Gestalt in die Geschichte eingeht — eine liebreizende Prinzessin, Gespielin des Prinzen von Jugend auf — ihre Mutter in den harten Jahren der Verbannung die nächste Vertraute seiner eigenen, der nie vergessenen Königin Luise — jahrelange treue Liebe, Hindernisse, die die kalte Staatsräson der Erfüllung in den Weg legt, zäher Kampf, langes Dulden und schließlich: schmerzvolles Entsagen; Sieg der Staatsräson über das Verlangen zweier Herzen. Mehr noch: Sieg des Prinzen über sich selbst, williger Gehorsam gegen den königlichen Vater, gläubige Fügung in die Schickungen der Allmacht und damit: Stählung seines Charakters in einem Feuer, aus dem er zu jener Persönlichkeit geläutert hervorgeht, die ihn seine geschichtliche Sendung erfüllen läßt.

Aber so reich auch seit Treitschke die Quellen geflossen sind, die Stoff zu der Entwicklung der Herzensgeschichte Prinz Wilhelms von Preußen und der Prinzessin Elisa Radziwill beitragen, so weit sind wir heute noch davon entfernt, ihren äußern Verlauf lückenlos zu kennen, die Gewichte im Spiel auf Spieler und Gegenspieler einwandfrei verteilen oder gar die einzelnen Persönlichkeiten und die geschichtlichen Geschehnisse psychologisch erfassen zu können. Zu diesen letzten Erkenntnissen fehlt uns heute nicht weniger als alles: das Material, das nicht an der Peripherie (welches wir in gewissem Umfange kennen), sondern das im Zentrum des Geschehens erwachsen ist.

Material dieser Art, das nicht leicht zu überschätzen ist, soll nun in den folgenden Blättern erschlossen werden. Es sind zwölf Aufzeichnungen des Prinzen, die die Entwicklung seiner Herzensangelegenheit begleiten, niedergeschrieben an bedeutsamen Lebenseinschnitten, meist am Vorabend seines Geburtstages, am Jahresende oder vor dem Geburtstage der Geliebten. Sie reichen vom Februar 1821, als Prinz Wilhelm zur ersten Entsagung genötigt wurde, berichten von den Anfängen seiner Neigung im Jahre 1817, begleiten die Wandlungen in den Aussichten der Angelegenheit bis zur Katastrophe des Jahres 1826 und schließen 1834 ab, einige Wochen nach dem frühen Tode Elisas. Es sind Aufzeichnungen, die der Prinz nur für sich selbst gemacht hatte, sie waren nicht für fremde Augen bestimmt. Ungehemmt von Rücksichten jeder Art konnte in ihnen sein innerstes Denken und Fühlen Ausdruck gewinnen. Das Glück der ersten jungen Liebe, eine unendliche Reinheit des Herzens, jubelndes Hoffen, leises Verzagen, abgrundtiefe Verzweiflung, unablässiges Kämpfen mit den Mächten, die schließlich den Sieg behalten sollten, und mit dem eigenen Ich, dessen er Herr werden sollte, alle Bitterkeit erzwungenen Verzichts auf höchstes Glück, aber auch Einordnung in die Erfordernisse einer höheren Macht und gläubige, zur Tat bereite Religiosität: das alles ersteht aus diesen Blättern, die jetzt — nach hundert Jahren — dem deutschen Volke vorgelegt werden.

Keiner, der ihren Inhalt auf sich wirken läßt, wird sie ohne Erschütterung aus der Hand legen können.

*

Prinzessin Luise von Preußen war eine Tochter des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, des Prinzen Ferdinand, war eine Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand. Sie hatte sich 1796 mit dem Prinzen (seit 1813 Fürsten) Anton Radziwill in einer Neigungsehe verbunden, der acht Kinder entsprossen. In Memel und Königsberg gehörte Prinzessin Luise mit der Prinzessin Marianne, der Gemahlin des Prinzen Wilhelm d. Ä., zum vertrauten Kreise der Königin Luise. Nach dem Tode der Königin fanden die verwaisten Prinzen, vor allem der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm, in Prinzessin Luise eine zweite Mutter, im harmonischen Familienkreise der Radziwills eine zweite Heimat; mit den Kindern, zu denen auch die im Radziwillschen Hause erzogenen Kinder des Prinzen Louis Ferdinand, Blanche und Louis von Wildenbruch, rechneten, verband sie geschwisterliche Freundschaft. Seitdem der Fürst 1815 Statthalter des Großherzogtums Posen geworden war, verbrachte die Familie nur noch die Wintermonate in Berlin, wo sie das ehemals Schulenburgsche Palais, das jetzige Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, bewohnte. Hier im gastlichen „Hotel de Radziwill" herrschten Frohsinn, Heiterkeit und feine Geselligkeit, gingen die ersten Geister Berlins aus und ein, fanden Musik und Literatur eine liebevolle Pflege. Fürst Anton war selbst musikalisch reich begabt und ein Komponist von hohen Graden; seine Komposition zu Goethes „Faust" hat ihn bis heute überdauert.

Prinzessin Elisa war als fünftes Kind am 28. Oktober 1803 geboren. Sie stand im 14. Lebensjahre, als in der ersten Hälfte des Januars 1817 Prinz Wilhelm sich seiner Neigung bewußt wurde; das häufige Beisammensein in den nächsten Monaten konnte dieses Gefühl nur verstärken, so daß es nicht verborgen blieb. Diese Entwicklung ging bis zum August 1820, als der König eingriff und dem Prinzen durch den Freiherrn von Schilden, den ehemaligen Oberhofmeister der Königin Luise, Vorstellungen machen ließ, da einer Verbindung unüberwindliche Hindernisse im Wege ständen. Prinz Wilhelm sagte zu, verzichten zu wollen, auch in seinem Verhalten gegenüber Elisa vorsichtiger zu werden. Dieses Vorhaben gelang ihm jedoch nur kurze Zeit durchzuführen, und nun wurde es auch offenbar, daß Elisa seine Neigung erwiderte. Es folgte ein Winter voll rauschender Feste in Berlin, deren Höhepunkt eine Theatervorstellung im Schlosse war, bei der Wilhelm und die zu voller Schönheit erblühte Elisa mitspielten.

In dieser Zeit ließ der Minister des königlichen Hauses, Fürst Wittgenstein, sich ein Gutachten über die Frage erstatten, ob die Familie Radziwill ebenbürtig und somit eine Ehe Wilhelms mit Elisa zulässig sei. Dieses Gutachten fiel mit aller Bestimmtheit verneinend aus; die Würde der deutschen altfürstlichen, kurfürstlichen und königlichen Häuser, namentlich des königlich preußischen Hauses sei höher als das Haus Radziwill; sie sei so hoch, daß eine Ehe der gedachten Art eine Mißheirat sei. Dieses Votum schien für den Prinzen das Ende seiner Hoffnungen zu bedeuten. In tiefster Verzweiflung machte er seine erste Aufzeichnung, der er fünf Jahre später eine Nachschrift anfügte.

I

Berlin, den 12. Februar 1821.

Hingerissen von Gefühlen, die keiner Beschreibung fähig sind, setze ich diese Zeilen auf, zu meiner eigenen Betrachtung in späteren und ruhigeren Jahren. Im Begriff, Berlin zu verlassen (Laibach), um mich der Nähe eines Gegenstandes zu entziehen, der einst, wie ich es nun wohl einsehe, meine ganze Glückseligkeit ausmachte, und dem ich bis diesen Augenblick, und in diesem vielleicht mehr wie je, mit voller Liebe und Neigung zugetan bin, — fühle ich erst, in welche Lage ich versetzt worden bin! Diese Gefühle im Herzen tragend, muß ich diesem Gegenstande entsagen und den Wunsch bekämpfen, ihn m e i n nennen zu können. Dazu die bestimmte Überzeugung erlangt zu haben, daß auch ich j e n e r teuer und wert bin, was mir sogar versichert worden ist, und was ich mir früher nur nicht gestehen wollte, vermehrt das Trübe in meinem Inneren in einem solchen Grade, daß ich mich oft nicht zu fassen weiß, wenn ich von dem Qualvollen meines Zustandes überwältigt werde! Die Verhältnisse gebieten über mich, — ich soll und muß entsagen — aber ich muß fort, fort von hier, um mich des Anblicks zu entziehen, der nur die alten Gefühle wieder reger und reger macht, und mich übermannt! Noch kämpfe ich mutig gegen an, aber auch stündlich fühle ich, daß ich schwächer im Kampfe werde, je öfter ich sie sehe; also nur in der Entfernung ist Rettung! — Die Rückerinnerung an die Zeit, in welcher zuerst Gefühle in mir erwachten, die mir bis dahin fremd gewesen waren, gehöret zu den schönsten, die ich mir bewußt bin. Es war im Jahr 1817, im Winter, wo ich durch das zarte Aufblühen Elisas zuerst gefesselt wurde; ihr frommes, sanftes, einfaches Äußeres im eben erst zurückgelegten 13. Jahr konnte freilich nur bei mir die Keime zur nachherigen Neigung legen, aber trotz dieser großen Jugend waren diese Gefühle doch schon stärker, als ich es selbst glaubte, und bildeten sich im Laufe von sechs Monaten schon sehr aus; die reinste Neigung zu ihrem lieblichen Wesen durchdrang mich bald so, daß es den übrigen bemerkbar ward.

[Nachschrift:]

Petersburg, 21. März 1826.

(Unterbrochen und abgebrochen.)

Die Reise nach Laibach unterblieb, meine Gefühle wuchsen mit jedem Tage, statt sich zu mindern, und die Katastrophe des Jahres 1822 war die Folge davon, die die folgenden Blätter enthalten. —

*

Die Entscheidung vom Februar 1821 sollte, entgegen allen Erwartungen, keineswegs eine endgültige sein. König Friedrich Wilhelm III. ließ, gerührt von dem leidvollen Zustand seines Sohnes, weitere Nachforschungen wegen der Ebenbürtigkeitsfrage anstellen, um festzustellen, ob die Heirat nicht doch möglich sei. Da Wilhelm der Einsetzung eines Komitees, dem der König die Entscheidung übertragen wollte, mit aller Bestimmtheit widersprach, so wurden wiederum Gutachten erstattet — wiederum mit ungünstigem Erfolg. Am 19. Januar und am 8. Februar 1822 überbrachte Schilden dem Prinzen diese Gutachten, die von dem Wirklichen Geheimen Legationsrate von Raumer, Direktor im Hausministerium, verfaßt waren. Nach deren Durchsicht konnten der dem Prinzen nahestehende General Brause so wenig wie sein Oheim Großherzog Georg von Mecklen-

burg-Strelitz oder Prinzessin Marianne, genannt „Tante Minnetrost", ihm noch Hoffnung machen. Eine Unterredung mit dem Vater am 16. Februar auf der Pfaueninsel schien wieder einmal den endgültigen Abschluß zu bedeuten: Wilhelm entsagte und begab sich vom 12. März bis zum 12. Juni auf Reisen an den Rhein, nach Holland und Belgien; er kam selbst zur Hochzeit seiner Schwester Alexandrine nicht nach Berlin zurück und zog sich damit den Unwillen des Königs zu. Vor Antritt seiner Reise war es am 9. und am 11. März (zum erstenmal) zu gründlichen Aussprachen mit der Geliebten im Radziwillschen Palais gekommen. Er war dann zunächst zu seinem Vetter Prinz Friedrich nach Düsseldorf gegangen, wo er den Vorabend seines Geburtstages in verzweifelter Stimmung verlebt hatte.

II

Düsseldorf, den 21. März 1822.

Mit dem heutigen Tage beschließe ich das 25. Jahr; — und zwar hier in einer selbst gewählten Verbannung, getrennt von den geliebtesten und teuersten Gegenständen, welche mir der Himmel durch die Bande der Natur und der Freundschaft zugeführt hat, — und losgerissen von dem Herzen, welches seit Jahren meine ganze Liebe in ihren schönsten und gewiß reinsten und lautersten Gefühlen besaß! Dieser Neigung in dem nun anzutretenden Jahre die Folge zu geben, welche ich als rechtlicher Mensch beabsichtigte, war mein fester Entschluß geworden; trotz einiger Schwierigkeiten, welche ich wohl ahndete, wollte ich den Schritt wagen, von dem ich mein häusliches Glück hienieden erwartete! und dem Vater meine Absichten vortragen. — Aber noch ehe ich dazu kam, ward von seiner Seite schon das Opfer von mir gefordert, welches ich aus kindlichem Gehorsam gebracht habe; — aber was es mir gekostet hat, wie es mein Herz zerrissen hat, wie es zeitlebens auf meine Gemütsstimmung wirken wird, wie es mich geistig und körperlich übermannte, — vermögen keine Worte zu schildern, und das traurige Gepräge, welches mein Gesicht davon zeigt, ist nur ein schwacher Widerschein dessen, was Herz und Seele bis in die verborgensten Falten ergriffen hat! — Denn wer den teuren, für mich nun verlorenen Gegenstand kennt, dem ich meine ganze Neigung geschenkt hatte, der weiß auch zu schätzen und zu urteilen, was ich verloren habe! Nur eine Stimme ist ja über dieses sanfte, liebe, tugendhafte und fromme Wesen; alle Herzen sind ihm zugetan; — und ich, dem s i e ihr Herz geschenkt hatte — muß ihr aus kalten Konvenienzrücksichten entsagen! Wie gerecht ist da nicht der Schmerz und der tiefe Gram, der mich erfüllt; — das schönste Gefühl auf Erden, das der ersten jungen Liebe, durch schüchterne Gegenliebe erwidert, habe ich in seiner ganzen Macht empfunden, — aber nur darum, um den ganzen Kummer über den — Verlust — des heiß geliebten Herzens bald darauf zu fühlen! Ach! es ist viel mehr als ein Verlust, — es ist ein Opfer, das ich gebracht habe, dem König und dem Vaterlande; es ist viel, viel härter zu entsagen, aufzuopfern, als zu verlieren! — Zu einer Entsagung, wie die ist, zu welcher ich genötigt worden bin, gehört ein Entschluß, — zu dem nur Kraft und Stärke von Gott! kommen können! Zu ihm ist daher auch in dieser kummervollen Zeit mein ganzes Herz gewandt, zu ihm flehe ich früh und spät, mir die Gewalt fortwährend zu verleihen, nicht dem Schmerze, der mich zerreißt, zu unterliegen! Nur in dem Hinblick zum Schöpfer fühl' ich Trost und Beruhigung; denn mein Glaube stehet fest begründet, — keine Schickung trifft uns, die nicht von ihm über uns verhängt wird! Wir müssen sie daher ohne Murren und Verzagen über uns kommen lassen und tragen, — aber unerforschlich bleibt uns oft der Wille des Herrn und unbegreiflich seine Wege, — aber Gottes Wege sind nicht unsere Wege! — Was der Herr tut, das ist wohlgetan! —

Mit diesen Gesinnungen sehe ich das herbste Schicksal an, was einen auf Erden wohl treffen kann! Aber um wieviel schwerer wird es noch dadurch zu tragen, daß das Herz, dem ich nur Freude und Glück zu bereiten suchte und hoffte, nun durch mich auch schmerzhaft bewegt ist! Ach! dieser Gedanke ist entsetzlich! Ein Wesen, welches man so geliebt hat, jetzt so bekümmert zu wissen, ist in diesem Augenblick für mich das bitterste; wie gern wollte ich allen Kummer noch zu meinem nehmen, um i h r alle trübe Stunden zu ersparen, die ich ihr — und doch unverschuldet — verursache. Ja ich darf sagen: unverschuldet; denn ich habe mir in meinem Benehmen nichts gegen dies Herz zu schulden kommen lassen, was ich nicht verantworten könnte; denn wer jahrelang so gefühlt hat und sich dennoch immer zurückzuhalten wußte, dessen Gewissen ist rein; — daß ich liebte, konnte freilich kein Geheimnis bleiben, und daß dies sich in meinem auch noch so zurückhaltenden Benehmen aussprach, ist nur zu natürlich; — und so haben wir uns freilich verstanden, ohne zu sprechen! — Der Himmel aber hatte mich ausersehen, um über diese engelsreine Seele ein so schweres Geschick zu verhängen; ihr kindlich frommes Herz wird den Weg des Trostes gefunden

haben und sich ihrem Schöpfer unterwerfen! ihn flehe ich früh und spät an, ihr Kraft und Stärke zu verleihen, und daß er sie segne und behüte um — einst ihr ein Glück zu gewähren, das ich nicht berufen sein sollte, ihr zu schaffen! — Und der Herr wird mich erhören! —

*

Es folge hier nun die Erzählung des geschichtlichen Herganges meiner Herzensangelegenheit. —

Eher noch Prinzeß Luise im Winter 1816 zu 1817 aus Posen zurückkehrte, langte Wilhelm Radziwill schon an; er kam zu mir, und ich fragte nach seinen Eltern und Geschwistern, wobei er von Elisa sagte, sie wäre recht hübsch geworden, worauf ich ihm noch erwiderte: er sei ja ein sehr galanter Bruder. Als er fortging und sagte, daß die Seinigen in wenigen Tagen ankämen, durchdrang mich zum erstenmal die Idee, daß ich mich sonderbar darauf freute, Elisa zu sehen. Der Kalender ward nachgeschlagen, der Geburtstag bemerkt und — der Abstand der Jahre sehr passend befunden. Kurzum, ich hatte mich mit dieser Idee beschäftigt, als sie anlangte. Das erste Wiedersehen fand statt. Am 19. Januar im Luisschen Palais, als sie die Treppe von Alexandrine herunterkamen, der erste Anblick gleich rechtfertigte Wilhelms Aussage, und ich umarmte Elisa mit einem eigenen Gefühl. Sie war eben ins 14. Jahr getreten, also gerade im Aufblühen; ihr liebliches Äußeres und ihr sanftes, einfaches Wesen zogen mich unendlich an; ich fühlte, daß sie mir nicht gleichgültig war und daß ich ihr vor allen gern den Vorzug einräumte. Im Laufe des Winters sahen wir uns oft, teils auf Bällen, teils bei der Prinzeß im Hause. Da ich mich ihr gern näherte und dies mehr als die andern tat, so *schien* sie mir auch besonders gut zu sein; doch kann ich mich darin auch wohl damals getäuscht haben, da ich natürlich meinerseits sie ganz anders beobachtete als sie mich, und ich gern in jeder kleinen Gunst, die mir von ihr zuteil wurde, einen Vorzug vor anderen zu sehen glaubte. — Da ich indessen sehr im Geist mit ihr beschäftigt war, so kam es, daß, als an dem so traurigen 10. März! Fritz, Charlotte, Friederike und ich bei jener allein dinierten und die Rede auf Elisa kam, mich eine gewaltige Röte unwillkürlich überflog; — daß dies sogleich von den Anwesenden bemerkt wurde, läßt sich denken, und von diesem Tage fingen die kleinen Quälereien an, die gewöhnlich die Folge einer solchen Entdeckung sind. Alles Entschuldigen- und Ausredenwollen half nichts, weil ich mich auch wohl ziemlich ungeschickt dabei benehmen mochte, da ich innerlich ganz anders dachte, als ich äußerlich scheinen wollte. Wo ich mit Elisa nur zusammenkam, wurde verdächtig gehustet und geflüstert, im damals beliebten Kotillon-Tanz wurde ich alle Augenblicke mit ihr zusammengeführt und ich dann am andern Tage sehr aufgezogen, wenn ich bei Nennung des Namens errötete und meine Neigung leugnen wollte.

*

Als Prinz Wilhelm von seiner Reise zurückkehrte, hatte er weder vergessen, noch die Ruhe seines Herzens gefunden. Seine Verzweiflung kannte keine Grenzen. Da richtete ein Brief des Fürsten Anton Stolberg-Wernigerode, der inzwischen „Gelegenheit gehabt, in dieser schmerzvoll bewegten Zeit in das Engelherz zu blicken, was Ihnen gehört", den Prinzen neu auf, gab ihm neue Hoffnung und beschwingte ihn zu neuen Versuchen, sein Schicksal zu wenden. In einer zweiten Unterredung mit dem königlichen Vater auf der Pfaueninsel erbat und erhielt er die Erlaubnis, seinerseits ein Gutachten zur Ebenbürtigkeitsfrage ausarbeiten lassen zu dürfen. Er betraute damit den berühmten Rechtslehrer Savigny und den Rechtshistoriker Lancizolle, die sich in ihrem Memoire vom 26. Juli dahin aussprachen, „daß der Ehe eines königlichen Prinzen von Preußen mit einer Prinzessin aus dem Hause Radziwill kein Rechtsgrund entgegenstehe, diese Ehe vielmehr für völlig standesmäßig zu halten sei und auch der künftigen Deszendenz aus derselben die Successionsfähigkeit nicht bezweifelt werden könne". Am 5. August übergab Prinz Wilhelm das Gutachten dem König und erbat noch einmal dessen persönliche Entscheidung. Mit neuen Hoffnungen begab er sich Mitte September auf eine mehrmonatige Reise, die ihn mit dem Könige nach Italien führte. Auf dem Kongreß von Verona sprach Kaiser Alexander I. mit ihm voller Liebe und Teilnahme von seiner Angelegenheit, der König hatte (angeblich) von „neuen Aussichten" zum Zaren gesprochen, und Wilhelm war infolgedessen „selig und doch noch ängstlich". Am 28. Juni hatte er von Elisa Abschied genommen — es sollte auf Jahre sein; am 30. Juli hatten die Radziwills Berlin verlassen — erst acht Jahre später sollten sie unter sehr veränderten Umständen zurückkehren! In Italien jedoch schien die Zukunft noch voller Rosen zu sein, als Prinz Wilhelm die folgenden Zeilen niederschrieb.

III

Venedig, den 27. Oktober 1822.

Am Abende vor meinem Geburtstage in diesem Jahre, welches das verhängnisvollste meines Lebens bisher war, setzte ich in der

schmerzlichsten Stimmung die Gefühle nieder, welche mich damals fast übermannten, denn kaum 14 Tage waren erst vergangen, daß ich mich von dem heiß und zärtlichst geliebten Gegenstande losgerissen hatte, — welches mir der Himmel zugeführt zu haben schien! — Heute ist der Vorabend nun des Geburtstages meiner teuren Elisa! und mächtig fühle ich mich zum Niederschreiben dieser Zeilen angeregt, — denn wie anders hat sich alles wieder seit dem 22. März wiedergestaltet!?! — Das teure, geliebte Wesen, welchem ich hatte entsagen müssen, — ein Schritt, zu dem mich nur der Wille meines Vaters hatte führen können, der mich aber durch einen Dritten dazu hatte bewegen lassen — dieses teure Wesen scheint mir der allbarmherzige Gott aufs neue zuführen zu wollen, denn neue Hoffnungen vergönnt er mir zu schöpfen. Seit Monaten schon fühle ich mich daher um vieles glücklicher wieder, und innige und heiße Dankgebete sende ich dem HErrn, der mir diesen Lichtpunkt in der finstern Schickung zeigt, in welche ich gekommen war!!—Die inbrünstigsten Gebete stärkten und kräftigten mich in jener verhängnisvollen Zeit allein; ganz lernte ich damals erst kennen, welch eine Macht das Gebet über uns hat; und wie einem die Wahrheiten und Tröstungen, welche allein die Religion uns gewährt, in den Tagen des Unglücks klar werden! Ja, Gott gewährte mir die Kraft und die Stärke, um die ich ihn so oft anflehete; durch seine Allbarmherzigkeit unterlag ich nicht dem Geschick, welches Er über mich verhängte. — Als eine Prüfungszeit, als eine schwere Prüfungszeit! sehe ich jetzt das trübe Verhängnis an, welches über mich kam — und da ich durch Gottes Gnade und Beistand nicht unterlag, sondern bestand in der Prüfung — so zeigt Er mir auch jetzt wiederum den Hoffnungsstrahl, der meine Zukunft freundlich erhellt!!! Wunderbar und unerforschlich sind uns die Wege, welche Gott uns führt! Wie bin ich dies jetzt in meinem eigenen, noch so kurzen Leben gewahr geworden! Wie schwach ist der Mensch, und wie unrichtig beurteilt er oft Gottes Führungen; — also auch ich mag irren, wenn ich die süßen Aussichten, welche Er mir jetzt gewährt, als einen Lohn für bestandene Prüfungen ansehe; — aber wenn ich nach Gottes Willen handelte, so war dies ja nur durch seine Gnade wiederum möglich, da Er mir die Segnungen seiner Religion mächtig zuteil werden ließ, indem Er mein Herz für die Wahrheiten derselben empfänglich machte; — mein Urteil mag richtig oder falsch also sein, — eine Überhebung über Gottes Weisheit sollte es wahrhaftig nicht sein, — denn der HErr ist höher denn alles! — Mit Bangigkeit sehe ich den nächsten Monaten entgegen, da in dieser Frist sich mein Schicksal und das der Inniggeliebten entscheiden soll! Ungewiß noch ist es, wie die Entscheidung ausfallen wird, — aber ich vertraue auf Gottes Allbarmherzigkeit und Gnade! Er hat prüfen wollen, aber nicht unglücklich machen. Die Seelen und Herzen, welche Er im geistigen Bande der Liebe so innig vereint hat, kann er nicht voneinander reißen wollen. Ach! nie, niemals kann ich es dem HErrn genug danken, daß er mich einem Herzen so nahe stellte, das so vollkommen ist und so engelsrein, als das der teuren Elisa! Nur zu meiner eigenen Besserung und zur Aneiferung zur Tugend konnte das Zusammensein mit ihr mich leiten, — aber wenn ich auch unablässig bemühet bin, in allem Guten und Tugendhaften fortzuschreiten, und dann nur einen Blick auf die hohe, milde, sanftmütige Seele des geliebten Wesens werfe, — so fühle ich mich ihrer so unwert, daß ich oft das Glück nicht zu fassen weiß, mich von ihr geliebt zu wissen! Es ist ja das Höchste auf Erden eine reine, innige Liebe zu einem tugendhaften Wesen — ach! und welch ein Bewußtsein ist das: geliebt zu werden! von einem solchen Gegenstande!!! Und wie gelangte ich in der letztern Zeit immer mehr zu dieser Überzeugung! Was anfangs schüchterne Blicke zu verstehen gaben, dann Mitteilungen anderer mir bestätigten, bekräftigte mir endlich die geliebte Elisa selbst! Aber durch welche Stürme gingen wir, ehe es soweit kam!! — Ich hatte meinerseits entsagen müssen, riß mich los von dem angebeteten Wesen, wo der Abschied das Geständnis mit enthielt und ging fort, alle Hoffnungen aufgebend! Öde und freudenlos war mir die Welt und Zukunft geworden. Drei Monate irrte ich umher, bis mich eigene Veranlassungen der Vaterstadt wieder zuführten; — was ich in jenen drei Monaten gelitten habe, ist keiner Beschreibung fähig, denn außer dem gebrachten Opfer stand ich noch im Begriff, die Ungnade des Vaters auf mich zu ziehen — und so mache man sich einen Begriff von meinen Gefühlen! — Ich kehre zurück — und finde das teure Herz zwar tief erschüttert, aber mit einer Zuversicht auf eine noch glückliche Wendung unseres Geschicks, die ich gänzlich verloren hatte! Aber da fand ich den Freund, den herrlichen, biedern Anton Stolberg-Wernigerode, — der mir die Augen öffnete und zeigte, wie man mit mir umgegangen war, um mich zu dem Schritt der Entsagung zu bringen, — ja, wie man den Vater hintergangen hatte, wurde

mir auch durch andere gezeigt. Was mein junges, unerfahrenes Herz dabei empfand, ist unbeschreiblich! Wovon meine Seele nicht geahndet hatte, mußte ich nun erkennen als wahr. — Den Vater sprach ich nun an, zeigte ihm manches von der wahren Seite, und so ward mir durch ihn selbst die neue Hoffnung eröffnet, die jetzt mein Herz mit freudigen Aussichten für die Zukunft erfüllt! Der HErr wird so Vieler innige und inbrünstige Gebete erhören und die Seelen hienieden einen, die er sich hat finden, lieben und schätzen lernen! HErr, Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! —

*

In gleicher Hoffnungsfreudigkeit beschloß Prinz Wilhelm dieses für ihn so bedeutungsvolle Jahr in Italien, indessen in Berlin Gutachten über Gutachten entstanden, die das ihm günstige vom 26. Juli widerlegen sollten. Von seinem Rechte, sowohl dem ewigen seines Herzens, wie dem juristischen bezüglich der Ebenbürtigkeitsfrage, im tiefsten überzeugt, konnte er nicht anders, als den sachlichen Gegnern seines Heiratsplanes persönliche Motive unterstellen. Es sind in erster Linie seine Oheime, Großherzog Georg und Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, sowie der Freiherr von Schilden, Fürst Wittgenstein und der Geheime Rat von Raumer, die er in den folgenden Zeilen unter seinen Widersachern versteht. Als einer seiner treuesten und tätigsten Parteigänger erwies sich auf der andern Seite neben Anton Stolberg sein ältester Bruder, der in seiner eigenen Herzenssache durch eine nicht weniger schwere Prüfungszeit gehen mußte.

IV

Pisa, den 31. Dezember 1822.

Mit dem heutigen Tage gehet das Jahr zu Ende, welches das kummervollste und erfahrungsreichste meines bisherigen Lebens war. Mit welchen Erinnerungen werde ich ewig auf dasselbe zurückblicken! — Gott hatte mir in Gnaden das höchste Glück gewährt, was wir auf Erden erfahren können; — denn Er hatte die mächtigsten und innigsten Gefühle der Liebe, in ihren reinsten und lautersten Trieben, in meinem Herzen erweckt, zu einem Wesen, welchem Er den höchsten Reiz verliehen hatte: — ein über alles frommes, tugendhaftes Herz. Und diese engelsreine Seele erwiderte meine Gefühle mit Gegenliebe, — ein Glück, das ich nicht zu fassen wagte! — Aber es schien, daß ich dieses Glück nur genießen sollte, um den Verlust desselben in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Das Härteste ward von mir verlangt: Ich mußte dieser Liebe entsagen! Was das sagen will, vermögen nur diejenigen zu beurteilen, die sich in ähnlichen unglücklichen Verhältnissen befunden haben. Möge doch einem Jeden dann von Gott der Beistand zur Standhaftigkeit und Kraft verliehen werden, solchen Schickungen zu widerstehen, wie dies mein Herz erfahren hat. Durch die inbrünstigsten und heißesten Gebete stärkte ich mich täglich, und täglich wurden mir neue Wahrheiten deutlicher und bedeutungsvoller, deren mächtige Wirkungen ich bis dahin nicht erkannt hatte. — Nach schwerer Prüfungszeit erhellte sich mir die Zukunft wieder, indem neue Aussichten zur Erreichung meiner heißesten Wünsche sich zeigten. Und so scheint ein lang entbehrtes Glück sich in meinem Innern wieder einfinden zu wollen, — wenngleich ich — Gott sei gedankt — das Glück eines reinen Gewissens in dieser ganzen Angelegenheit stets bewahrt habe. — Aber auf der anderen Seite war mit der Erlangung zu diesen frohen Aussichten eine andere bittere Erfahrung verknüpft, nämlich ein tiefer Blick in das menschliche Herz und deren Ränke, von denen ich nichts geahndet hatte. Es möge noch ein Schleier über diese Angelegenheit gebreitet bleiben, weil ich nicht zu rasch den Stab über einen Menschen auch nur brechen möchte. Mein Herz hat denen vergeben, die wohl nicht rechtlich, aus falscher oder guter Absicht, an mir handelten. Nachrichten dieserhalb, in den letzten Tagen noch erhalten, können keine Änderung in meiner Sinnesart erzeugen, und nur Schmerz und Mitleiden kann ich für Menschen haben, die Gottes Wort nicht in seinem ganzen Umfange erkennen wollen; des HErrn Allgnade vermag ich sie nur zu empfehlen, auf daß er nicht mit ihnen ins Gericht gehe, — sondern ihnen die Nächstenliebe ins Herz präge.

So ist also der Rückblick auf das entschwindende Jahr in so vielen Beziehungen mir unendlich reichhaltig. Schmerz und Freude haben mein Herz gewaltig ergriffen, aber eine unauslöschliche Wehmut bleibt meinem Inneren doch immer noch eigen, da die Zukunft noch so ungewiß ist. Menschenkenntnis gehört zu unserer eigenen Veredlung; — und da auch die trüben Schickungen hauptsächlich geeignet sind, uns ganz zum Höchsten zu wenden und uns ausschließlich mit Ihm zu beschäftigen, so wirkten demnach alle Erfahrungen des sinkenden Jahres zu meiner Besserung; somit war es also wahrlich kein verlorener Zeitabschnitt, wenngleich noch viel, sehr viel zu tun übrig bleibt, und ich daher nur zu Gott flehen kann: Du siehest mein eifrigstes Bestreben, Dir wohlgefällig

zu leben, — aber gehe nicht mit mir ins Gericht! —

So gehe ich nun getrost dem neuen Jahre entgegen; der HErr wird uns senden und gewähren, was uns nach seiner Liebe zukommen soll! Ach! Möge Er mir und der teuren Elisa das Ziel unserer heißen Wünsche erreichen lassen! — HErr, Dein Wille geschehe. Beschütze, behüte und segne sie! —

*

Drei weitere Monate sollten vergehen, ohne daß die Angelegenheit vorwärts gediehen wäre. Auch der 10. März, der Geburtstag der Königin Luise, bot dem Prinzen nicht, wie er beabsichtigt hatte, Gelegenheit zu einer Aussprache mit dem Vater. So war zwar nichts Günstiges geschehen, aber die Hoffnungen waren auch noch nicht vernichtet, als Prinz Wilhelm im Jahre 1823 seinen Geburtstag beging.

V

Berlin, den 21. März 1823.

Heute vor einem Jahre wurde ich durch das abgelaufene Lebensjahr, welches in seinen letzten Monaten so verhängnisvoll für mich geworden war! zum Aufsetzen meiner damals mein Inneres bestürmenden Gefühle angetrieben. Allein stand ich da in selbst gewählter Verbannung, wenngleich von teilnehmenden Herzen umgeben; doch öde und freudenleer war mir die Welt geworden, und alle Teilnahme konnte mir wohl wohltuend sein, aber unter den damaligen Verhältnissen keinen Trost gewähren. Dieser ist unter solchen Anlässen nur dort Oben zu finden; dahin war meine ganze Seele gewandt, — und Trost, Kraft und Stärke ward mir von Gott! Ja! noch mehr ward mir von seiner Allbarmherzigkeit zuteil; Er klärte die finsteren Verhältnisse, die Er über mich und die teure, innig Geliebte und Auserwählte, durch das Voneinander-Reißen unserer, verhängt hatte, gnädig wieder auf; — denn Er zündete den Hoffnungsstrahl in unserer Brust wieder an! Wer hat nicht empfunden, was die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft sagen will; aber wie wird dies süße Gefühl gesteigert, wenn es uns unerwartet aufgehet, nachdem es eine Zeitlang unser Inneres, durch die härtesten Schläge und Erfahrungen, als Entsagung der ersten Liebe, hatte verlassen müssen! — Mit wie verschiedenen Gefühlen stehe ich also heute am Scheidepunkt dieses Lebensjahres, als heute vor einem Jahre! Freilich ist meine Zukunft noch nicht entschieden; und leider! muß ich ihr noch mit Bangen entgegensehen, denn Verhältnisse ganz eigener Art, — die so kalt gegen alles Gefühl anlaufen, da sie menschliche Konvenienzeinrichtungen sind, — machen mir die Zukunft noch ungewiß, — aber die Hoffnung ist da! und mit ihr das Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, der die reinsten, lautersten und edelsten Gefühle in unseren Herzen erweckt hat, — uns zum Aufgeben unserer heißesten Wünsche hienieden schon einmal anhielt, — uns dadurch aufs schwerste prüfte, — uns aber, wenngleich mit zerrissenen Herzen, in frommer Demut unter seinen unerforschlichen Willen uns ohne Murren fügen sah; — der aber nun auch wiederum einen Hoffnungsstrahl uns anzündete; — und sollte es in Seinem Willen liegen, uns nun nochmals so glücklich täuschen zu wollen, um wiederum den tiefsten Gram, Kummer und Schmerz über uns auszugießen?? Nein, so Schweres kann Gott nicht über unsere Herzen verhängen wollen! Er prüfte einmal so schwer, Er wird nun nicht zum zweitenmal Unglückliche machen wollen! Doch Gottes Wille wird geschehen! Mit bangen Erwartungen betrete ich das neue Lebensjahr, denn es muß das entscheidendste meines Lebens werden! Der HErr wird mir seinen Beistand unter jedem Verhältnis nicht versagen, denn mein Herz liebt Ihn und vertraut seiner Vaterhand, die Alles, Alles zu unserem Besten lenkt — Leid und Freude! Ach, aber sie, die teure Auserwählte! ihr seltener kindlich frommer Sinn, ihre engelreine Seele unterwirft sich dem Willen ihres Schöpfers mit gleicher Ergebung! — doch was muß ich fühlen, wenn ich an neue Leiden, den früheren ähnlich, denken muß! Welch eine Zukunft ist ihr dann bereitet! Muß ich sie nicht einem Opfer gleich achten, das ich opfere? Oh! Gedanke voll Schmerz, der mein Herz mehr als Alles ergreift! — Aber ich vertraue auf Gott! Er schenkt uns das Glück, um das wir Ihn so herzinnig anflehen, — oder Er muß es uns verweigern, — ach! so wird Er eine solche Seele, ein solches Herz nicht ohne Ersatz lassen! Ihr Glück zu befördern, will ich doppeltes Weh über mich nehmen! O! Gott erhöre mein Gebet für sie! segne sie! Amen.

*

Das Jahr 1823/24 stand wie das vorige völlig im Zeichen des Kampfes um die Ebenbürtigkeitsfrage. Fürst Wittgenstein ließ durch den Halleschen Professor Schmelzer ein neues Gutachten ausarbeiten, das gleich denen des Hausministeriums ungünstig ausfiel. Bereits im Juni gaben Wittgenstein

sowie die Minister Graf Lottum und Graf Bernstorff, ungeachtet eines zweiten Gutachtens Savignys und Lancizolles, das das Ergebnis ihres ersten bestätigte, dem Prinzen den Rat, die aussichtslose Ebenbürtigkeitsfrage fallen zu lassen und lediglich den König um Anordnungen zu bitten, die jede unangenehme Folge der Heirat verhinderten. Erst Ende September verstand Wilhelm sich zu der Bitte an den König: er möge seine Einwilligung zur Heirat erteilen, dann die Zustimmung der Agnaten einholen und Stipulationen für die Zukunft treffen lassen. Der König aber gewann, ganz entgegen den Absichten des Prinzen, aus dieser Unterredung den bestimmten Eindruck, daß nichts übrig bliebe als die von ihm bereits früher geplante Kommission einzuberufen. Eine Unterredung am 25. Dezember, in der der König sehr heftig wurde, zeigte dem Prinzen, daß nichts imstande sei, den Vater von diesem Gedanken abzubringen. Die Stimmung des Königs, die seine innerlich ablehnende Haltung deutlich zum Ausdruck brachte, nahm dem Prinzen jede Hoffnung. Auf Betreiben des Kronprinzen schrieben daher sowohl er wie Elisas Mutter am 4. und 5. Februar 1824 Briefe an den König, die diesen veranlassen sollten, eine endgültige Entscheidung zu treffen, und zwar persönlich, ohne die Kommission einzuberufen. Der König beantwortete jedoch vorerst diese Briefe nicht; seine Genehmigung, äußerte er gegen Prinz Friedrich der Niederlande, könne er nicht erteilen, und da man gegen die Einsetzung einer Kommission sei, so wolle er verschiedene Personen einzeln befragen. Diese gewisse Besserung seiner Aussichten, wenigstens im Verhältnis zu dem verzweifeltne Stande von Anfang des Jahres, wirkte entsprechend auf den Gemütszustand Prinz Wilhelms ein, als er wiederum seinen Geburtstag beging.

VI

Berlin, den 21. März 1824.

Auch dies Jahr ist wieder dahingegangen unter den bangsten Ahndungen, Erwartungen und Spannungen, — und n i c h t s ist entschieden! Es scheint die Allmacht unsere Geduld und Ergebung bis auf den letzten Tropfen erproben zu wollen, — aber sie findet uns stets geduldig, demütig und unterworfen dem herben Schicksal, das sie über uns verhängt. Aber es gehen die Freuden der Jugend ohne Reiz an mir vorüber, ein Jahr schwindet nach dem andern in der Sehnsucht nach dem Ziel, das immer wieder entrückt wird, — und so gehet die schönste Zeit des Lebens dahin, die sonst der Freude geweihet ist, in trüben Erwartungen und trüber Stimmung! Was erhält allein den Geist aufrecht in solcher Stimmung? Es ist die Unterwerfung unter Gottes Willen, der stets und immer zu unserem Besten alles lenken wird, dem wir uns also ganz vertrauen und das preisen müssen, was Er in seiner Allwissenheit über uns verhängt! Diese Überzeugung der Liebe Gottes also sei und bleibe in meinem Innern; dann mag über mich ergehen, was da will, ich werde Ihn anbetend preisen und Ihm danken, daß Er es auch war, der uns die Offenbarungen sandte, um in solchen Augenblicken nicht zu erliegen; — aber zerrissen ist dennoch das Herz, wenn es auch Gottes Wege und schwere Verhängnisse preiset! —

Ich bin im Laufe des weichenden Lebensjahres das wahre Spielwerk derer gewesen, die eine Entscheidung über mich herbeiführen konnten. Man hält es fast für unmöglich, daß man jemand von Monat zu Monat vertröstet, daß im nächsten eine Bestimmung erfolgen würde, und doch immer geschiehet es wiederum nicht! Und dies ist mein Fall gewesen! Ich möchte es unverzeihlich nennen, wenn ich nicht auch hierin wieder Gottes Finger erblicken müßte, der da zeigt, es sei noch nicht Zeit, daß Ruhe irgendeiner Art für mein Herz eintrete! — Doch entschloß ich mich, des Vaters und meinem eigenen Wunsch gemäß, zu ihm selbst öfter zu reden; — aber auch dies hatte nur traurige Folgen! Seine Heftigkeit zerschmetterte mich das letzte Mal so, daß ich mich selbst nicht mehr kannte ;— ich empfand Bitterkeit im Herzen, eine Schuld, die mir fremd bisher gewesen war; — unzufrieden mit mir selbst deshalb, aufgefordert von den treusten Freunden, einen entscheidenden Schritt zu tun, um Gewißheit über meine Lage zu erhalten, ob ich noch hoffen könne oder nicht, — dies alles tobte so gewaltig in mir, daß ich in einen Zustand geriet, den ich schrecklicher empfand, als den tiefsten Schmerz! Aber Gott verließ mich nicht, und ich hielt an Ihm! — Ich konnte endlich wieder kindlich beten, ich fand meine Stellung als Sohn wieder, und schrieb dem Vater. — Ich blieb zwar bis heute ohne Antwort (fast 2 Monat) und nur durch Freundes Mitteilungen erfuhr ich, daß noch H o f f n u n g für mich sei! Aber sie ist schwach, unsicher und unbestimmt sind meine Aussichten! Aber es ist ein Strahl, der dennoch die trüben Falten des Innersten erwärmt und erhellt und so tröstlicher als vor einigen Wochen mich in das zu betretende Lebensjahr blicken läßt! — Was es bringen wird, stehet bei Gott! Er wird gnädig und allbarmherzig sein! O! Herr segne s i e, sei mit i h r und stärke s i e, die teure geliebte Seele! Und wenn Du noch keine Entscheidung über uns verfügst, oh! so gestatte ein Wiedersehen, wonach mir so bange

ist! Ach! könnte doch das Wiedersehen jedes erwartete Glück einschließen! HErr, erhöre mich! —

*

Als Prinz Wilhelm seinen nächsten Geburtstag beging, da hatte ihn von neuem zweimal herbste Enttäuschung getroffen, war nur einer seiner Wünsche in Erfüllung gegangen. Am 23. Juni 1824 hatte der König die sechs Staatsminister sowie General Graf Gneisenau beauftragt, ein gemeinsames Gutachten über die Ebenbürtigkeitsfrage zu erstatten. Dieses war am 1. Juli ergangen und, wie kaum anders zu erwarten, negativ ausgefallen; Gneisenau allein hatte sich für die Ebenbürtigkeit ausgesprochen. Wieder einmal mußte Prinz Wilhelm seine Hoffnungen begraben, als er am 15. August den Ausfall der Prüfung erfuhr, und es blieb ihm nichts übrig, als die Angelegenheit nunmehr für endgültig erledigt zu betrachten. Er erwartete nur noch, wie er am 6. September an Wittgenstein schrieb, daß der König selbst ihm seine Willenserklärung zu erkennen geben würde.

Das aber geschah nicht. Vielmehr wurde jetzt, nachdem die Frage der Ebenbürtigkeit abschließend zu ungunsten der Familie Radziwill und damit des Heiratsprojekts ausgegangen war, ein Weg beschritten, um der Prinzessin die mangelnde Ebenbürtigkeit zu geben: der der Adoption Elisas durch eine Persönlichkeit, deren Ebenbürtigkeit über allem Zweifel stand. Zuerst wandte der König sich mit einem solchen Antrag im Oktober an den russischen Kaiser, der immer große Teilnahme für Wilhelms Angelegenheit bezeugt hatte. Als dieser im Dezember aus Gründen ablehnte, die in seinen eigenen Familienverhältnissen zu suchen sind, wurde sofort die Adoption durch Prinz August, den Bruder der Prinzessin Luise, in die Wege geleitet, so sehr sachliche und persönliche Gründe gegen diese Wahl sprechen mußten. Nicht ohne Bedenken erfuhr daher Prinz Wilhelm am 6. Januar 1825 von dem Versuch, wenn dieser auch eine sichere Lösung zu verheißen schien und die Hoffnungslosigkeit bannte, in die ihn die durch General v. Witzleben erfahrene russische Ablehnung versetzt hatte. Um jedoch keine neuen Enttäuschungen zu erleben, erbat er sich von Wittgenstein genaue Aufklärung über die Wirkungen der Adoption und die Bedingungen, unter denen sie zu erfolgen hatte. Der Hausminister betraute daraufhin den Hallenschen Professor Schmelzer, der schon in der Ebenbürtigkeitsfrage mitgewirkt hatte, mit der Erstattung eines Gutachtens. Alsbald aber tauchten neue Schwierigkeiten auf; Prinz Friedrich von Preußen („Fritz Louis") wollte wohl für seine Person den von allen Agnaten erforderlichen Verzicht auf Thronansprüche leisten, nicht aber für seinen Sohn, und der Kronprinz wandte sich in der leidenschaftlichsten Weise mit grundsätzlichen Bedenken gegen die Adoption durch Prinz August. Wittgenstein zog sich infolgedessen verärgert von der persönlichen Leitung der Angelegenheit zurück und ließ sie an General v. Müffling übertragen.

Inzwischen aber erlebte Prinz Wilhelm das, was er so heiß ersehnt hatte: nach dreijähriger Trennung ein Wiedersehen mit der Geliebten. Die ihm aufgetragene Begleitung des Großfürsten Nikolaus und seiner Schwester Charlotte von Berlin an die russische Grenze gab ihm erwünschte Gelegenheit zu einem Aufenthalt in Posen. Die Tage vom 7. bis zum 13. Februar 1825 waren die glücklichsten seines Lebens, Wilhelm und Elisa betrachteten sich nicht anders als ein Brautpaar, und ihre Hoffnungen waren stärker denn je: wenn vielleicht auch noch nicht Wilhelms Geburtstag sie vereint finden würde, wie sie gleichwohl im stillen hofften, so rechneten sie doch mit Sicherheit darauf, daß sie Elisas Geburtstag nicht mehr getrennt begehen würden.

In dieser Stimmung entstand die Aufzeichnung des nächsten Monats.

VII

Berlin, den 21. März 1825.

Der Herr hat mich erhört! Der letzte Wunsch, der heute vor einem Jahre betend niedergeschrieben ward und der das vorige Blatt schließt, er ist in Erfüllung gegangen! Wir haben uns wiedergesehen, und das im Bewußtsein des sicheren Besitzes! Wer jemals Tränen der Freude und des Dankes gegen Gott vergossen hat, der kennt ihren unnennbaren Wert, er kennt das Entzücken solches Augenblicks und hat die Gefühle empfunden, die keine Worte wiedergeben! Wie erhöhet und gesteigert müssen solche Augenblicke aber erst empfunden werden, wenn sie auf jahrelangen Kummer und Schmerz folgen, der sich endlich aufheiterte, und zu dem Besitz führt, dessen Entfernthalten und Versagen den langen Schmerz herbeigeführt hatte! Ja, Gott der Allbarmherzige, Er, der Gott der Liebe, Er hat uns nach langer Prüfung an das Ziel geführt, was sehnlichst und flehentlichst, aber demutsvoll und mit Unterwerfung unter seinen unerforschlichen Ratschluß, von Ihm erbeten war; ja, Er führte uns an dies Ziel, in einem Augenblick, wo eher der letzte und härteste Schlag in der ganzen bisherigen Schickung erwartet wurde, und das Versagen eines langersehnten Glücks dem schweren Verhängnis das Ende setzen zu wollen schien. Aber je unerwarteter nun das Glück kam, um so überschwenglich hoch ist auch das Dankgefühl gegen den Regierer unserer Schicksale gesteigert. Wir haben ver-

eint empfunden, und vereint danken können! Das will alles sagen, was gleichgestimmte, sich so innig liebende Herzen bedurften, die durch einerlei schmerzliche Prüfung zum Glück reiften und gelangten! Dies merkwürdige Jahr, welches ich heute beschließe, war in seiner größeren Hälfte dem vergangenen nicht nur gleich durch bange Ungewißheit über die Entscheidung des neu eingetretenen Glücks, sondern es übertraf die vergangenen noch an Schmerz darin, daß es mich zweimal und vornehmlich das zweite Mal fast ohne Hoffnung zur Aufklärung der schmerzlichsten Zukunft nahe gebracht hat. Des Vaters lang genährter Plan, von sich durch einen kommissarischen Ausspruch das betrübende Nein abzuwälzen, einen Plan, gegen den ich und viele drei Jahre lang vergeblich anfochten—: Er kam zur Ausführung, und das Nein erfolgte, jedoch in einer so auf Schrauben gestellten Art, daß ich mich zwar, wenn der Vater dies Nein nun zur Ausführung bringen wollte, demselben willig unterwerfen mußte, was aber meine Ansicht über die Art der Prozedur nicht verhindern konnte auszusprechen. — Aber es kam zu keiner Ausführung des kommissarischen Ausspruchs, sondern im Gegenteil, nachdem der Vater diesen seinen Plan ausgeführt sah, und ihn nichts an der Ausführung hinderte, — da tat er zum erstenmal in dem dreijährigen Zeitraum seinerseits einen Schritt, der mir bewies, daß sein Vaterherz für mich und uns sprach, und nur höhere Rücksichten ihm seine Verweigerung bisher auferlegten. Aber dieser Schritt schlug fehl! ich hatte zu fest auf ihn gebaut! ja! bei der einmal gezeigten Neigung des Vaters, für uns alles tun zu wollen, hoffte ich, er würde es bei dem ersten Versuch nicht bewenden lassen; — aber da bekam ich durch General Witzleben eine Sendung von ihm, die mir sagen sollte, daß, da der Schritt mißlungen sei, nichts mehr zu machen sei! — Darauf war ich nicht vorbereitet; zu fest hatte ich auf Gottes Beistand gerechnet, — nun schien mir alles vorbei; ich sah keinen Ausweg; — mein Zustand war fürchterlich! selbst die herzlichste Teilnahme vermochte mich nicht aufzurichten; — endlich betete ich, — und ich ward ruhig! — Da kam mir dann auch wie vom Himmel noch ein Ausweg gesandt. — Ich beschloß, dem Vater zu schreiben; der teure Fritz unterstützte mich in meinem Vorhaben; ich schrieb, unterwarf mich allem, kindlich dankend für das Unerwartete, was für uns geschehen war, und nur den Ausgang bedauernd; aber ich bat um Berücksichtigung meiner im Juni 23 ausgesprochenen Wünsche. —

14 Tage blieb ich ohne alle Benachrichtigung und Antwort, als mit einemmal mir Fürst Wittgenstein am 6. Januar im Namen des Vaters anzeigte, daß Prinzessin Luise gewilligt habe, daß der Prinz August die Adoption Elisas übernehme, wodurch alle Schwierigkeiten beseitigt wären. — Mein Zustand bei diesem gänzlich unerwarteten Ausgang der Sache, die weder meine Wünsche noch Vorschläge bezweckt hat, — war unbeschreiblich! Eines Teils sah ich mich am lang ersehnten Ziel, aber andererseits, — welch ein Opfer, durch welches wir zu demselben gelangten! Danach war ich wie umgewandelt in meinem Innern! Ich mußte ja annehmen, was mir von den Eltern der geliebten, ewig teuren Elisa angeboten ward, — ja, was in Gottes Führungen beschlossen gewesen sein muß! — So waren wir also am Ziel, doch noch ist es nicht bis zur Entscheidung. Aber dennoch, wenn wir nach dieser Aufklärung unseres Geschicks, vereint! vereint durch Gottes Fügungen, der uns würdig gefunden, nach bestandener Prüfung, einander zu gehören! — Welch ein Wiedersehen unter solchen Umständen, nach solchen bangen Jahren der Trennung und des Kummers! — Gott, ich preise deine Allmacht im Glück wie im Unglück! Allerbarmer, sieh gnädig auf mich herab, der solches Glück, wie du ihm beschiedest, nicht verdient! Ein Herz hast du mir zugewandt, wie du wenige ausgerichtet, ach! daß ich es verdiene, daß ich es glücklich mache, dazu hilf mir durch deine Gnade und Liebe! Auf dich bauend trete ich getrost in das neue Lebensjahr, was so entscheidend sein wird. HErr, segne uns und sei uns gnädig! Dank ließest du in dem Herzen, den doch keine Worte aussprechen können! HErr, schütze und leite mich auf der Bahn, die du uns durch deinen Sohn vorzeichnen ließest. Amen!

*

Die Aufzeichnung vom folgenden Monat stellt sachlich die geschichtliche Entwicklung bis zu dem gegenwärtigen Augenblick dar. Sie ist mehr feststellender Natur, meidet alle Gefühlsäußerungen und scheint für bestimmte praktische Zwecke festgehalten zu sein.

VIII

Berlin, Mitte April 1825.

Im Februar 1822 wurden mir durch Herrn v. Schilden zwei Memoires übergeben. Ihr Inhalt sollte die Unebenbürtigkeit des Radziwillschen Hauses dartun. Unbekannt mit dergleichen Verhältnissen damals, sah ich

in jenen Papieren den klaren Beweis dessen, was sie dartun sollten; dazu kam, daß Herr v. Schilden mir eröffnete, diese Memoires enthielten des Königs Ansichten, weshalb er sie mir übergeben ließe. Der Großherzog von Strelitz hielt mir ähnliche Vorträge und suchte mich zu überreden, meinen Absichten auf Prinzeß Elisa zu entsagen. Eher ich mich jedoch dazu entschloß, wünschte ich den König selbst zu sprechen, dies als meine letzte Hoffnung ansehend. Der König ließ mich kommen (16. Februar); aber anstatt, daß ich geglaubt hatte, über die ganze Angelegenheit noch erst sprechen zu können, sprach der König nur im Sinne, als habe ich bereits entsagt, und entließ mich, die Sache als nunmehr beendigt ansehend. — Im März ging ich auf drei Monate nach Holland. — Als ich im Juni zurückkehrte, hatte der König aus meinen Briefen gesehen, daß ich von dem unglücklichen Ausgang der Angelegenheit viel erschütterter war, als er glaubte. Als er mich zuerst wieder hierüber befragte, sagte er mir zweimal: Wenn Du Dich so unglücklich fühltest, so hättest Du von Deiner Entsagung sprechen sollen, und überhaupt stand es bei Dir, Einwendungen zu machen; da Du aber keine machtest und gleich entsagtest, so schien es, als koste es Dir nicht so viel. — Daß ich entsagt hätte, erfuhr ich nun zum ersten Male, und erfuhr aus dieser Unterredung erst, daß der Großherzog von Strelitz dem König meine Entsagung überbracht habe, die ich gar nicht gegeben hatte, und die ich am wenigsten einem Dritten geben konnte. — Diese Aufklärung der Angelegenheit und manche andere durch General Natzmer und Witzleben vermochten mich, jetzt von des Königs Aufforderung Gebrauch zu machen und eine Protestation gegen die mir übergebenen Papiere einzulegen, weil ich mittlerweile Kenntnisse in geschichtlicher Beziehung über die Ebenbürtigkeitsrechte erlangt hatte. Der König willigte in diese Protestation, und bei Überbringung dieser Einwilligung sprach ich zum ersten Male mit Fürst Wittgenstein über die ganze Sache. Dieser sprach mir damals von keiner anderen Möglichkeit zur Realisierung meiner Wünsche; ich hatte nun Papiere in Händen, welche die Ebenbürtigkeit des Radziwillschen Hauses anfochten, als den Punkt, der meine Ehe mit einer Prinzeß aus diesem Hause unmöglich mache; ich konnte also auch nichts anderes tun als, um zu meinem Zweck zu gelangen, dieses Hindernis anzugreifen und durch Darstellung der wahren Verhältnisse jenes Hauses Aufklärung zu verschaffen. So entstand ein von Herrn Savigny und von Lancizolle verfaßtes Memoire als Widerlegung der in meinen Händen sich befindenden. — Am 5. August 22 übergab ich es dem König. — Im Oktober übergab mir Fürst Wittgenstein in Verona eine vorläufige Widerlegung dieses Memoires durch p. Raumer, der im Frühjahr 23 eine weitläufigere folgte. Ich ließ diese Widerlegungen durch die Herren von Savigny und Lancizolle abermals begutachten und bestreiten. — Mittlerweile hatte mir Fürst Wittgenstein gesagt, ich hätte besser getan, die Ebenbürtigkeitsfrage unerörtert zu lassen, und auf anderem Wege meinen Zweck zu erreichen suchen sollen. Er schlug mir vor, dieserhalb mit den Ministern Graf Lottum und Graf Bernstorff zu sprechen. Ich tat es; alle drei Personen erklärten mir, daß mit der Ebenbürtigkeitsanerkennung schwer durchzukommen sei, daß es aber Familienarrangements gebe, als Aufnahme der Prinzeß in die unsrige durch Einwilligung der Agnaten, welche bereits in vielen fürstlichen Häusern vorgekommen sei, und daß durch einen solchen Akt jeder Zweifel und jedes Hindernis gehoben sein würde. Dem Rat dieser ersten Staatsmänner folgend schrieb ich in ihrem Sinne an den König und bat ihn, die Vorschläge der Minister zu prüfen und zu gewähren, wenn sie seinen Beifall hätten; doch legte ich das zweite Memoire der Herren Lancizolle und Savigny auch bei, weil ich mich meinerseits von der Unebenbürtigkeit der Familie Radziwill nicht überzeugen könnte, mich jedoch des Königs Willen hinsichtlich der Vorschläge der Minister sehr gern und willig unterwerfend, da sie vielleicht rascher und auch ohne Opposition der ersten Staatsbeamten, da sie selbst die Vorschlagenden waren, zum Ziele führten.

Ich blieb bis zum Herbst ohne Benachrichtigung über die Folgen meines Briefes. Dann erst erfuhr ich, daß der König eine schon immer gehabte Idee, die Ebenbürtigkeitsfrage durch einen Ministerconseil erörtern zu lassen, wiederum habe in Ausführung bringen wollen, daß aber Fürst Wittgenstein sich bestimmt dagegen erklärt hatte. Schon im Januar 1822 war mir das Anerbieten vom König durch Herrn von Schilden gemacht, ein dergleichen Komitee über die Angelegenheit entscheiden zu lassen. Aber schon damals hatte ich mich aufs Allerbestimmteste gegen diese Maßregel erklärt, als zu kränkend für die Radziwillsche Familie und vor allem für Prinzeß Luise, wenn die Beratung negativ ausfiel. — So blieb alles ohne die geringste Entscheidung bis zu Ende des Jahres 1823. In den letzten Tagen desselben hatte ich eine Unterredung mit

dem König über die ganze Sache, die nichts weniger als günstig für dieselbe war; — kurzum, die ganze Unterredung zeigte mir, daß ich nichts mehr zu hoffen hätte und daß es meine Pflicht sei, dem König diese meine gewonnene Überzeugung auszusprechen und daher um seine letzte und bestimmte Erklärung zu bitten, der ich mich willig unterwerfen wollte. Nochmals bat ich, keinem Komitee diese Erklärung zu überlassen, sondern sie selbst zu geben. — Ganz gleichen Inhalts schrieb in derselben Zeit Prinzeß Luise dem König. — Beide Briefe sind ohne Antwort geblieben; sie waren im Februar 1824 übersandt worden. Nur durch den Prinzen Friedrich der Niederlande und General Witzleben erfuhr ich, daß der König mit den Briefen zufrieden sei und daß ich dies der Prinzeß mitteilen könnte. So sah ich jeden Augenblick einer Entscheidung entgegen, als im Juni ich ganz unerwartet durch den General Witzleben benachrichtigt ward, daß der König den Zusammentritt einer Kommission befohlen habe, die eine Entscheidung geben sollte über die Ebenbürtigkeitsrechte der Radziwillschen Familie mit Berücksichtigung der bei der Vermählung der Prinzeß Luise ausgesprochenen Ansichten. — Gegen diese Kommission nochmals zu protestieren, wäre unnütz gewesen, da alle früheren Bitten dieserhalb unbeachtet geblieben waren, ich übrigens auch erst benachrichtigt wurde, als der Befehl schon erteilt war. Im August wurde mir das Resultat des Kommissionsbeschlusses mitgeteilt, welches, wenngleich man nichts hatte auffinden können in den Akten, was die Ebenbürtigkeit bestritt, sondern Äußerungen dieser Art privatim, also nicht offiziell, nur in Briefen ausgesprochen gefunden, — dennoch verneinend ausgefallen war. — Ein so auf Schrauben gestelltes Gutachten konnte mir meine Überzeugung von der Ebenbürtigkeit des Radziwillschen Hauses weniger noch als alle früheren Memoires benehmen. Demungeachtet schrieb ich an Fürst Wittgenstein, ihm anzeigend, daß, wenn ich zwar die Ansichten der Kommission nicht teilen könne, sondern mich vielmehr mit dem Separatvotum des Grafen Gneisenau einverstanden erklären müsse, — ich dennoch mich nunmehr der zufolge dieses Beschlusses zu erwartenden Endentscheidung des Königs willig und gehorsam unterwerfen würde (6. September 24). — Im Oktober erhielt ich indirekt und später im Dezember offiziell die Benachrichtigung, daß der König seine Endentscheidung, die ich von Tag zu Tag erwarten mußte, nicht gegeben hatte (erwarten mußte ich sie wohl, da der König nicht nur seinen Wunsch durchgeführt und die Kommission berufen hatte, sondern er auch mich gefaßt sah) — sondern daß er einen Antrag dem Kaiser von Rußland gemacht habe, die Prinzeß Elisa als Prinzessin von Holstein zu adoptieren. Die Antwort aber fiel negativ aus, da der Kaiser sich aller Rechte auf Holstein begeben hatte. Als mir durch den General Witzleben diese mißglückte Négoziation im Namen des Königs mitgeteilt ward, äußerte er dabei, daß nunmehr wohl alle Hoffnung verschwunden sei! — Ich vermochte im ersten Augenblick auch keine zu fassen! — Doch nach und nach stellte sich mir dar, daß durch den Adoptionsvorschlag nach Rußland der König den ersten Beweis in den drei Jahren seinerseits gegeben hatte, daß er die Angelegenheit zu arrangieren wünsche, daß er also auch gewiß noch einen Schritt tun würde für mich nach diesem Beweis seiner Liebe, den er in einem Augenblick getan hatte, wo nichts mehr ihn hinderte, Nein zu sagen, als sein Herz — und so schrieb ich ihm also, mich in allem unterwerfend, aber nun noch einmal auf die bisher unberücksichtigt gebliebene Bitte, die Vorschläge des Fürsten Wittgenstein und der Grafen Lottum und Bernstorff betreffend, zurückkommen zu wollen. — Das mir Unerwartetste erfolgte: die Adoptionsproposition an den Prinzen August, die mir erst mitgeteilt wurde, als bereits die Radziwillsche Familie eingewilligt hatte, und wenn ich auch nachher noch Opposition dagegen zeigte, so geschah dieses mehr, um meine Überzeugung auszusprechen, als daß ich eine Änderung zu erzeugen erwarten konnte, was auch Radziwillscherseits nicht gewünscht wird.

*

Seinen nächsten Geburtstag verbrachte Prinz Wilhelm in der traurigsten Stimmung in Petersburg, wohin er zur Beisetzung des am 1. Dezember 1825 verstorbenen Kaisers Alexanders I. entsandt worden war. In seiner eigenen Angelegenheit hatte sich noch immer nichts entschieden. Er hatte sich daher entschlossen, am 12. Februar 1826 die Bitte an den König zu richten, seine Sache wieder aufzunehmen und die Adoption zu befehlen, die Zustimmungserklärungen jedoch nur von den majorennen Agnaten einzufordern. Die durch das jahrelange Harren erfolgte Zermürbung hatte in ihm eine Stimmung erzeugt, die durch den Tod des innig verehrten Zaren nur verstärkt werden konnte. An dieser Stimmung konnte auch die Erinnerung daran, daß ihm auf der Reise nach Petersburg am 8. Februar in Posen eine neue Begegnung mit Elisa vergönnt worden war, nichts ändern. Es sollte die letzte sein, die dem Brautpaar bestimmt

war; beim nächsten Zusammensein war Prinz Wilhelm der Verlobte der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar.

IX

St. Petersburg, den 21. März 1826.

Das heut ablaufende Jahr, welches ich heute vor einem Jahre als das entscheidendste in meinem Leben betrachten mußte, nach allem, was sich zugetragen hatte, — ist wiederum wie die drei früheren, — ohne Entscheidung geblieben! Wie wohltätig handelt Gott gegen uns, daß er uns unsere Schicksale nicht vorher sehen läßt! Nicht einen frohen, glücklichen Augenblick würden wir genießen, immer schon wissend, was uns bald störend aufschrecken wird! — Die Gnade Gottes aber, die unsere Zukunft in Nebel hüllt, gewährt, daß wir das Glück des Augenblicks genießen! So geschah mir, als ich heute vor einem Jahre umstehende Zeilen niederschrieb! Mit wie dankbarer Rührung gedachte ich des eben genossenen Glückes, das uns der Allmächtige so unerwartet beschied! — Aber wiederum ist die Zeit noch nicht gekommen, die Gott bestimmt, um uns ganz und vollkommen glücklich zu machen!

Seinen uns unerforschlichen Ratschlüssen habe ich mich stets unterworfen, seitdem ich durch Schmerz und Gram zur Erkenntnis so vieles Guten kam, denn die Leidenszeit rechne ich zu meiner wahren Besserungszeit! Also auch geduldig, fromm ergeben und ohne Murren trage ich, was der Allmächtige von neuem so unerwartet schmerzlich über uns beschloß! Nicht leugnen kann ich es, daß die Art, wie der neue Schmerz, der durch immer neue Verzögerung des lang ersehnten Ziels, dem wir uns so nahe glauben mußten, über uns erging, mich gegen die Menschen aigrierte; doch bald kam ich auf den rechten Pfad zurück; ich ergab mich in Demut, da ich nur zu bald erkannte, daß hier nicht eine zufällige menschliche Verzögerung im Spiel sei, sondern daß Gottes Vorsehung auch jetzt wieder uns leitete und von neuem prüfte! Nach Seinem allmächtigen Ratschluß, der von Ewigkeit her besteht, ist die Zeit noch nicht da, wo wir uns des lang ersehnten Ziels erfreuen sollen! Ausharren und ausdauern sollen wir, wie der Wanderer, der sich am Ziele seiner Wallfahrt wähnt, und nachdem er sich enttäuscht hat, mit erneuten Kräften weiterschreitet. Diese Kräfte, diese Ausdauer, die wir bei allen Widerwärtigkeiten auf der Lebensbahn von Nöten haben, kommen nur von Gott dem Allbarmherzigen; wem Er die Tröstungen und Stärkungen seiner Religion zuteil werden ließ, der besitzt auch die Quellen, aus denen jene Kräfte, jene Ausdauer geschöpft werden. — Was dies neue Jahr mir bringen wird, wer vermag das zu bestimmen! Es schließt dies alte keineswegs unter heiteren Aussichten für meine Zukunft! — ein Brief des teuren Vaters zeigte mir, daß ich mich täuschte, wenn ich glaubte, alles, was er zur Erreichung meines Glückes tat, habe seiner Überzeugung nach mit Recht geschehen können. Wie konnte ich auch anders denken nach allem, was geschehen war? Ein ganzes Jahr mußte verfließen, ehe ich dies entdeckte. Seinem ferneren Ausspruch in unserer Angelegenheit habe ich mich dennoch von neuem unterworfen. — Ich gestehe es, daß ich scheue, in die Zukunft zu blicken. Unmöglich scheint es mir, daß Gott es beschlossen haben kann, daß ich die teure Elisa nicht besitzen soll! Zu merkwürdig waren diese Lebensverhältnisse von Ihm geführt, um nicht anzunehmen, daß Er uns zum Glücke führen wolle; — und doch von der anderen Seite erscheinen gerade jetzt die Verhältnisse sich so verworren zu haben, daß ich keinen Ausweg zu sehen imstande bin! Wie immer bleibt da also nur der Blick nach Oben übrig! Ja! dem Allerbarmer, dem Allgütigen übergebe ich mich, übergebe ich mein Glück, das nur in dem der geliebten Elisa bestehet! Er wird uns hinaus ans Ziel führen, wenn alles um uns dunkel und verworren erscheint und wir keinen Ausweg mehr wissen. Mit diesen Gefühlen, mit der frommsten Ergebung in Gottes Willen, beschließe ich dies Jahr und sehe ich dem neuen entgegen. Sind Prüfungen neuer Art mir vorbehalten, so wird Gott und der Beistand der Religion, den ich diesen Tagen sichtbarlich mir erflehen werde am Tische des HErrn, mich halten, leiten und ans Ziel führen, das Er mir gesteckt hat. Ach! Er verläßt die nicht, die auf ihn bauen und an ihn halten. Was zu unserem Besten uns frommt, begreifen wir freilich oft hienieden nicht; einst erst sollen wir es erfahren und daher alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit dem Gefühl betrachten: daß sie Gott ja sendet, der Alles, Alles zu unserem Besten leitet! Ja HErr, dies erkenne ich im Innersten des Herzens! Dir unterwerfe ich mich! Dein Wille wird geschehen!! —

In einem überaus merkwürdigen äußeren Verhältnis stehe ich am Schluß dieses Jahres. Gott rief den verehrten Monarchen zu sich, der nach Prüfung und Reue uns als Muster christlicher Tugend und menschlicher Größe vorleuchtete! — An seinem Grabe seit mehreren Tagen betend, um ihn in einigen Tagen auf immer verschwinden zu sehen, er-

höhet die Wehmut um seinen Verlust ungemein, obgleich wir annehmen dürfen, daß ihm die Krone des ewigen Lebens zuteil ward! Wehmutsvoll also unter allen Beziehungen, trete ich in das neue unbekannte Jahr, und doch ist die Wehmut um den Verklärten mir eine so tröstliche, selbst am morgenden Tage! Denn ihm verdanke ich soviel! — Eng verbunden mit der Trauer um den teuren Kaiser und neu erwacht ist die um die unvergeßliche Mutter, deren Andenken ich heute so viele noch sah! Unerforschlich und unbegreiflich sind diese beiden harten Schläge der Vorsehung! Doch was sie tut, ist wohlgetan! Amen!! — —

*

Drei Monate nach der Aufzeichnung dieser trüben Eindrücke schloß, nun endgültig und unwiderruflich, der letzte Akt das Liebesdrama. Wilhelms jüngerer Bruder Karl warb um die weimarische Prinzessin Marie; deren Mutter Maria Paulowna machte, wobei sie an der mächtigen Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna festen Rückhalt fand, Schwierigkeiten im Hinblick auf die Möglichkeit, daß Wilhelm die Prinzessin aus dem unebenbürtigen Hause heiraten würde. Vor die Wahl gestellt, opferte der König Wilhelms zweifelhafte Aussichten — denn am 3. Mai war ein ablehnendes Gutachten der sechs Staatsminister in der Adoptionsfrage erstattet worden — dem Glück des jüngeren Bruders. Mit Schreiben vom 22. Juni 1826 teilte er seine endgültige Ablehnung seinem Sohn und der Mutter Elisas mit. Völlig unvorbereitet empfing Wilhelm am 23. Juni den schweren Schlag, der ihn aufs äußerste niederschmetterte.

Das war das Ende jahrelang genährter Hoffnungen. Wie Prinz Wilhelm den Schlag aufnahm und — überwand, zeigt die folgende Aufzeichnung vom Silvesterabend des schweren Jahres 1826. Die dann folgende Aufzeichnung Nr. XI vom 27. April 1827 arbeitet gleich der in Nr. VIII mehr den tatsächlichen äußern Hergang heraus; sie erschließt wie jene die psychologischen Verknüpfungen nur zwischen den Zeilen.

X

Berlin, den 31. Dezember 1826.

Das verhängnisvolle Jahr — es ist zu Ende! Gott, was habe ich im Laufe desselben erleben müssen! Die Entscheidung meines Schicksals, welches die vorhergehenden Blätter seit 4 Jahren andeuten, — erfolgte, — aber wie! Von der Allbarmherzigkeit und Liebe des HErrn glaubten wir nur ein glückliches Resultat nach so vielen Prüfungen und so vieler Ausdauer zu erleben. Und dennoch geschah das Gegenteil! Wie ein Blitz aus heiteren Höhen fuhr diese Entscheidung auf uns hernieder. Ich glaubte mich vernichtet; — da erschien meinem Herzen der einzige Trost! — Ich betete! Gott erhörte mich! Nachdem der Kampf, der entsetzliche Kampf einmal gekämpft war, trat die Ruhe und Tröstung ein, die nur von Gott kommen. Der Glaube stand stets unerschütterlich fest in mir: Alle unsere Schicksale treffen uns durch Gott; sein Wille wird erfüllt und wenn es auch noch so lange hingehalten ist. Glaubte ich früher, daß seine Allbarmherzigkeit und seine Liebe sich nur in der Gewährung meiner heißesten Wünsche zeigen würde, so sehe ich nun ein, daß sie sich in der Versagung derselben offenbarten! Vom Anbeginn sind unsere Schicksale von Ihm geordnet; unsere Gebete ändern darin nichts; sie können nur in uns den Sinn ändern und gestalten, mit dem wir seine Schickungen tragen und erkennen. Haben wir die Erkenntnis und den Glauben, daß nichts uns hienieden begegnen kann ohne Ihn, daß alles, was uns begegnet, uns durch Seine Liebe kommt in Freud und Leid, daß alles zu unserem wahren Heil und Segen uns gereichen soll, dann ist uns geholfen, dann kann kein Geschick stärker als wir sein, denn wir wissen, daß der, der da sendet Trübsal und Ungemach, auch Seinen Beistand zur Tragung derselben sendet! Es gibt kein Unglück auf Erden, als das, wenn wir uns von Dem lossagen, Der uns schuf! — Wohl will das arme Herz brechen unter den harten Schlägen, die Gott uns sendet, — ach! und so wollte das meine brechen, als es losgerissen ward von dem Herzen, das Gott mir zugeführt hatte, und Der es ausgestattet hat, — wie keins hienieden! — aber es ermannte sich, es blickte empor zu Gott und fand Trost und Stärkung. — Aber ganz erst ward es erquickt, als es sah, wie das andere gebrochene Herz nach schwerem Kampf, — herrlich empor sich geschwungen hatte, — und den Frieden des HErrn empfand. Ja, sie, die heiß geliebte Elisa, sie selbst wirkte auf den Frieden meiner Seele während der ganzen Zeit, daß Gottes Gnade mich ihr nahegestellt hatte, — sie gab mir durch ihr Beispiel nun auch erst die ganze Fassung wieder, durch ihren hohen Aufschwung!

So wird also das schwerste Geschick hienieden für mich der Quell neuer Stärkung, Erhebung, neuen Friedens. O! HErr, laß mich ewig so das Verhängnis betrachten, das du in deiner unerforschlichen Weisheit über mich, über uns, hereinführtest. Erhalte mich auf dem Pfad der Tugend und des Rechts, und habe ewig Dank für die kurze Frist, während welcher du mich dem Wesen

so nahe stelltest, das du wie Keins ausgeschmückt hast! HErr, sei mit mir und mit ihrer Zukunft, — und mit den Ihrigen! — Gott, verlasse mich nicht! Ich halte dich! Amen! —

XI

Berlin, 27. April 1827.

Der König erlaubte mir, nach Posen zu gehen, um Prinzeß Elisa erst wiederzusehen, ehe die definitiven Bestimmungen genommen würden, damit ich mich nach dem Wiedersehen nach drei Jahren ausspräche, ob ich bei meinen Gesinnungen verharrte oder ob ich die Prinzeß vielleicht verändert fände und andern Sinns werde, wo dann auf eine geschickte Art rompiert werden könnte (dies die eigenen Worte des Königs, 5. Februar 25 früh). Am 7. Februar sah ich sie wieder! — Und am 8. schrieb ich dem König den entscheidenden Brief, im Gefühl des höchsten Glücks!! — Noch vor der Reise hatte ich den Fürsten Wittgenstein gebeten, mir einige Mitteilungen zu machen, worin eine Adoption bestände und deren Wirkungen usw., weil das Landrecht nicht für fürstliche Fälle paßte. Statt der Antwort eröffnete mir der Fürst, er werde durch einen unparteiischen Gelehrten mir darüber ein Memoire schreiben lassen. Dieser unparteiische Mann war der Professor Schmelzer, der schon einmal in der Sache gegen mich geschrieben hatte; er war gewählt, weil man den Geheimen Rat Raumer als sehr parteiischen Widersacher kannte, was ich wußte, und man mich ununterrichtet über Herrn Schmelzer glaubte. Dieser Herr Schmelzer tat nun in seinem Memoire, trotz allen ihm so ungünstig als möglich gegebenen Promissen, dennoch die volle Rechtsgültigkeit der Adoption durch Konsens aller Agnaten dar. Das hatte man wohl nicht erwartet, und nun wurde dennoch der parteiische Raumer hingesetzt, um das Schmelzersche Memoire wieder umzuwerfen. Da dies nicht evident gelang, so zog Fürst Wittgenstein sich ganz aus dem Geschäft (scheinbar) zurück und ließ es auf Befehl des Königs dem General Müffling übertragen (März 25). Das ganze Jahr 1825 ging hin ohne ernsten Schritt, aber es traten Opponenten in der Familie selbst auf. Prinz Friedrich und Wilhelm wollten wohl für sich, aber nicht für ihre minorennen Söhne konsentieren in die Adoption. Da sie dies nur privatim äußerten, da noch keine offizielle Darlegung und Antragung geschehen war, so drang [ich] hierauf, um die Prinzen von allem klar zu überzeugen, aber vergeblich. — Ich mußte anfangs 1826 nach Petersburg und sah Prinzeß Elisa — zum letzten Male — wieder! Meine Gefühle waren und blieben dieselben! — Daher schrieb ich (Februar 26) dem König aus Petersburg, endlich vorzuschreiten mit der Angelegenheit und den Konsens der majorennen Agnaten allein zu fordern. Diesen Antrag übergab der König den Ministern Graf Bernstorff, Graf Lottum, Graf Danckelmann, v. Schuckmann, v. Altenstein. Sie verwarfen ihn, aber stimmten alle für Adoption mit Konsens aller Agnaten. — Jedoch dieser Vorschlag wurde gar nicht mehr vom König aufgenommen, sondern unter dem 22. Juni 26 schrieb er mir einen herzlichen, tiefbewegten Brief, — mit der Endentscheidung — daß er die ganze Angelegenheit nunmehr als erschöpft — und als gänzlich und definitiv aufgelöst betrachtet wissen wollte! — Zerschmettert — gehorchte ich! —

*

Die nun folgende letzte Aufzeichnung schrieb Prinz Wilhelm in dem Jahre nieder, als seine Verlobung mit Prinzessin Augusta erfolgt war. Es sollte ein Brief an die noch immer Geliebte werden, ein Brief der Rechtfertigung wegen der Verbindung, die er einzugehen im Begriff stand, wie auch wegen des Verhältnisses, in dem er eine Zeitlang zu der schönen Emilie v. Brockhausen, der Tochter des Staatsministers, gestanden hatte. Aber er vollendete den Brief nicht, der Elisa nach seinem Tode übergeben werden sollte. Als Elisa lange vor ihm, bereits am 27. September 1834, verschied, nahm Prinz Wilhelm, aufs tiefste erschüttert, mit einem Nachtrag zu dieser Aufzeichnung Abschied von seiner Jugendliebe.

XII

Potsdam, den 21. Dezember 1828

An Elisa!

Unser Leben, unsere Schicksale stehen in Gottes Hand!

Nichts, nichts trifft uns hienieden ohne seinen Willen!

Wie es kam, so war es sein Wille von Anbeginn! —

Wir nähern uns dem Ende eines Jahres, welches mein Schicksal entschied. Diese Entscheidung, wähnten wir einst, würde uns beide vereinigen. Gottes Wille war es nicht. Er ließ uns jahrelang glücklich einander gegenüberstehen, nur um uns zu trennen; um durch namenlosen Schmerz uns reifen zu lassen! Wir erkannten Seinen Willen! Er gab uns darum auch Kraft und Stärkung zu tragen, was Er sandte! — und wir blieben geschieden. — Der hohe Sinn für Religion, den ich [an] Ihnen liebte, der in mir schlummerte und der durch Sie geweckt ward, war

es, der in jener langen Ungewißheit uns erhielt, indem er sich immer mehr und mehr ausbildete, je mehr wir durch das eigene Schicksal auf die ewigen Wahrheiten als den einzigen Trost hingewiesen wurden. Nie stand ich dem wahren Wege, der zum Heil führt, so nahe als damals, und jetzt wiederum, — und namentlich, wenn ich diese Zeilen werde beendigt haben. — Aber dazwischen liegt e i n Jahr, wo es nicht so gut um mich stand. Wo ich nicht wahr gegen mich, gegen andere, sondern nur wahr gegen Gott war! — Wie hat es mich schon lange getrieben, gegen irgend jemand hier auf Erden mich auszusprechen, um die Last von meinem Gewissen zu haben, gegen jedermann, ja gegen alle die selbst, die durch die heiligsten Bande des Bluts und der Freundschaft mir nahestehen, — unwahr sein zu müssen. Aber ich muß diese Maske forttragen, weil auf die Verschwiegenheit der Menschen, selbst der edelsten, nicht zu rechnen, wenigstens nicht in dem Maße, wie es im vorliegenden Fall sein muß, weil es den Ruf und damit das Schicksal eines anderen Wesens gilt! Gern wollt ich mich der Welt geben, wie ich bin, ohne Maske, wenn ich nur m i c h dadurch bloßstellte. Aber da ich vor der Welt scheinen muß, was ich freilich selbst nicht [? unleserlich], so muß ich schweigen wie das Grab. Doch dem Drang meines Gewissens folge ich, indem ich diese Zeilen niederschreibe, um wahr gegen Sie zu sein, die mir die Wahrheit erkennen lehrte; der ich ja ganz gehörte! Freilich werden Sie erst in Besitz dieser Schrift kommen, wenn ich nicht mehr bin! — Oder, sollte der Wille des HErrn Sie früher als mich von hier abrufen, so denke ich mir, werden Sie von dort Oben schauen, was ich jetzt tue. — Und darin liegt die Beruhigung für mein Gewissen, daß ich gegen eine Seele hienieden wenigstens wahr sein will, und hiermit bin! — Das Gelübde der tiefen Reue, der emsigen, fortgesetzten Besserung, hörte und hörte der HErr! Er stehe mir in Gnaden bei, jetzt und immerdar. Amen! —

[Nachschrift:] Berlin, 9. 11. 1834.

Es sollte das Geständnis folgen, daß ich Emilie Brockhausen liebte und sie mich, aber erst nach 1826, welches Jahr uns trennte. Dies ist die volle Wahrheit! —

*

Das nun Folgende ist seit dem 27. September 1834! überflüssig geworden, auch war es schon seit dem August 1833 erledigt. Denn beide, die, die es betraf, und Elisa, die es hier in Wahrheit erfahren sollte, hat der HErr früher als mich abberufen! Dort Oben werden sie die Wahrheit sehen, erfahren! Dem Drang meines Herzens, meines Gewissens war Genüge geschehen durch den Beschluß, gegen Elisa wahr mich auszusprechen, wenn sie es auch hienieden nicht mehr vernehmen sollte!

Dort sehen wir uns wieder! Möchte mein Gewissen mir dann nicht noch Schwereres aufgebürdet haben, — das ist mein Gebet früh und spät, wenngleich ich meine Schwäche, meine ganze Schwäche fühle!

*

Glück und Leid seiner Jugendliebe hat der erste deutsche Kaiser in den vorstehenden Blättern sich von der Seele geschrieben. Aber die geschichtliche Bedeutung dieses Erlebens für die Entwicklung seines Charakters ist mit dem Ende des Dramas nicht abgeschlossen. Ihre fortwirkende Kraft ist in den Aufzeichnungen bereits mit Deutlichkeit zu erkennen. Ihre Auswirkung kann jedoch nicht besser gekennzeichnet werden als mit den eigenen Worten des Prinzen, die er drei Jahrzehnte später diesem Erleben widmete. Durch besondere Umstände veranlaßt, schrieb er im Jahre 1854 an seine Schwester Charlotte, die russische Kaiserin:

„Eine der guten Folgen der schweren und schmerzlichen Erfahrung meiner Jugendliebe ist die gewesen, daß sie mich gegen Erbitterung in allen meinen Lebensbeziehungen geschützt hat! Nachdem der schwere, schwere Kampf 1826 gekämpft war, stand bei mir endlich d i e Überzeugung fest, daß es ein höherer Wille sei, der sich in diesem Verhängnis kund gebe, und daß die Menschen hienieden nur die auserseheneu Werkzeuge dieses Willens seien. Und da nun Papa dieses Werkzeug war und sein mußte, wie konnte da wohl Bitterkeit in meinem Herzen aufsteigen? Und so ging dies Ergebungsgefühl auch auf die Werkzeuge über, die Papa sich zu seinen Ratgebern auserseheu hatte.

Dies ist die Geschichte meiner Lebensanschauung geworden, die mir die Richtung gegeben hat, bei dem größten Schmerz, bei der größten Aufregung sich immer klar zu machen, ob nicht ein höherer Wille sich in den Dingen kundgibt, die solche Erregung von Schmerz und Aufregung erzeugen? Ist dieser Glaube erst gewonnen — der freilich nicht immer in den ersten Stunden, Tagen, ja Wochen und Monaten sich Bahn bricht — dann ist auch von Bitterkeit nicht die Rede! Dieses Gefühl der g l ä u b i g e n und d e m ü t i g e n Ergebungen in den höheren Willen ist sehr bestimmt zu unterscheiden vom Fatalismus; dieser ist eine b l i n d e, g e d a n k e n l o s e Ergebung, aber keine durch Nachdenken und Glauben erzeugte."

Unser Preisausschreiben

für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

Ein Jahr lang hat unser Preisausschreiben weite Kreise bewegt. Nicht nur die Architekten, die sich mit eigenen Arbeiten daran beteiligt haben, nicht nur unsere Leser, die als Preisrichter ihres verantwortlichen Amtes walten sollten, sondern auch unzählige Draußenstehende haben in Tausenden von Anfragen und Zuschriften ihr lebendiges Interesse an der von uns gestellten Aufgabe kundgegeben, und in der ganzen deutschen Tages- und Fachpresse fand sie ein vielstimmiges Echo. Natürlich waren auch allerlei Mißverständnisse zu beseitigen, Ängstlichkeiten zu beschwichtigen. Ein paar „Kritiken", die der ersichtlichen Freude am Mißverstehn ihre Entstehung verdankten, hörte sich die Schriftleitung unter höflichem Lächeln schweigend an, weil ihr ja der Versuch, ein eingewurzeltes Philisterium belehren zu wollen, hoffnungslos erscheinen mußte. Der Grundton aller Äußerungen sonst war aber auf helle Bejahung unseres ehrlichen Versuchs gestimmt.

Auch in Familien, die noch nicht in der Lage sind, die Kosten für den Bau eines Eigenheims aufzubringen, ist in all diesen Monaten der Baugedanke lebhaft erörtert worden. Viele Tausende unserer Leser lockten die Hefte, im Geist durch die Häuser, durch die Räume zu wandern, die ihnen im Februar, März, April, Mai und Juni gezeigt wurden. 22 Pläne — von 1183 eingelaufenen Arbeiten — waren zur Preiskrönung übriggeblieben. Dieser Entwurf fand sofortigen Beifall, jener wurde verworfen, zwischen Jungen und Alten entwickelten sich baukünstlerische Debatten, die Einblick gaben in noch Tieferes und Wichtigeres: in weltanschauliche Überzeugung, in soziale Einstellung, in kulturelle Erziehung, in hygienische Gewöhnung und bürgerliche Zeiterfassung. Die Schriftleitung geriet selbst in immer stärkere Spannung: welchem Entwurf schließlich die meisten Stimmen zufallen würden. In ihrem näheren Umkreis wurde darauf gewettet, daß gewiß nur ein Hausplan, der ein schräges Dach aufweise, Aussicht auf den Preis habe, weil sich mit dem flachen Dach doch nur die neuerungsbedürftige Jugend abfinden könne, die in unserer Leserschaft kein volles Übergewicht besitze. In vielen, vielen Tausenden brachte die Post schon am dritten Tag nach der Ausgabe des Juniheftes (die diesmal zeitiger als sonst im Mai stattfand) die Stimmzettel unserer Leser; von Tag zu Tag mehrten und vergrößerten sich die Stapel; die Poststempel bildeten einen kleinen Auszug aus dem Namensregister des „Andree". Gegen Ende Juni liefen auch schon die Urteile der entfernten Auslandsleser ein: aus Buenos Aires, aus Rio, aus Mittelamerika, aus Ostasien.

Und nun war der Tag der Entscheidung da. Der Notar wurde geholt, der Prüfungsausschuß wurde zur Sitzung einberufen, die Vertretung der „Deutschland" wurde zur Teilnahme daran eingeladen. Es ergab sich:

Von sämtlichen abgegebenen Stimmzetteln hat eine überwältigende Mehrheit (beinahe ein Drittel) den Zehntausend Mark-Preis dem im Maiheft veröffentlichten Entwurf zuerkannt:

„Der Sonne zu".

Der Notar überprüfte die ordnungsgemäße Einreichung der Stimmzettel und die zahlenmäßige Feststellung der Ergebnisse für einen jeden der zum Wettbewerb zugelassenen 22 Entwürfe.

Darauf öffnete er den mit der Nummer des Einlaufs 733 versehenen, bisher verschlossen gehaltenen Briefumschlag, der der Bewerbungsarbeit mit dem Kennwort „Der Sonne zu" beigegeben war, und verlas den Namen des Architekten, dem mithin von den Lesern von Velhagen & Klasings Monatsheften der Zehntausend-Mark-Preis zuerkannt worden ist:

Architekt Karl Keppler in Stuttgart.

In der Reihenfolge der auf sie entfallenen Stimmenzahl schließen sich an den preisgekrönten Entwurf die 21 Arbeiten an, deren Namen sich aus den nun ebenfalls geöffneten Briefumschlägen ergaben:

„Daseinsfreude" — Architekt Wentzler, Dortmund
„1 = ∞" — Architekt Schlüter, Essen
„Grundriß" — Architekt Schröder, Stettin
„Eigener Herd" — Architekt Buff, Düsseldorf
„Sempervirens" — Architekt Bauschinger, München
„Mehr Luft" — Prof. Schneck, Stuttgart
„Essen wir im Grünen" — Architekt Pfuhl, Darmstadt

„Das neue Heim" — Architekt Throll, Frankfurt a. M.
„Antityp" — Architekt Kreytenberg, Düsseldorf
„Nov. 28" — Architekt Haus, Bielefeld
„Ein Wohnraum" — Architekten F. und W. Hoffmann, Duisburg
„Quadrat" — Architekt Blaich, Velbert, Rhld.
„Am Südhang" — Architekt Klose, Offenbach a. M.
„Berta" — Architekt Strohmayr, Frankfurt a. M.
„Norm" — Architekt Weber, Berlin-Steglitz
„R. 114" — Architekt Berger, Berlin-Charlottenburg
„Wohnung" — Architekt Rossius, Berlin-Zehlendorf
„Was ihr wollt" — Architekt Dr. Schwadcrer, Stuttgart
„Terrasse" — Architekt Wurster, Stuttgart
„Oreana" — Architekt Rauls, Köln
„Weite" — Prof. Scharoun, Berlin

Der Prüfungsausschuß entschloß sich, den ihm vom Verlag Velhagen & Klasing übergebenen, nach künstlerischen Gesichtspunkten zu verwendenden

5000-Mark-Preis

gleichmäßig auf die zur Wiedergabe in den Heften gelangten Arbeiten zu verteilen, da sie, ohne Rücksicht auf die Zahl der Laienstimmen, als gleichartig wertvoll und anregend im Sinne des Fachmanns bezeichnet werden müssen. Um diesen Ehrenpreis in runden Summen auszahlen zu können, hat der Verlag den Gesamtpreis noch erhöht, und es ist jedem der obengenannten Bewerber ein Ehrensold von 250 RM. übermittelt worden, wozu noch das Reproduktionshonorar trat.

Weitere Arbeiten von künstlerischem Wert, die in die engere Wahl gelangt waren, weil sie ein hohes Maß von Verständnis für neue Bauaufgaben bekunden, auch im einzelnen sehr schöne Ideen zur Geltung bringen, aber letzten Endes doch nicht in die zahlenmäßig beschränkte Gruppe gelangen konnten, stammen von zum Teil sehr bekannten und hochgeschätzten Architekten. Wir geben hier die Liste in der Reihenfolge der beim Einlauf erteilten Ordnungszahl wieder.

„Jung-Volk" — Willi Bihlmaier-Köln
„Kroppe Marie" — Ludwig Albert, Köln-Dellbrück
„Einspänner" — Gerhard Krause, Bad Salzbrunn
„Diogenes 11128" — Leonhardt Korff, Laage
„Lasset die Sonne herein" — Heinz Mehlin, Stuttgart
„Heimliches Glück" — Heinrich Fürst, München
„Nachsommer" — Dipl.-Ing. D. Boniver, Stuttgart
„Heimburg" — Walter Neidel, Chemnitz
„Mein Haus" — Dr.-Ing. Alfred Schmidt, Stuttgart
„Sky" — E. Dreyer, Berlin
„1928" — Dr.-Ing. Paul Schnoor, Berlin-Charlottenburg
„Licht" — Dipl.-Ing. Erich Werner, Hamburg
„Hakenkreuz mit Kreis" — Heinrich Sielken, Bremen
„Haus und Garten" — Heinrich Schmitt, Schwetzingen
„Zwei Kinder" — Reg.-Baumeister Bruno Biehler, München
„Dornrose" — Frau Tilla Mayer-Strathmann, Stuttgart-Kaltental
„Thymian" — Fritz Kremer, Dinslaken
„Kopflicht" — Prof. Richard Wörnle, Bielefeld
„Föhr" — Prof. Richard Wörnle, Bielefeld
„Alfin 29" — Dr. Fritz Ehlotzky, Stuttgart
„Juma 29" — Dr. Fritz Ehlotzky, Stuttgart
„Alpha" — Karl Falge, Bremen
„Es liegt in der Luft" — Joh. Schmidt, Frankfurt a. M.-Nied.
„Zellkern" — Prof. Wilh. Büning, Berlin-Charlottenburg
„1928" — Otto Eichert, Ludwigsburg
„Orplid" — Phil. Stang, Düsseldorf
„Eigenheim" — Reinhard Claassen, Coburg
„Gewohnheit" — Valentin v. Berg, Berlin-Charlottenburg
„25 000" — Alwin Haus, Bielefeld
„Wer recht in Freude wohnen will" — Arthur Struck, Hamburg
„Für Euch" — Walter Lakomy, Obernigk-Breslau
„X Y Z" — Frau Ursula Weiß, Berlin-Zehlendorf
„Licht, Luft, Sonne" — Bernhard Zeppenfeld, Duisburg
„Bungalow" — Anton Benner und Eugen Blank, Frankfurt a. M.
„Für 30 000 Mark" — Kurt Schütz, Magdeburg
„Schneewittchen" — Bökels und Biskaborn, Düsseldorf
„Viel Sonne" — F. und C. Vogt, Berlin W.
„M 3" — Brunhilde Dreher, Konstanz
„Den Frauen" — Johann Stegmann, Berlin

★

Der zweite Teil der Verhandlung galt der Auslosung desjenigen baulustigen Lesers, der sich mit Hilfe der Spende der „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land (Berlin W. 8, Leipziger Platz 3) das preisgekrönte Haus errichten soll.

25000 Mark Baugeld

waren einem der Bezieher unserer Monatshefte zugedacht, die sich die Mühe genommen hatten, die von uns veröffentlichten Entwürfe zu prüfen, den ihnen am meisten zusagenden auszuwählen und auf dem mit dem Juniheft zur Ausgabe gelangten Stimmzettel zu bezeichnen. Von diesen freiwilligen Preisrichtern sollten an der Auslosung des 25 000-Mark-Preises der „Deutschland" diejenigen beteiligt sein, deren Stimmen durch ihr Übergewicht einen der 22 Entwürfe mit dem Zehntausend-Mark-Ehrensold des Verlags preisgekrönt hatten.

Also wanderten alle Stimmzettel für den Entwurf „Der Sonne zu" in eine eigens hergestellte Riesenurne, die tüchtig geschüttelt wurde. Durch eine handgroße Öffnung der Urne wurde eine der Karten aus dem Dunkel ans Licht gezogen. Sie wies als Bauherrn des neuen Monatsheft-Hauses Namen und Adresse auf von

Dr. med. Chr. Rath in Niemburg b. Halle.

Die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften und die Direktion der „Deutschland" entsandten umgehend einen Vertrauensmann zu dem vom Glück Auserwählten, um ihm Nachricht vom Ergebnis der Auslosung und die herzlichsten Wünsche zu überbringen.

Der junge Arzt, der seit wenigen Jahren verheiratet und junger Vater ist, besitzt noch kein eigenes Heim. Er hat nach Kriegsschluß in Südrußland noch schwere Erlebnisse durchmachen müssen, hat dann auch noch in der deutschen Heimat alle wirtschaftlichen Nöte des Studenten der Nachkriegszeit und der Inflationsjahre kennengelernt, bis es ihm gelang, sein Leben zu meistern. Auch bei noch kärglichen Einkünften ist er unsern Monatsheften schon seit Jahren ein treuer Freund. Nun wird ihm in seiner jungen Praxis, seiner jungen Ehe, seiner jungen Familie das von ihm selbst mit preisgekrönte Haus „Der Sonne zu" hoffentlich Glück und Segen bringen. Der Architekt Karl Keppler ist von uns gebeten worden, den Hausentwurf auch in allen Kleinigkeiten noch den Einzelwünschen des jungen Bauherrn anzupassen, und die „Deutschland" wird den Besitzer aufs beste betreuen, ihm mit Rat beistehen, ihm auch Mittel und Wege weisen, damit er ohne störende Belastung eine etwaige Überschreitung der vom Architekten auf 30 000 Mark bezifferten Gesamtbausumme zu tragen vermag.

Uns wird es eine besondere Genugtuung sein, unseren Lesern vielleicht schon übers Jahr im Bilde einen Einblick in das dann fertig dastehende und von hoffentlich recht glücklichen Menschenkindern bewohnte preisgekrönte Monatsheft-Haus „Der Sonne zu" zu geben.

Diejenigen unserer Leser, die ebenfalls dem Kepplerschen Entwurf den Preis zuerkannt und mithin die Anwartschaft auf das Baugeld gehabt haben, mögen sich damit trösten, daß der blinde Zufall hier wirklich eine Wahl getroffen hat, wie sie verständiger und gerechter kaum ein Gremium welt- und lebenserfahrener Menschenfreunde hätte ausüben können, und wir bitten sie: ihre Glückwünsche für das junge Heim und deren Bewohner mit den unseren zu vereinen.

★

Sofort nach der Entscheidung über die 10 000- und 5000-Mark-Preise des Verlags und den 25 000-Mark-Preis der „Deutschland" fand die Öffnung der noch übrigen 1121 Begleitbriefe statt, um an die darin genannten Namen und Adressen das gesamte Material an Entwürfen, Skizzen, Plänen und Textbeilagen wieder zurückgelangen zu lassen.

Noch einmal ward uns dabei klar, wieviel Fleiß und Können, Intelligenz und Geschmack in all den Arbeiten aufgestapelt lag. Jedem Bewerber sei heute noch einmal einzeln gedankt für die Mühe, der er sich durch die Beteiligung unterzogen, für die Geduld des Wartens auf die Entscheidung.

Sollte nicht jeder davon überzeugt sein, daß das Urteil des Prüfungsausschusses und der Spruch der Leserschaft die in Wahrheit Würdigsten herausgesucht habe, so mögen sie wenigstens den ehrlichen Willen aller zur Gerechtigkeit voraussetzen. Und immerhin bleibt ihnen der Trost: daß kein menschliches Unternehmen, so sorgfältig es erwogen, so fleißig und getreu es durchgeführt sein mag, vor Gott und der Welt vollkommen ist.

So hoffen wir also, daß auch bei denjenigen Preisbewerbern, denen das Glück diesmal nicht hold war, keinerlei Verstimmung zurückbleiben möge.

Vielleicht bietet in Jahr und Tag einmal auch ihnen ein neuer Wettbewerb eine lockende Aufgabe, eine neue Chance — und einen vollen Erfolg!

★

Die 22 Entwürfe, die unsern Lesern vorgelegen haben, bieten eine Art Übersicht über die ganze Entwicklung des Einfamilienhauses in den letzten zehn Jahren: beginnend mit Bauformen, die noch stark die alten Gesetze der Vorkriegszeit betonen, endigend mit Arbeiten, die sich den Forderungen der allerneuesten Richtung anpassen. Es fehlt kaum ein Glied in dieser großen Kette, die sich in ständiger Bewegung befindet.

Der Laie ist oft der Ansicht, daß Häuser mit schrägem Dach altmodisch, Häuser mit flachem Dach modern seien. Darin liegt ein Irrtum. Denn es gibt neuzeitlich gerichtete Architekten, die aus inneren oder äußeren

Gründen noch immer das schräge Dach bevorzugen. Und für andere wieder ist das ausgebaute oder auch nur aufgesetzte Dach lediglich eine Angelegenheit des Geldbeutels. Von großem Interesse ist es wohl nicht nur für unsere Freunde, sondern auch für alle Fachleute im Hochbauwesen, daß die unberechenbare Gunst einer deutschen Leserschaft, die in die Hunderttausende geht, einem Entwurf mit flachem Dach den Preis zuerkannt hat. Hinzuzufügen ist freilich, daß unter den Arbeiten, die — in weiterem Abstand — sich des Beifalls der freiwilligen Preisrichter am meisten rühmen durften, zwei Entwürfe mit dem alten, schrägen Dach zu bemerken sind: „1 = ∞ “ sowie „Grundriß“.

Einzelne Bedenken wurden laut: in diesem vom Prüfungsausschuß vorgeführten Entwurf habe eine Hausangestelltenkammer gefehlt, in jenem der Platz für das Kleinauto, dort wieder der Wirtschaftsraum. Da sei darauf hingewiesen, daß manche Pläne wegen ihres unglücklichen Formats durch die gebotene Verkleinerung an Deutlichkeit besonders in der Beschriftung Einbuße erleiden mußten; auch konnten ja nicht sämtliche Pläne des betr. Einsenders gezeigt werden, die dem Prüfungsausschuß diesen oder jenen Punkt noch deutlicher entwickelt hatten.

Es wäre der Schriftleitung eine Genugtuung gewesen, die Arbeiten der engeren und engsten Wahl in einem Buch zu vereinigen. Der Verlag mußte von dem Plane aber leider Abstand nehmen, da schon zu viele der Beteiligten über ihre Arbeit anderweit verfügt haben.

Ein paar kleinere Ausstellungen an der von uns gestellten Aufgabe verdienen noch kurzes Verweilen. Eine Hausfrau vermißt z. B. den Trockenboden — übersieht aber, daß ein Trockenraum im Keller vorgesehen ist. Ein Baumeister liefert den wundervoll durchgeführten Plan für eine Gruppe von Siedlungshäusern und versteht den Verzicht auf deren Vorführung nicht, da ein Siedlungshaus sich doch viel billiger herstellen lasse als ein isoliert stehendes Einfamilienhaus. Gewiß, das ist zu bedenken — aber nicht für diesen Wettbewerb, sondern für einen späteren. Zahlreiche Zuschriften aus unserer Leserschaft dringen in uns: wir sollten uns auch einmal der Mietwohnung annehmen! Die Gemüter haben sich erhitzt, das ist wahr. Immerhin: das Interesse ist geweckt. Jeder Monatsheftleser, der die 22 Entwürfe aufmerksam durchgesehen hat, wird künftighin jedes ihm neue Einfamilienhaus mit kritisch geschultem Blick betreten, — und es wird unmöglich sein, daß je ein Bau seine Zustimmung findet, der nicht all die Eigenschaften aufweist, die ihm als fordernswert bei unseren einzelnen Entwürfen aufgefallen sind.

Der gemeinsame große Wohnraum wird sich wohl immer mehr durchsetzen. Ganz vereinzelt nur ließ sich in den Zuschriften, die die Schriftleitung erhielt, noch die Stimme vernehmen: Wo soll ich meinen Besuch empfangen? Daraus klang noch immer der Respekt vor der „kalten Pracht“ unserer Großmütter, dem „heiligen Grab“, wie der ungeheizte Empfangssalon genannt wurde, als man sich noch feierlich um den albumbeschwerten Tisch herumsetzte und einen steifen Besuch abfertigte. (Man gedenkt dabei der unglücklichen Kinder, die draußen schnell zurechtgezupft und gebürstet wurden, um dem Besuch ihren Knicks zu machen und von diesem nach der Schulklasse, dem letzten Zeugnis und anderen unangenehmen Dingen gefragt zu werden.) Der große Wohnraum dient heute allen Hausinsassen gemeinsam: Eltern und Kindern. Für Lektüre, Studium, Schularbeit, Spiel mit Baukasten und anderem geräuschvollem Werkzeug dient jedem Hausgenossen sein Einzelraum im Obergeschoß. Auch viele Ehepaare ziehen es vor, Wand an Wand statt Bett an Bett zu schlafen: ein Teil will im Bett noch lesen, oder Schnupfen und anderes Unwohlsein läßt die Isolierung wünschen, oder der Mann hat noch am Schreibtisch zu tun, während die Frau schon im Bett liegt, oder der Mann schläft schon fest, während die Frau noch dringende Handarbeit in ihrem Schlafzimmer erledigen muß. Die ältere Generation wird auch weiterhin das Doppelschlafzimmer vorziehen — die Jugend aber stimmte der Forderung, die unser Programm vorsah, in all ihren Zuschriften an uns zu.

★

Karl Keppler, der von sich sagen darf: Eines Morgens wachte ich auf und war berühmt! — ist unserer Einladung gefolgt und hat uns über seine Persönlichkeit ein paar kurze Aufzeichnungen geschickt, die wir hier zum Abdruck bringen. Er gab seiner herzlichen Freude über die große Stimmenmehrheit, die seinem Entwurf zuteil wurde, Ausdruck und bat die Schriftleitung: seinen Dank all unseren Lesern zu übermitteln, die ihm und seiner Arbeit den Preis zuerkannt haben.

„Ich bin am 25. Mai 1888 als zweiter Sohn des heute noch sehr rüstigen, zweiundachtzigjährigen jetzigen Privatmannes Georg Keppler in Stuttgart geboren. Nach Beendigung der achtjährigen Schulzeit in der Stuttgarter Bürgerschule stand ich, vierzehnjährig, in der Lehre als Steinhauer (nach den damaligen Vorschriften die Vorbereitung zum Bauhandwerk). Dann folgten sechs Semester an der Baugewerkschule (jetzt Höheren Bauschule). Dazwischen praktische Tätigkeit als Bautechniker und Bauführer in verschiedenen größeren Stuttgarter und auswärtigen Architektenfirmen und die zweijährige Militärzeit in Straßburg. Im Februar 1914 bestand ich die Baumeisterprüfung mit der Note II a.

Seit März 1914 bin ich, durch den Krieg unterbrochen, in einer bekannten Architektenfirma Stuttgarts tätig. Den Krieg selbst

habe ich vom 2. August 1914 im Westen und im Osten bis zum Kriegsende mitgemacht und kam am 23. Dezember 1918 als Offizier-Stellvertreter mit dem E. K. I zurück.

Im Jahre 1917 verheiratete ich mich und bin Vater eines elfjährigen Jungen, der zur Zeit die erste Klasse der Realschule besucht.

Mein kleines, selbstgebautes Eigenheim, das ich im Jahre 1922 beziehen konnte, liegt inmitten von Baumgärten, unmittelbar am Wald und Südhang des Hasenbergs. Es bietet von seinen Terrassen einen herrlichen Blick auf Stuttgart und seine Höhen und seine Wälder. Außen ein einfaches Giebelhaus, ist es innen sehr zweckmäßig ausgestattet (Warmwasserheizung, elektrische Übergangsheizung, elektrischer Warmwasserspeier, eingebaute Schränke usw.).

Bemerken möchte ich noch, daß ich seit elf Jahren ununterbrochen Abonnent Ihrer — meiner Frau und mir sehr lieb gewordenen — Monatshefte bin. Auch möchte ich nicht verfehlen, Ihnen meinen ganz besonderen Dank für die im besten Sinne kulturfördernde Tat Ihres Preisausschreibens zu sagen."

★

Wir bringen hier aus dem seiner Zeit verkürzt wiedergegebenen Begleittext zu dem preisgekrönten Entwurf Karl Kepplers „Der Sonne zu" noch einige Zeilen, die die Fensterpartie des Wohnzimmers betreffen. Es heißt da:

„Unsere Fenster haben eine niedere Brüstung, die sowohl innen wie außen vorspringt und zum Aufstellen von Blumen, Kakteen usw. dient. Da unter der inneren Brüstung die Heizschlangen eingebaut sind, so haben wir außen den Sommer-, innen den Wintergarten. Die Fenster sind versenkbar, so daß wir an warmen Tagen Wohnzimmer, Terrasse und Garten vereinigen können. Wenn Sie nun noch hier in der einspringenden Ecke unseren Eßplatz sehen, so sind Wohn-, Musik- und Eßzimmer, Terrasse und Garten in glücklichster Weise vereinigt."

Auch schon vor der Preiszuerkennung haben sich aus dem Leserkreise zahlreiche freiwillige Kritiker eingehend und zustimmend über den Entwurf „Der Sonne zu" geäußert.

Der leitende Arzt eines Krankenhauses schrieb: „‚Der Sonne zu' ist der in der Anlage einfachste und schnittigste Entwurf. Die Maße lassen sich nach Breite, Tiefe und Höhe in gleicher Weise vergrößern. Die hohen Fenster, versenkbar, im Wohnraum sind vom hygienischen Standpunkt aus ganz besonders empfehlenswert."

Ein Apotheker aus Göttingen, der in geistvoller Weise alle Entwürfe einzeln kritisierte, äußerte sich: „‚Der Sonne zu' ist der einfachste und beste Entwurf. Klare Aufteilung der Räume, die alle — Ausnahme Schrankzimmer — Sonne haben. Ich gebe dem Entwurf den Preis."

Und als liebenswürdiger Abschluß sei hier noch der Brief eines jungen Ehemanns wiedergegeben: „Liebe Schriftleitung! — Seit einem Jahrzehnt arbeiten Sie an meinem Werden und Wachsen dadurch mit, daß ich Ihre Monatshefte beziehe. Ihr Preisausschreiben für ein Eigenhaus fand bei meiner Frau und mir größtes Interesse und machte uns Genuß und Freude. Vom Keller bis zum Obergeschoß kletterten wir in allen Plänen herum, verwarfen, billigten, begossen Blumen, nahmen Sonnenbäder, um nach manch eifrigen Debatten voll Gemeinsamkeit und Zerwürfnis uns auf das Ideal zu einigen. Und nun soll es an die Absendung des Stimmzettels gehen; ich blättere Ihr Juniheft vor und zurück, finde allerlei Beilagen, aber keinen Stimmzettel. Meine Frau hat auch keinen Erfolg, und die Enttäuschung ist groß. Der Ausweg ist bald gefunden: ich fahre zur Stadt, um ein weiteres Juniheft zu kaufen. Aber Schicksalstücke läßt mich nirgends mehr ein Heft finden. Mißmutig trat ich den Heimweg an. Bald fließen Tränen, denn meine Frau weiß bestimmt, daß unser Ideal die meisten Stimmen bekommt und daß das Los dann auf uns fällt; sie hat's schon geträumt! — Ich sah meine Frau zum erstenmal weinen! Von den Tränen bis zum Ausspruch, daß i ch daran schuld bin, daß wir nun ohne Eigenheim weiter leben müssen und nun nie — nie — mehr! — — Ach, es ist zu gräßlich! Haben Sie, bitte, Mitgefühl und Verständnis! Ich gebe Ihnen Vollmacht, in meinem Namen einen Stimmzettel auszufüllen mit dem Kennwort:

‚Der Sonne zu!'

Wenn ich Ihnen zurufe: ‚Denken Sie an die Tränen meiner Frau!' — so weiß ich, daß Sie meine Bitte erfüllen. Voll Dank und Glück allzeit Ihr ergebener R. G."

★

Noch einmal Dank allen, die uns ihre Arbeit und ihr Vertrauen schenkten. Dank allen Lesern für ihre sichtbarliche Anteilnahme.

Die Früchte der aufgebotenen Mühe, der aufgebrachten Opfer werden nicht wir allein ernten: im ganzen Gewerbe des Einfamilien-Hausbaus dürfte es sich bemerkbar machen, daß Hunderttausende der gebildetsten Kreise Deutschlands sich viele Monate hindurch ernsthaft mit diesen Angelegenheiten beschäftigt haben. Sie haben dabei gelernt — und die Männer vom Fach haben Fühlung bekommen mit den Wünschen großer Gruppen unseres Volkes. Mag in Einzelheiten auch mancher Widerspruch hängen geblieben sein, der unlösbar ist wie jeder Gegensatz in Geschmacksdingen, — die ganze Bewegung dürfte von Segen sein!

Die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften

Cocktails

Von Kasimir Edschmid

Gott weiß, woher diese merkwürdigen Getränke ihren Namen haben, denn mit Hahnenschwänzen haben sie wenig zu tun. Washington Irving erwähnt sie schon vor hundert Jahren unter diesem Stichwort. Es gibt auch eine Anzahl rührseliger Geschichten über den Ursprung des Wortes. Wahrscheinlich haben Spanier oder Portugiesen in Amerika nach ihren Hahnenkämpfen ihre scharfen Weine gemischt und den Sieger gefeiert — und so ist der Name geblieben. Das ist schon lange her, und wer die höllische Passion kennt, mit der die südlichen Nationen diese Vogelduelle durcherleben, weiß wohl, daß von dieser Leidenschaft schließlich alles abgeleitet werden kann, ganz sicher der Name eines Getränks. Und schließlich, so interessant diese Frage ist, so gleichgültig ist sie endlich. Von hundert Leuten, die das Wort Cocktail aussprechen, denken neunundneunzig nicht mehr an den ursprünglichen Sinn des Wortes, denn das Wort ist bereits eine festumrissene Vorstellung geworden. Von was? Nun, im Grunde wohl von einer recht snobistischen Sitte.

Hand aufs Herz, von tausend Cocktail-Trinkern in Deutschland schmeckt nur hundert ein Cocktail wirklich, genau so, wie den meisten Whisky-Trinkern der Whisky gar nicht schmeckt. Aber der Cocktail ist ein artiges Symbol neuer Lebenseinstellung und neuer Lebenseinteilung geworden und hat damit eine Macht bekommen, die über die Geschmacksnerven und ihre Wünsche weit hinausgeht. Es gab früher Zeiten, wo man sich, mittags, zu Met-Bier zusammensetzte, andere Zeiten wieder, wo man Wein trank, andere, wo man sich zu Kaffee und Tee einlud — — — und alle diese Getränke bezeichneten gleichzeitig den Grad der Geselligkeit, den Rang der kulturellen Interessen und schließlich auch das Tempo, in dem man zu existieren gewohnt war. Nun arrangieren die Leute ihre „Cocktail-Parties", mischen in silbernen Bechern scharfe und süße Weine und Liköre, stehen herum und fahren wieder fort. Was ist der Unterschied gegen früher? Alles ist rascher, intensiver und blitzender geworden. Besser? Kaum. Schlechter? Das weiß man nicht. Aber immerhin ist alles im Grund durch seine Kürze, seine Exaktheit und seine Ungezwungenheit wahrscheinlich etwas weniger langweilig als früher.

Was ist nun das Geheimnis der Cocktails? Ich entsinne mich des englischen Entenjägers Smith, der während der nervenaufpeitschenden Langeweile seines stundenlangen Auf-der-Lauerliegens an nichts als an neue Misch-Möglichkeiten dachte. Er ist, glaube ich, der Erfinder des Cocktail mit Zusatz von Worchestersauce. Auch erfand er sich eine eigene Philosophie von Cocktailmischungen. Für trübe Tage hatte er besonders niedrig und „sec" gestimmte Zusammensetzungen. An Tagen mit Sonne und guter Beute hatte er feurige Cocktails. Wenn man sein rotes Irengesicht ansah, konnte man daran glauben, daß die Cocktails die Erfindung von Liebhabern des Hahnenduells seien, von Leuten solch südlicher Einbildungskraft, daß sie ihren Triumph auch auf die schärfste Weise in ihren Getränken ausgedrückt sehen wollten. Was übrigens die viele Zeit betrifft, so kamen mir im Sudan öfters junge englische Offiziere mit der Neuigkeit entgegen, daß sie einen neuen Cocktail entdeckt hätten. Diese jungen Leute lagen tagelang von Bahn und Schiff entfernt mit einem Eingeborenenhaufen irgendwo und hatten den ganzen Tag nichts zu tun, als zu schlafen. In den kühleren Morgen- und Abendstunden exerzierten sie ihre Leute. Abends zogen sie ihren Smoking an und setzten sich vor ihre Baracke und aßen ihre anständigen Konserven und mischten sich ihren Cocktail und blätterten in ihren Magazins. Sie gehörten zu den wenigen Menschen, die heute noch Zeit haben, sie hatten eben notgedrungen Zeit und gehörten also zu den zwangsläufigen Erfindern. Sie erfanden neue Cocktails für die Leute, die gar keine Zeit haben und daher rascher und lieber einen Cocktail trinken als einen umständlich zubereiteten Tee, bei dem sie sich noch unterhalten müssen.

In Venedig erlebte ich während einer Cocktail-Party bei Tolentino im „Sous le Toit" seines Palazzo sogar, daß man Cocktails mit hygienischer Nutzanwendung herstellen kann. Damals waren gerade die Side-Car-Cocktails aufgekommen. Sie sind deshalb merkwürdig, weil sie keinen Gin enthalten, aber viel Zitronensaft, gemischt mit Cointreau. Es war eine sehr gemixte Gesellschaft da, was die Nationalitäten betrifft. Tolentino hat wohl die erlesensten alten Möbel, die ein venezianisches Privathaus besitzt. Es wurde getanzt und ein lebender Film aufgeführt. Und am Schluß teilte

Signora Cavalieri die von ihr erfundenen Aspirin-Cocktails aus. Sie schmeckten nicht übel und sollten vor den Schädigungen der vorher genommenen Side-Cars bewahren. Ein Teil der „Party" fuhr um sechs Uhr mit dem Frühzug nach Triest, um für alle Fälle noch ein Dampfbad zu nehmen, was es in Venedig nicht gibt: Sechs Stunden Schiff oder vier Eisenbahn! Venedig ist ein entzückender Ort für Menschen, die viel Zeit besitzen und Phantasie genug haben, unter Umständen Erfinder zu werden.

Der bekannteste Cocktail ist der „Martini". Er wird gemischt aus halb Gin und halb französischem Wermut. Vielleicht ein wenig Zitrone dazu, aber nur eine Idee. Der französische Wermut ist ein herbes, feuriges Getränk, während der italienische viel süßer und öliger ist. Dieser Cocktail ist recht „sec". Ein anderes Martini-Rezept mischt ihn aus halb Gin, aus einem Viertel französischem und einem Viertel italienischem Wermut. Sofort dringt der eigentümliche Geschmack des italienischen Getränks durch und dominiert. Es gibt Leute, die den einen Cocktail ausgezeichnet und den anderen abscheulich finden. Man kann die beiden Cocktails noch einmal dadurch nüancieren, indem man ihnen noch zwei Tropfen Angostura-Bitter hinzufügt. Sofort sind sie wieder andere Getränke, allerdings im Rahmen jenes Geschmacksradius, der für zusammengesetzte Getränke durch den Namen Martini umschlossen wird.

Sehr bekannt ist auch der Mahattan-Cocktail. Man nimmt dazu statt Gin einfach Whisky, und zwar mehr Whisky als italienischen Wermut und fügt noch etwas Angostura hinzu. Wenn man statt Wermut einen Löffel Sirup nimmt und etwas mehr Angostura, so ist es ein Whisky-Cocktail.

Wer Einbildungskraft hat, sieht schon von selbst, welches Feld der Möglichkeiten offen steht. Je nachdem man Maraschino oder Absinth, Kognak oder Ginger Ale, Kirschwasser oder Sekt, Aprikosen-Brandy oder Sherry, Bier, Zitronensaft, Eier, Whisky, Curaçao, Gin, Benediktine, Soda, Grenadine, Rum, Kandiszucker, Derbysauce, Austern, Pfeffer, Allasch, Milch, Bordeauxwein, Pfefferminz, Anis, Portwein, Kakao mischt und eine Kirsche, eine Olive oder ein Stück Ananas hineintut . . . je nachdem man diese Batterie von Flüssigkeiten teilt, zusammensetzt, aufeinander abstimmt, um so größer werden die Unterschiede, um so enormer die Effekte. Ein glänzendes Gesellschaftsspiel mit Alkohol. Ein Erfindertraum, an dem selbst die Frauen teilnehmen. Und schließlich der Ausdruck einer Zeit, die keine langen Gelage mehr liebt, keine großen Mengen von Getränken, sondern kleine, heftige und scharfe Portionen, konzentrierte Sachen, die man nach Laune, Gelegenheit und Stimmung unzählig variieren kann. So blödsinnig der Snobismus ist, mittags um fünf sich hinzusetzen und scharf gemixte Alkoholika zu trinken, weil die Mode für „Cocktail-Parties" ist, so angenehm ist gelegentlich aber auch ein Cocktail, der belebend in den Körper fährt. Für manche Gelegenheiten haben die Cocktails sogar recht viel Sinn.

Bei großen Dinners, wo die Leute lange herumstehen, ehe zu Tisch gegangen wird, und wo die Leute sich oft wenig kennen, bringen herumgereichte Cocktails nicht nur Bewegung, sondern auch Belebung. Die Amerikaner, welche die Cocktails, Cobblers, Flips usw. ja erfunden haben, handelten psychologisch ganz richtig, wenn sie Cocktails vor Tisch servieren ließen. Die Gäste wurden animiert und saßen nicht das halbe Dinner todlangweilig nebeneinander, bis die Weine wirkten. Man kann beim besten Willen nicht verlangen, daß Leute, die eben erst aus ihrer intensiven Arbeit in ihren Frack gesprungen waren, zehn Minuten später liebenswürdige Unterhalter und Bonvivants sind, die allen ihren Kram vergessen haben. Hierfür ist ein Cocktail ausgezeichnet, er gibt einen Stoß. Er wirkt gesellschaftsbildend — und belebend. Aus reinen Sachen gemischt ist er auch gesund, genau wie Whisky gesund ist, der desinfiziert und selbst in den Tropen ein Freund der Menschen ist.

Eigentlich kann man von Cocktails nicht reden, ohne von der Bar zu sprechen, jener amerikanischen Einrichtung, die sich Europa in dem Augenblick erobert hat, wo die Amerikaner ihr Land trocken setzten. Die Welle des Barbetriebs ist jetzt wieder etwas zurückgegangen. Aber es gab eine Zeit, wo sogar die Franzosen der Suggestion dieses Namens erlagen, und sogar die Riviera vollständig amerikanisiert war und jedes Loch seinen poetischen Namen in „Bar américain" abgewandelt hatte. In Paris erstanden damals überall die „Grillrooms". Sie sind fast alle jetzt in einer so tüchtigen Reaktion, wie sie nur die Franzosen fertig bekommen, in Restaurants umgewandelt worden, welche die regionale Provinzküche pflegen. Für die Fremden heißt das bekannteste Lokal davon „Rotisserie de la reine Pedauc". Das beste und unbekannteste an der Gare Montparnasse heißt „Trianon". Es gibt aber auch eine gute „Rotisserie St. Michel".

Kurzum: die Bar ist ein Bestandteil des augenblicklichen Lebens geworden, sie fehlt in keinem Hotel, ist eine Barriere, woher

der Name wohl kommt, eine Barriere gegen den Raum, und bringt einen neuen Stil der Gemütlichkeit. Man steht, man sitzt auf einem dandyhaft hohen Stuhl, plaudert, trinkt und geht. Man sieht: jedes Arrangement, das Bestellen, Gebrachtbekommen, das Platznehmen, kurz alle Umständlichkeit fehlt. Ein paar Stühle, ein paar kleine Tische, einige Klubsessel — man hat seine Ruhe. Auf dem Bartisch stehen die netten Sachen, die zu den Cocktails gehören: gesalzene Mandeln, Chips, geröstete Kaffeebohnen, etwas Zimt. Ein paar Toasts mit Gänseleber und Tomate darüber oder warme Biskuits mit Käse und rotem Pfeffer. Zwanglos alles und männlich. Eine Art in die Öffentlichkeit getragener Klubs. Der Hausmeister der Bar ist der Mixer. Er hat immer neue Rezepte und hantiert mit seinem Apparat auf eine eben so fixe wie bewundernswerte Weise.

In seiner Präzision sieht der Ort, wo die Cocktails hergestellt werden, wie ein Waffenlager aus. Alles ist hell und blitzt. Dauernd dreht der Mann, der dies alles beherrscht, Hähne auf, läßt Dampf entweichen, Wasser sprühen, schabt Eis von einem Block, schüttet Ingredienzien in einen Becher und macht dann jene unbeschreibliche Athletenbewegung, die nur der kennt, der sie probiert hat und nachher tagelang seine Schultern spürt: er ergreift den Shaker und schüttelt das Zeug durcheinander. Es sieht aus, als sei ein Wahnsinniger gefesselt worden und suche mit hochrotem Kopf sich zu befreien. Er schüttelt die um blitzendes Metall geschlagenen Hände nach oben, seitlich, nach unten und scheint sie schließlich beschwörend über das Haupt erheben zu wollen. Da bricht die Prodezur ab. Mit einem Lächeln gießt er das Getränk in das Glas, während er den Deckel des Shakers abhebt und das kleingeschlagene Eis herausklopft. Die Shakers übrigens waren auch einmal eine Sekte, die sich Ende des 18. Jahrhunderts von den Quäkern trennte, unter Anna Lee nach Amerika auswanderte und Ehelosigkeit und Gütergemeinschaft forderte. Ich bin nicht dahinter gekommen, ob ihr Programm in demselben mythologischen Verhältnis steht zu dem Mixbecher, wie die Cocktails zu den Hahnenschwänzen.

Wenn der Cocktail besonders raffiniert wirken soll, verwandelt sich das Glas, in dem er sich befindet, in eine Art Krustentier. Der Rand des Glases wird mit Zitronensaft bespritzt und dann in Zucker getaucht, und man trinkt mit Hilfe einer eingelegten Zitronenscheibe den Cocktail zweimal verschärft. Flips, die mit Eiern im Shaker zurechtgeschüttelt werden, sind Cocktails für Damen. Cobblers werden besonders im Sommer getrunken, es sind mit vielen Früchten zusammengestellte Cocktails. Das geht so weiter bis über die Sours, bei denen immer Zitrone hineingemischt ist, über die Toddies und Slings, die Punsche und Grogs bis zu den Getränken, wo die Liköre beileibe nicht gemischt werden dürfen, sondern übereinander in ihren Farben irisierend ein leicht irrsinniges Bild snobistischer Narrheit darstellen. Der ganze Cocktail-Wahnsinn ist teils eine amüsante Spielerei, teils eine Mode, teils aber wirklich nicht übel. Aber ein reiner, guter Whisky ist immer ein netteres und anständigeres Männergetränk als alle Mischungen der Welt.

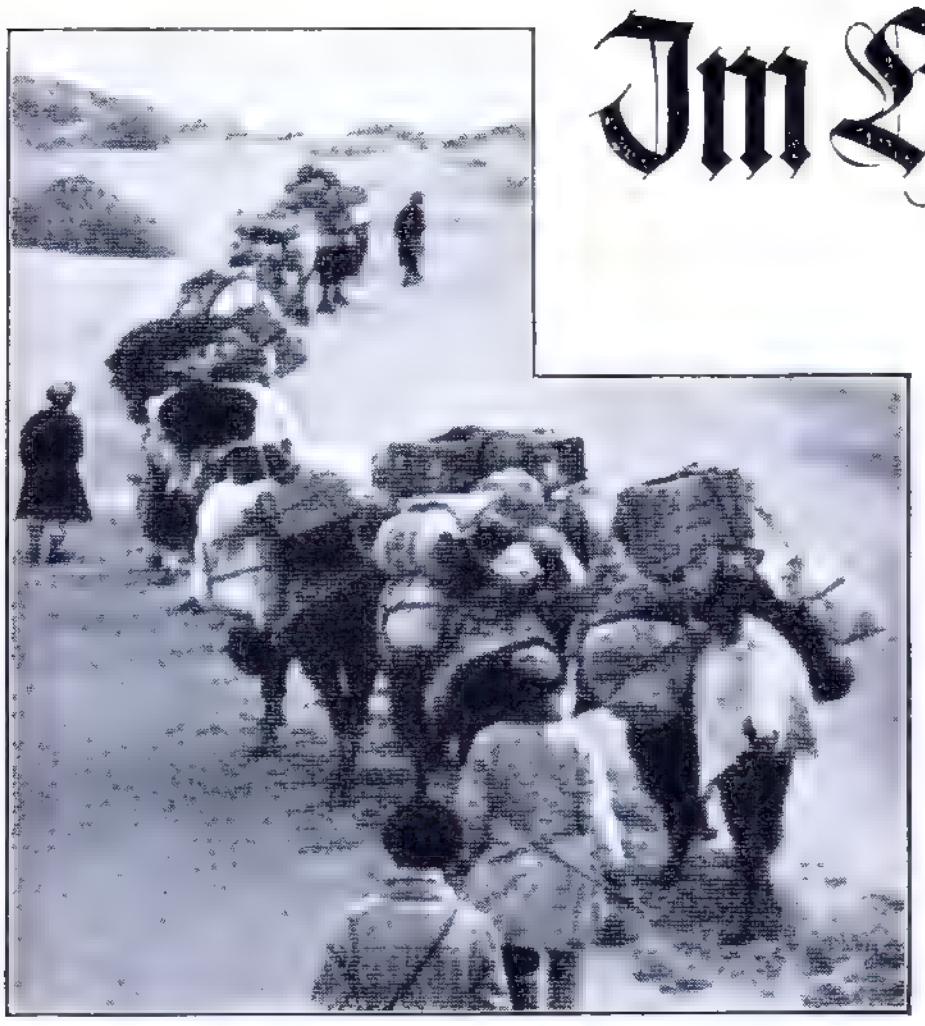
Wie sehr die Sitte des Mischens aber schon in die Gesellschaft übergegangen ist, erlebt man jeden Tag. Früher gab es Zeiten, wo die Dame des Hauses einen Gast mit Blumen, mit Brot und Salz, mit einem Bad oder mit einem Glas Wasser empfing. Heute sieht man, in einem neuen Mythos, die Dame des Hauses vor dem Dinner, mit dem Shaker in den Händen, mitten unter den Gästen stehen, und, schüttelnd, wie von einem Charleston der Arme ergriffen, einen Cocktail bereiten. Sicher haben sich die Damen der Antike weniger angestrengt.

Ein Nichts aus Nichts

Von Börries, Frhr. von Münchhausen

Du holder Wiesenhang,
Darauf ich hingebogen
Der Glockenblumen Klang
In mich gesogen,

Aus seidnem Flockengras
Das Traumgespinst begonnen,
Daraus – ich weiß nicht was –
Wohl dieses Lied gesponnen...



Im Herzen Asiens

Chinesisch-Turkistan

Von Dr. E. Trinkler

Leiter der Deutschen
Zentralasien-Expedition 1927—1928

Photographische Aufnahmen von W. Boßhard

Es gibt im Herzen Asiens zwei Länder, die als Turkistan, d. h. als „Land der Türken" bezeichnet werden. Ist dem Namen Turkistan keine nähere Erklärung beigefügt, so darf man wohl ohne weiteres annehmen, daß es sich um das ehemalige „Russisch-Turkistan" handelt, dessen größter Teil heute zur autonomen Sowjet-Republik „Usbekistan" geworden ist. Die Prachtbauten in den alten Städten von Samarkand und Buchara, den alten Hochburgen des Islams, erzählen uns von der hochentwickelten islamischen Kultur, die einst dort geherrscht hat.

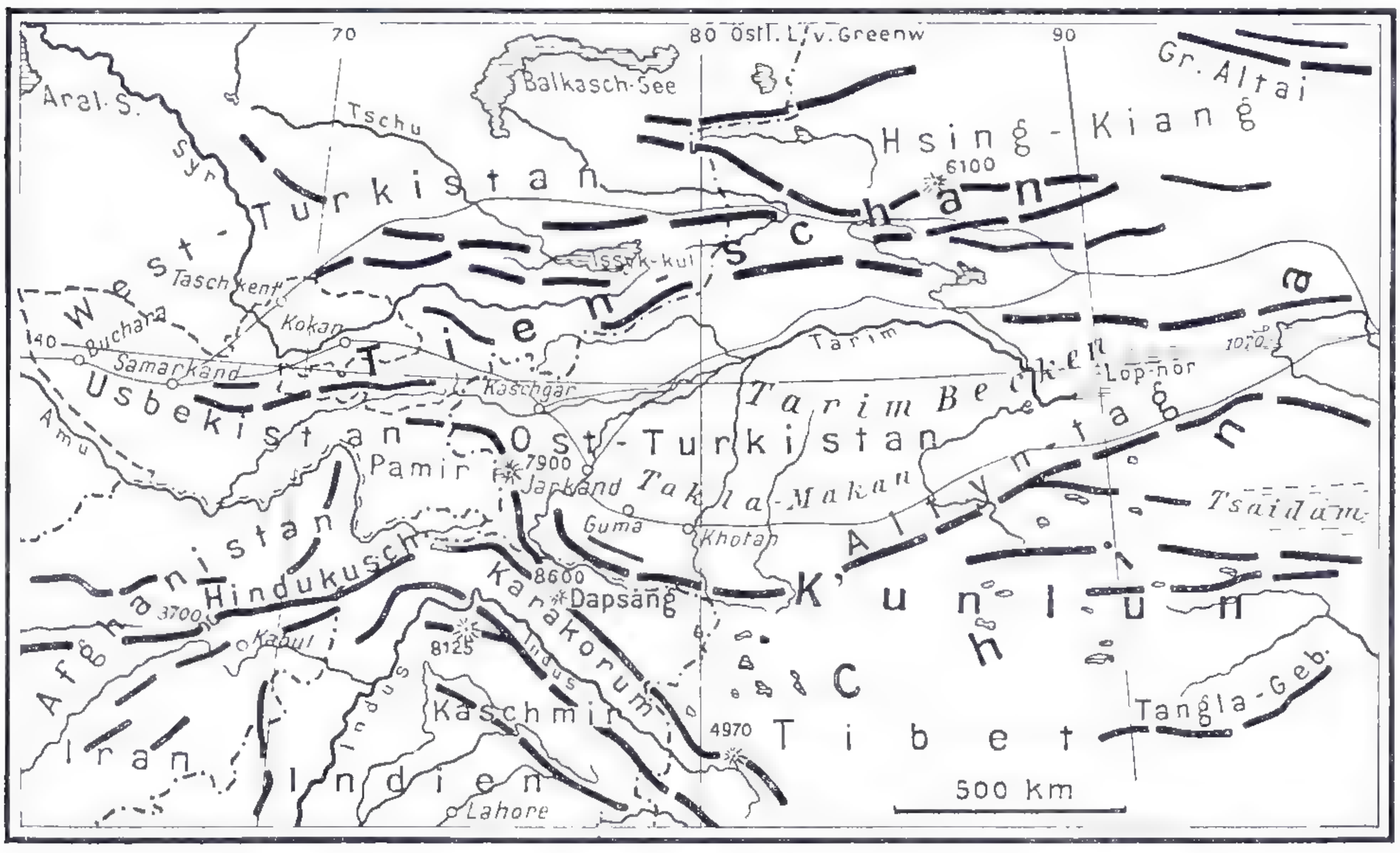
„Ost- oder Chinesisch-Turkistan" heißt aber das Land, das von Usbekistan durch das „Dach der Welt", durch den Gebirgsknoten des „Pamir" getrennt ist. Die Chinesen bezeichnen diese am weitesten westlich gelegene Provinz ihres großen Reiches als „Hsin-Kiang". Der Reisende, der zum ersten Male Ost-Turkistan betritt, wird erstaunt sein, wenn er erfährt, daß nicht nur für das Land ein chinesischer Name im Gebrauch ist, sondern ebenso auch für die großen Städte. Man hört nicht nur die auf unseren Atlanten eingetragenen türkischen Ortsnamen,

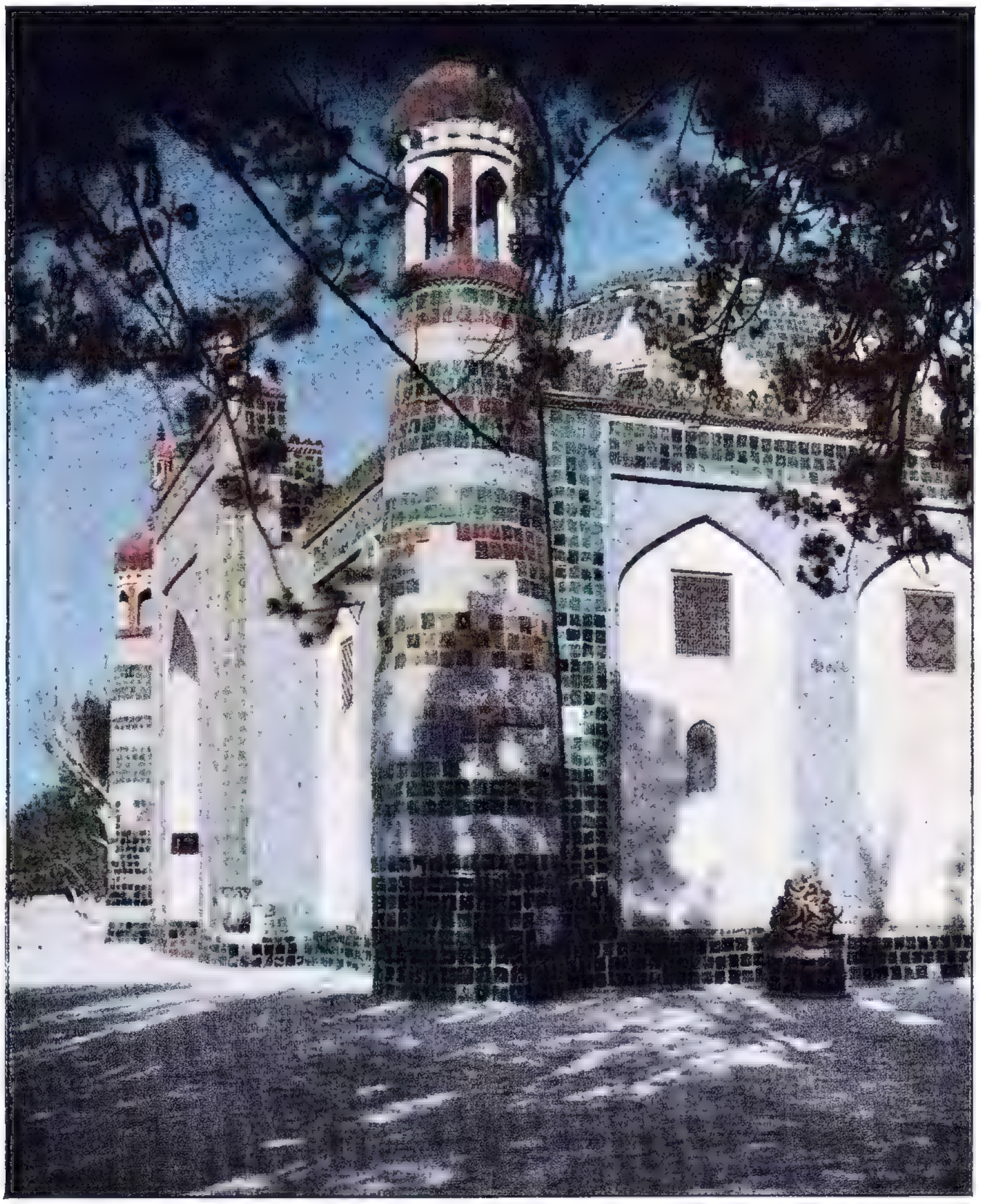
Jarkendi-Frauen in alten, gestickten Seidengewändern

Khotan = Teppich

wie Kaschgar, Jarkend, Khotan und Guma, sondern auch die alten, chinesischen Namen, die uns schon durch die chinesischen Annalen und durch die Reisebeschreibung des chinesisch-buddhistischen Pilgers Hsüang-tsang überliefert sind. So heißen heute offiziell noch Kaschgar = Su-Le, Khotan = Yü-t'ien, Jarkend = So-tsche und Guma = Pisa. Diese Namen gelten auch für den Postverkehr, und so finden wir sie noch heute auf den Poststempeln wieder.

Bei Durchsicht der älteren Reisewerke über dieses Land wird sich der Leser eigentlich gar nicht so recht bewußt, daß Ost-Turkistan eine Provinz Chinas, ja, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, eine Kolonie Chinas ist. Das „Reich der Mitte" hat seine Stellung in Hsin-Kiang grade im Laufe des letzten Jahr-





Die Hasret Apak-Moschee in Kaschgar

zehntes sehr gefestigt und seine Verwaltung ausgebaut, und es ist vielleicht diesem Umstand zuzuschreiben, daß das chinesische Element in den älteren Reisewerken nicht so stark betont wurde.

Heute hat fast jede Stadt einen „Amban" oder chinesischen Distrikts-Gouverneur, während vor 20 bis 30 Jahren nur in den allergrößten Städten Vertreter der Regierung saßen. Die Chinesen haben also in diesem Lande die Zügel fester in die Hand genommen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß nun jede Partei, die gerade im Mutterlande die Herrschaft in Händen hält, auch fest auf die Unterstützung Hsin-Kiangs rechnen kann. Bisher hat der Gouverneur dieser Provinz sich zwar in wichtigen Fragen, besonders was die der Außenpolitik anbelangt, der gerade in China am Ruder befindlichen Partei untergeordnet. Ob dieses aber immer der Fall sein wird, ist eine andere Frage.

Von den europäischen Mächten sind handelspolitisch vorerst nur England und Rußland interessiert. Beide Länder unterhalten in Kaschgar ein Generalkonsulat.

Außer der Überwachung der wirtschaftlichen Interessen müssen diese Konsulate aber auch als wichtige politische Außenposten der beiden großen europäischen Mächte in Asien angesehen werden.

Halbblutmädchen
(Vater Chinese, Mutter Türkin)

Wie überall in Asien, so stoßen auch hier die Gegensätze dieser beiden Reiche aufeinander. Das Fiasko, das die Bolschewisten in China erlitten haben, hat sich auch in Turkistan ausgewirkt: Die Stellung und das Ansehen der Sowjet-Republik sind hier untergraben, das Wort „Bolschi" ist bei der türkischen Bevölkerung zu einem sehr beliebten Schimpfwort geworden!

Ein Blick auf die Landkarte zeigt uns, daß Ost-Turkistan fast ganz von der Außenwelt abgeschlossen ist, denn die großen Gebirgsrücken des K'unlun und Tien-schan, wie auch der Pamir umklammern gleichsam das Tarim-Becken im Norden, Westen und Süden. Nur im Osten ist das Land geöffnet, aber Wüsten, kahle Felsberge und Salzsümpfe erschweren dort den Verkehr mit den östlicher gelegenen Gebieten. Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß Zweidrittel des Landes Wüste ist, und zwar Sand-, Kies- und Tonwüste. Wer glaubt, in den randlichen Hochgebirgen, deren Gipfel bis 7000 Meter aufragen, überall Alpenszenerien zu finden, wird enttäuscht sein, denn auch das Gebirge ist meistenteils nichts als öde, kahle Felswüste. Der Mangel an Niederschlägen, das dürre Klima lassen es hier nicht zur Entstehung von Wäldern und Baumwuchs kommen, in schmalem Bande umsäumt die Vegetation die Flüsse.

Nur wo das Gebirge bis zu Höhen von 5000 Meter und mehr anschwillt, nähert sich das Bild unseren Alpenszenerien. Aber wir vermissen auch hier die großen, weißen Gletscherzungen, denn es kommt nur zur Ausbildung von Hängergletschern. Hier in den Hochtälern des K'unlun hausen die Kirgisen. Mit ihren runden Filzzelten oder „Jurten" ziehen sie von Lagerplatz zu Lagerplatz und kennen sich selbst in den entlegensten und versteckteten Seitentälern gut aus. Diese K'unlun-Kirgisen sind, wie ihre Stammesgenossen im Pamir und Tien-schan, äußerst gastfreundlich. Nie werde ich den Empfang vergessen, den sie meiner Expedition bereiteten, als wir im Oktober 1927 nach einer schwierigen Durchquerung des unbewohnten nordwest-tibetischen Hochlandes in einer ihrer kleinen Siedlungen landeten.

Malerische Schluchttäler durchschneiden die Berge. Senkrecht fallen die Felswände oft zum schäumenden Gebirgsbache ab. Manche Flüsse haben sich in derartig engen Schluchten durch die Bergketten gesägt, daß ein Begehen dieser Täler nur im Winter möglich ist. Auch im Herbst hat man die Flüsse oft an einem Tage mehr als zwanzigmal zu durchreiten. Steinschlag, Bergrutsche, plötzlich einsetzendes Hochwasser bilden eine stete Gefahr für den Reisenden.

Die große Wüste Chinesisch-Turkistans, die „Takla-Makan", bietet wohl ebensoviel reizvolle Bilder wie das Gebirgsland. Dem Leser mag dies zunächst etwas unglaubhaft klingen, aber das Bild der Wüste ist durchaus nicht so eintönig, wie man es allgemein annimmt. Der Reiz, den auf mich die großen Wüstenreisen immer ausübten, lag nicht nur in dem Gefühl der Verantwortung, die man mit der Führung der Karawane in dem schwierigen Gelände übernommen hatte, sondern auch in den wirklich schönen und faszinierenden Bildern, die uns die große Wüste zeigt. Die Beleuchtungseffekte sind äußerst malerisch und geben zu den verschiedensten Stimmungen Anlaß. Am stärksten aber wirkt meines Erachtens die Wüste durch die tiefe Grabesstille, durch das große Schweigen, das über ihr liegt. Ich bin oft stundenlang ganz allein durch das Sandmeer gewandert, wenn ich der Karawane weit vorauseilte, und ich habe diese tiefe Ruhe unendlich wohltuend empfunden. Hier wurde man durch nichts, aber auch durch gar nichts mehr abgelenkt

Ambandiener

und hier lernte man sich selbst erst richtig kennen, hatte man doch Zeit und Ruhe genug, über sein ganzes Leben nachzudenken.

Interessante Bilder treten dem Reisenden am Wüstenrande entgegen, wo sich der Kampf zwischen dem vordringenden Sande und der Vegetation abspielt. Da hier im Tarim-Becken infolge einer langsam vor sich gehenden Austrocknung im Laufe der geschichtlichen Zeit die Wassermenge der Flüsse beträchtlich zurückgegangen ist, so dehnen sich am Wüstenrande große, abgestorbene Pappelwälder aus, die zu den phantastischsten Bildern Anlaß geben.

Am Südrande der Takla-Makan findet der Wanderer an manchen Stellen Heiligengräber oder „Masare", die mit Stangen und Wimpeln geschmückt sind. Oft sind diese Gräber an den Stellen angelegt, wo ehemals vor dem Eindringen des Islams buddhistische Heiligtümer bestanden. Dieses trifft z. B. auch für den Schrein von Kum-Rabat-Padschah zu, der Tausende von heiligen Tauben beherbergt. Diese Tiere sollen die Nachkommen eines Taubenpaares sein, das auf wunderbare Weise aus dem Herzen des heiligen Imam Schakir Padschah erschien, der in der Schlacht mit den ungläubigen Buddhisten von Khotan den Tod fand.

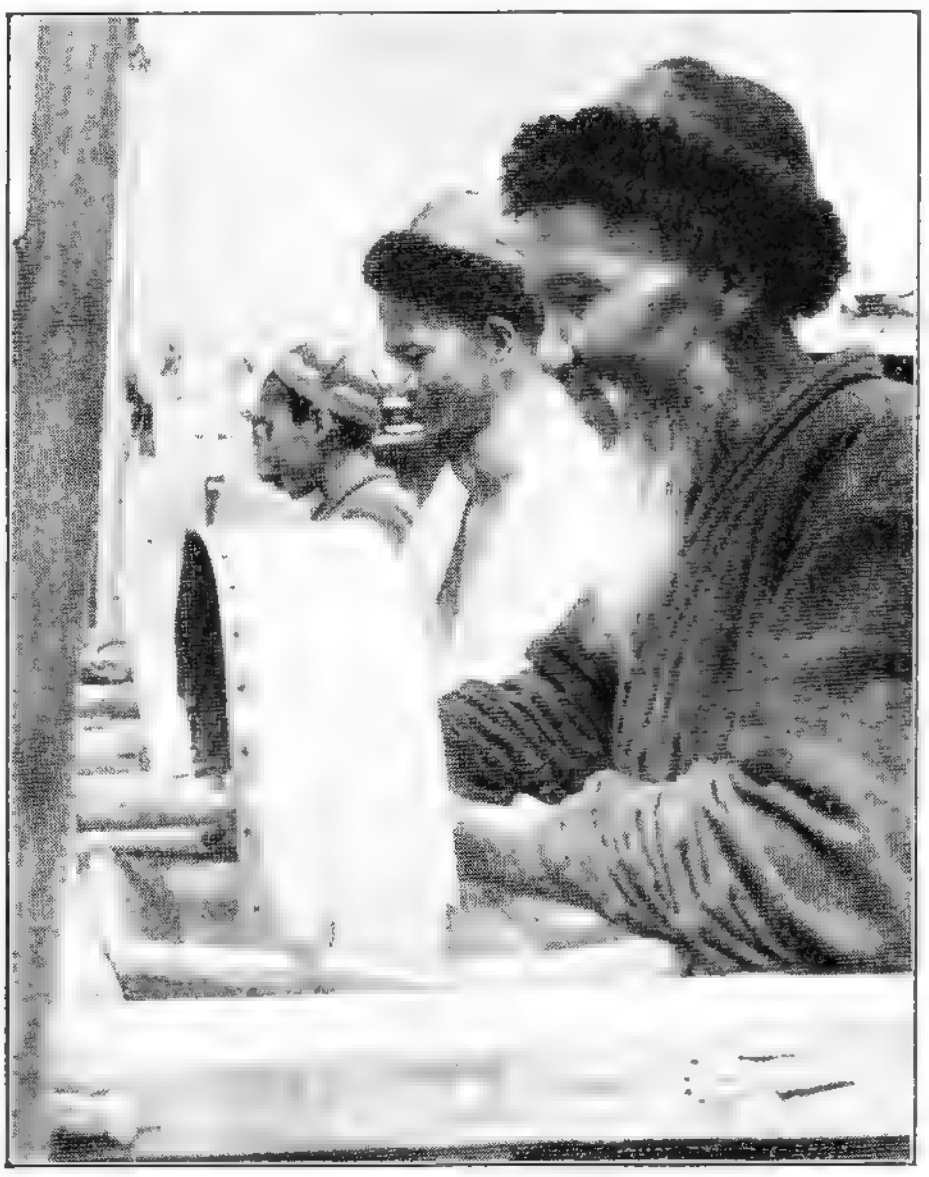
Wenn dieses Land gegen den Westen auch durch die hohen Gebirge abgeschlossen ist, so war es trotzdem in alten Zeiten ein wichtiges Durchzugsland. Ehe der Seeweg nach Ost-Asien bekannt war, vollzog sich der Handel zwischen China und dem Westen auf dem Wege durch Turkistan, und er folgte den großen, alten Seidenstraßen.

Um das heutige Bild des Landes verstehen zu können, müssen wir zunächst einen Rückblick auf seine Entwicklung werfen. Chinesisch-Turkistan hat eine recht wechselvolle Geschichte hinter sich, und diese spiegelt sich in den alten Kunstwerken und in der Zusammensetzung der Bevölkerung des Landes wider. In den ältesten Zeiten, mit dem Beginn der geschichtlichen Überlieferung bis zum 8.—9. Jahrhundert n. Chr., war dieses Land noch kein „Turkistan", denn zu jener Zeit saßen ganz andere Rassen und Völkerstämme im Tarim-Becken. Durch die großen archäologischen Expeditionen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte

Wiege mit Kind

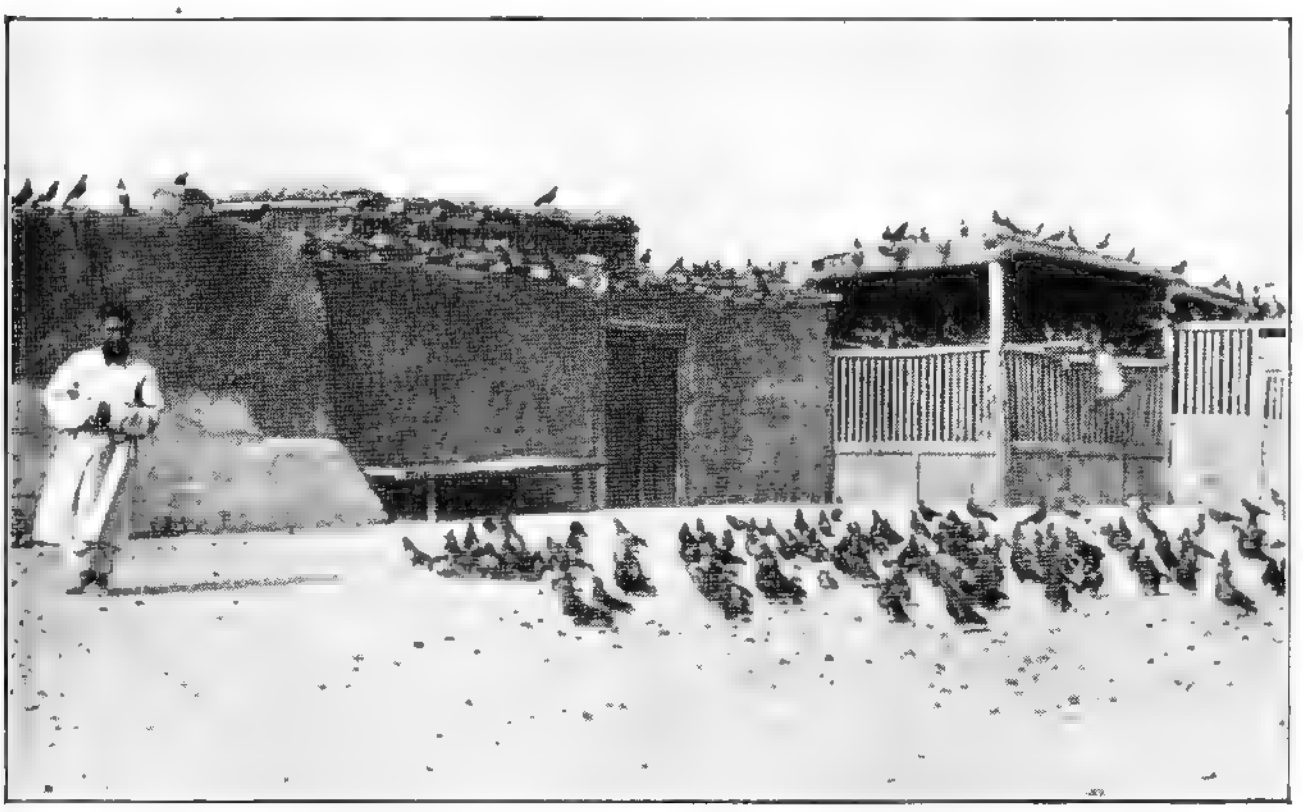
von deutscher, englischer und französischer Seite unternommen wurden, haben wir eine umfassende Kenntnis von den Kulturen und Kulturströmungen erhalten, die sich in diesem Lande ausgewirkt und vermischt haben. Aus den Manuskriptfunden haben wir erfahren, daß im ersten nachchristlichen Jahrtausend in Ost-Turkistan eine indogermanische Bevölkerung saß, und daß der Buddhismus in hoher Blüte stand. Das letztere bezeugen uns nicht nur die alten buddhistischen Texte und die Berichte der chinesischen Pilger (Fa-hien 399—400, Sung-Yün um 510, und vor allem Hsüan-tsang 629—645 n. Chr.), sondern auch die vielen buddhistischen Ruinen, die, heute zum Teil verfallen und unter Sand begraben, uns ein Bild von der hochstehenden buddhistischen Kultur übermittelt haben. Diese buddhistischen Kunstwerke, so besonders die Plastiken, sind im Gandhara-Stil gehalten, d. h. sie zeigen deutlich die für die alten Plastiken Nordwest-Indiens so charakteristische, hellenistische Beeinflussung. Diese Kunst ist sehr wahrscheinlich in erster Linie auf dem Wege durch Afghanistan ins Tarim-Becken gekommen, finden wir doch auch in Afghanistan überall buddhistische Kunstwerke im hellenisierenden Gandhara-Stil. —

Die großen Stupas, die noch an einigen Stellen in Turkistan erhalten sind,

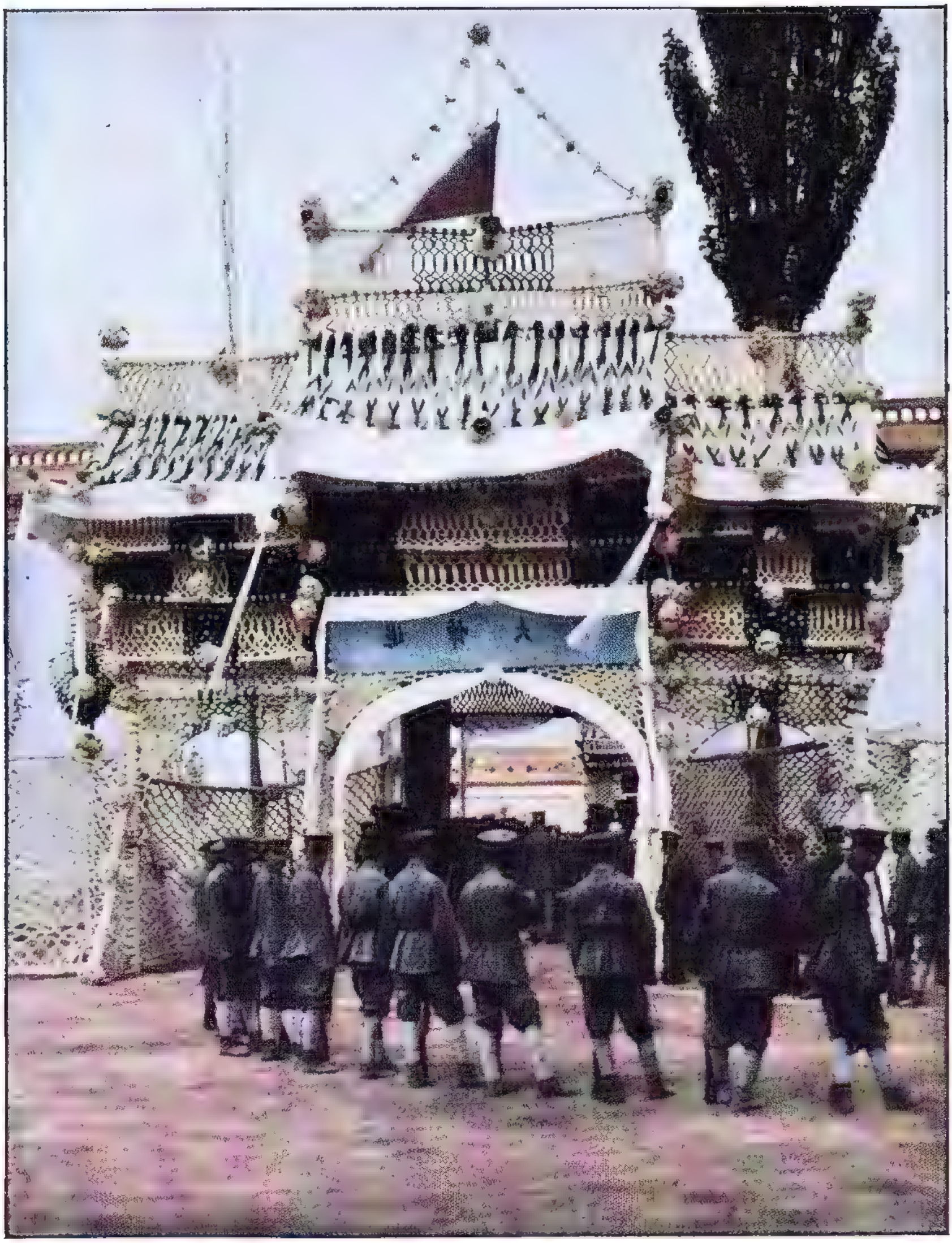


Jadeschleifer in Khotan

müssen einst wahre Prachtbauten gewesen sein, wie der große Stupa von Rawak, nördlich von Khotan, der heute zum größten Teile unter den Sandwehen begraben ist. Mir gelang es, an dieser alten Turmruine im Laufe einiger Grabungsarbeiten eine ganze Anzahl lebensgroßer, buddhistischer Statuen freizulegen, deren in schönem Faltenwurf fallende Gewänder eine tiefrote Bemalung zeigten und deren Köpfe einst ver-



Ein Taubenheiligtum in der Takla-Makan-Wüste



Toreingang im Yamen von Kaschgar. Anläßlich der Ermordung des Generalgouverneurs Yang-Tsen-Hsin (7. Juli 1928) in den weißen Trauerfarben geschmückt

goldet gewesen sein müssen. Auch der englische Archäologe, Sir Aurel Stein, hatte einst an dieser Ruine gegraben und an einer anderen Front der den Stupa umgebenden Galerie große Statuen gefunden.

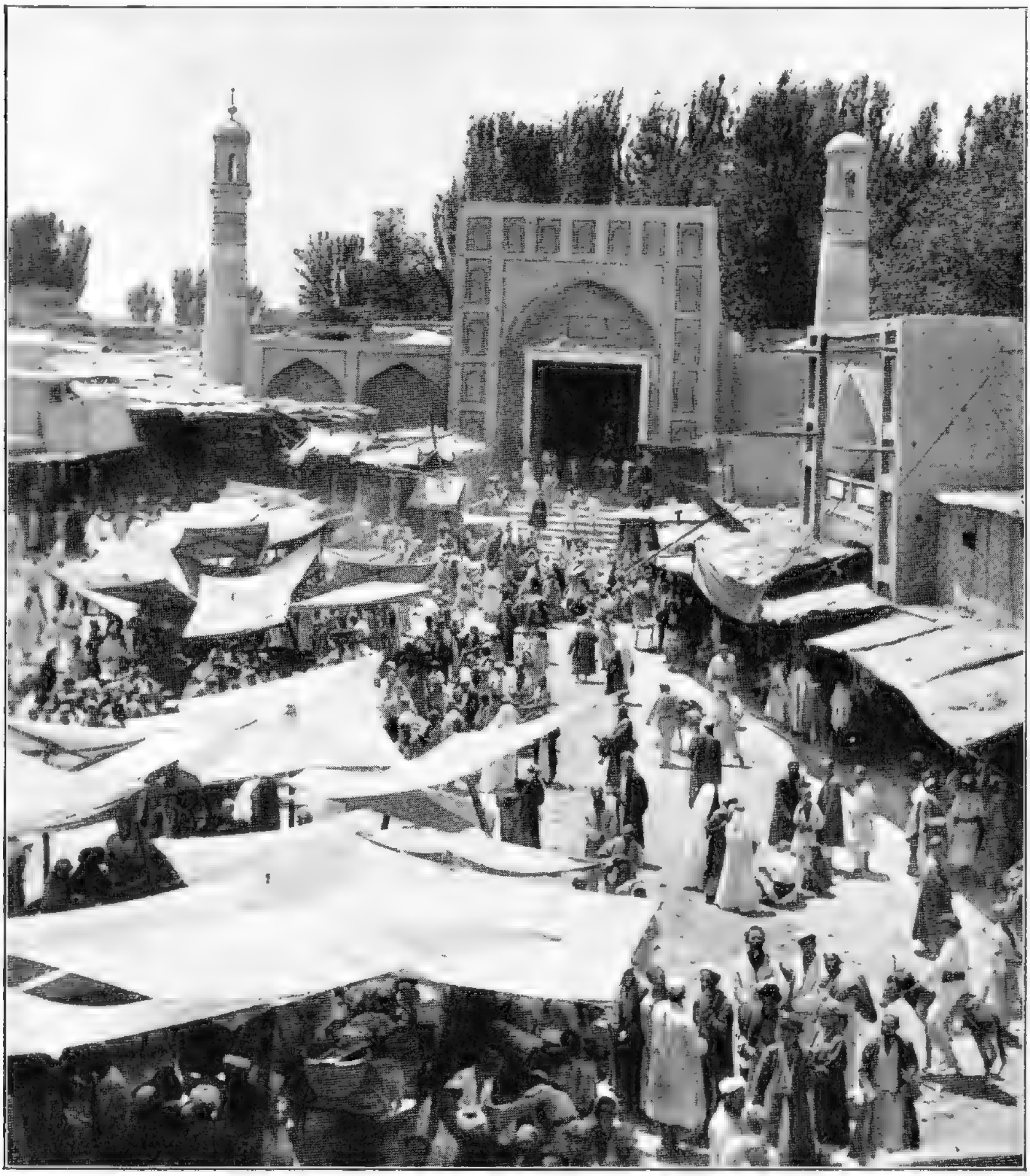
Als im 10. Jahrhundert n. Chr. der Islam seinen Einzug in dieses Land hielt und den von den indo-germanischen Völkern, den Yüetschi oder den „Indoskythen", den iranischen Saken, den Tocharern, und den inzwischen eingewanderten Türken gestützten Buddhismus mit Feuer und Schwert ausrottete, war der hochentwickelten Kultur des Landes der Todesstoß versetzt. Was sich an islamischen Bauten heute noch im Lande erhalten hat, hält einem Vergleich mit den Prachtdenkmälern islamischer Baukunst in Samarkand, Buchara oder Iran nicht stand. Ein schwacher Anklang ist die Hasret-Apak-Moschee in Kaschgar, deren blaugrüner Kachelschmuck an die Bauten des Registan in Samarkand sowie an Timurs Grabmal erinnert.

Khotan war, was den Süden des Landes anbetrifft, in der buddhistischen Zeit die blü-

Jarkendi-Mädchen in bunten gestickten Kleidern

hendste Siedlung, und auch heute ist im Westen und Süden Hsin-Kiangs Khotan unzweifelhaft die Stadt, in der noch das Kunstgewerbe in hoher Blüte steht. Als ich in den Februartagen vergangenen Jahres durch die breite Basarstraße des alten Yü-t'ien ritt, fielen mir sofort die schön geschnitzten Holzpfeiler und Querbalken, sowie die fein netzartig durchbrochenen Holzfenster auf. Man merkte hier in Khotan auf Schritt und Tritt die Liebe zur Kunst, die Freude an Seidenstickereien und Schnitzereien, an guten Teppichen und schönen Gartenanlagen. Man glaubte, die feine, uralte Liebe zur Kunst zu spüren, die bei den Urvätern der heutigen Bevölkerung die buddhistische Kultur schuf, deren Zentrum hier am Südrande des Tarim-Beckens, eben im Khotan-Distrikt lag. Leider werden die alten, seidengestickten Prachtgewänder nur noch ganz selten getragen. Nach dem Sturz der Mandschu ist auch die alte, prächtige, chinesische Amtstracht verschwunden; aber wahre Prunkstücke von Gewändern werden dem Reisenden noch hie und da zum Kauf angeboten, und schwer fällt es ihm, die Händler zurückzuweisen.

Wenleif. Gemälde von Georg Ehmig
(Berliner Akademie-Ausstellung 1929)

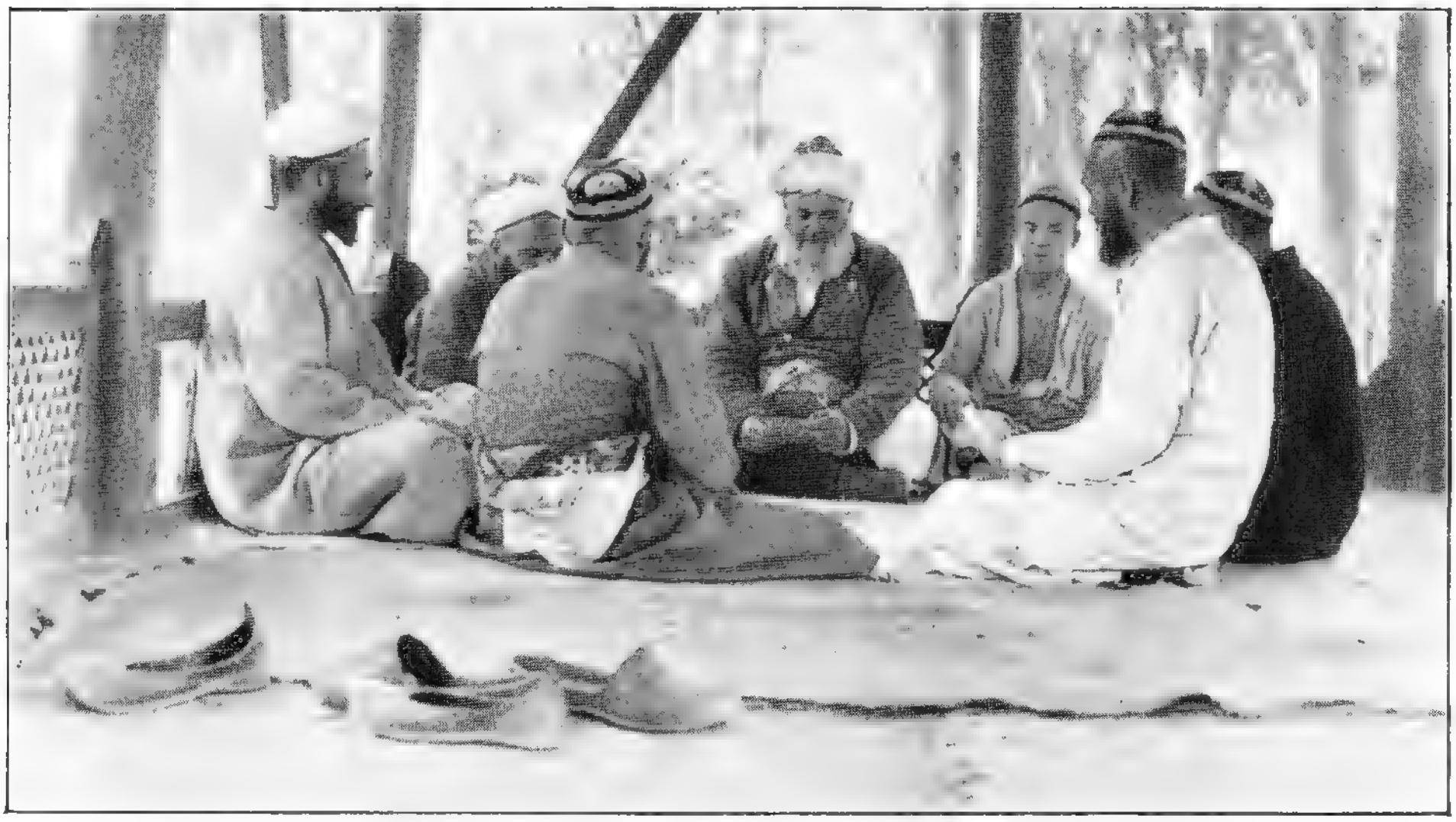


Marktplatz in Kaschgar mit der Moschee

Wenn auch Ost-Turkistan ein Spielball in den Händen der verschiedensten Völkerrassen gewesen ist, wenn hier auch vielerlei Religionen nebeneinander bestanden (Buddhismus, Manichäismus und nestorianisches Christentum), oder sich bitter bekämpft (Islam und Buddhismus) und die verschiedensten Kulturströmungen sich vermischt haben, so hat China doch fast immer seine Vormachtstellung in diesem Lande behaupten können, wenn ihm auch manchmal die Herrschaft aus den Händen glitt. Der letzte schwere Aufstand gegen die chinesische Herrschaft fand 1864 statt, als der Chodscha Jakub Beg sich auf kurze Zeit zum König von Turkistan ausrufen ließ.

Daß man in Ost-Turkistan in einem Lande weilt, das China unterstellt ist, zeigt sich besonders im Stadtbilde. Beim Betreten einer größeren Oase merkt der Reisende recht bald, daß hier eine ostasiatische Großmacht Herr und Gebieter ist. Schon das große, rote, in chinesischem Stil gehaltene Stadttor, in dessen oberem Querbalken in großen chinesischen Lettern der Name der betreffenden Stadt geschrieben ist, schon die in die Augen fallenden chinesischen Aufschriften in den Basarständen und die zahlreichen chinesischen Bekanntmachungen verkünden das Vorhandensein chinesischen Einflusses. Weniger bemerkenswert tritt dieser chinesische Einschlag in den kleineren Oasen und Dörfern zutage, ja, hier fehlt er manchmal ganz.

Chinesisch-Turkistan ist ein Land, in dem

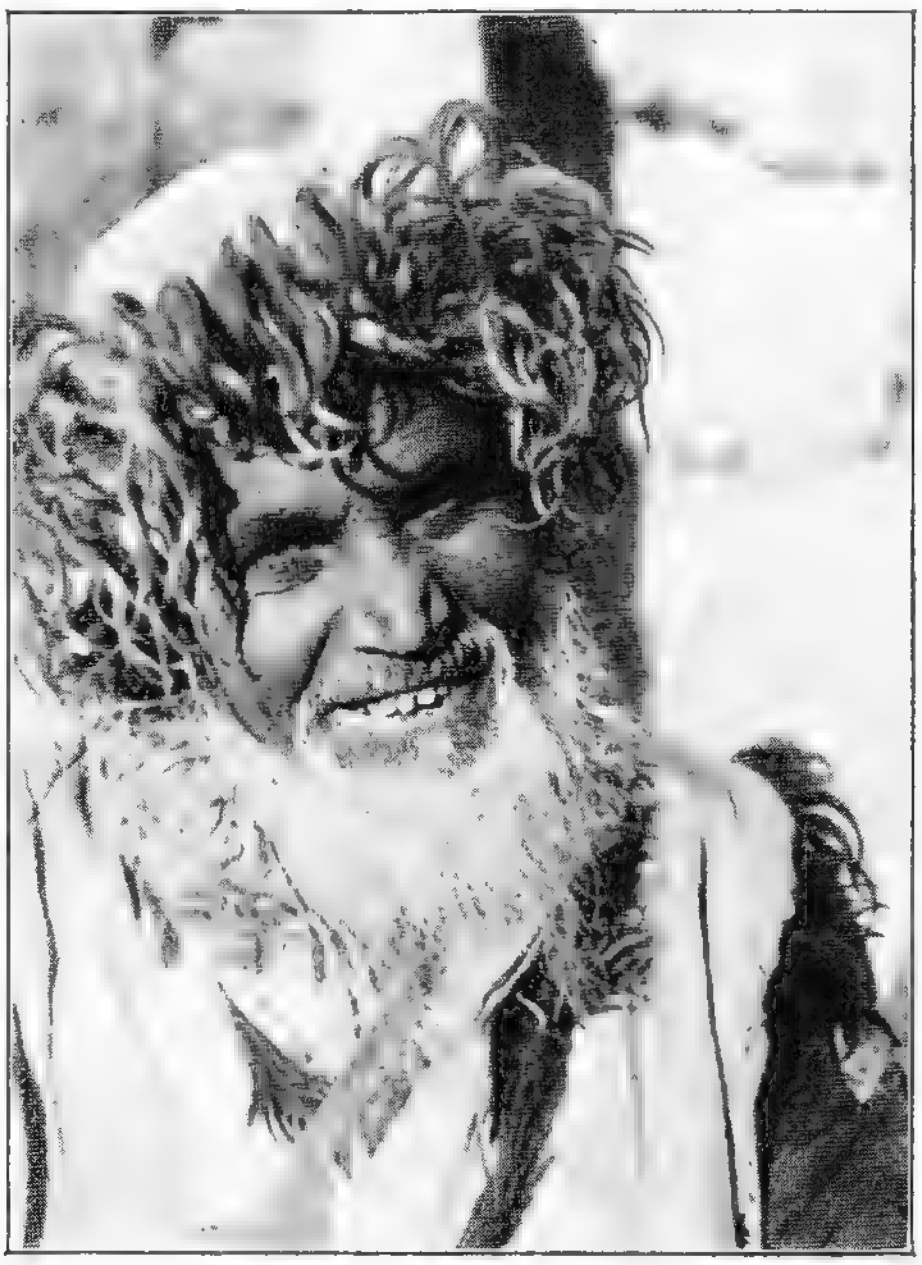


Eingeborene beim Kartenspielen

es sich leicht leben läßt. Grund und Boden ist bei guter Bewässerung äußerst fruchtbar und wirft reiche Ernten ab. Lebensmittel sind unglaublich billig; so kosten zum Beispiel: 1 Huhn 50 Pfennige, 1 Ei 2—3 Pfennige, 1 Hammel 5—6 Mark. Ebenso sind Früchte, besonders Aprikosen und Melonen, an denen das Land überreich ist, sehr gut und preiswert.

Bei der Feldbestellung müssen die Frauen eifrig mithelfen, ja, ich glaube, daß ihnen die meiste Arbeit obliegt. Die Männer führen immer ein recht beschauliches Dasein. Beten, Essen und nochmals Essen und wie-

Chinesische Frisur



Schafhirt aus Turkistan

der Beten, Tee trinken, Karten spielen, stundenlang beim Kreisen der Wasserpfeife plaudern und dabei allerhand Geschichten erzählen, mit Freunden auf die Jagd gehen, das ist wohl so die Hauptbeschäftigung der Männer der mittleren und besseren Stände. In diesem Lande überarbeitet sich der Mensch nicht; das Leben wird leicht genommen, Sitten und Moral sind sehr gelockert, besonders im Khotan, wo die Eltern ihre Töchter immer wieder und wieder verschachern. Unser alter armenischer Freund in jener Stadt sagte uns

einmal: „Toute la ville de Khotan c'est une bordelle“ und unsere indischen Diener, die strenge Moslems waren, entsetzten sich über die dort herrschenden Zustände so, daß unser Koch einmal meinte: „yih tek Mohamedan bilkull nähin hain — das sind ja überhaupt gar keine richtigen Mohammedaner!“

In der Bevölkerung tritt das chinesische Element sehr zurück; der hübsche Menschenschlag der Osttürken überwiegt bei weitem. Oft begegnet man auch den Nachkommen der alten indogermanischen Bevölkerung,

Eingeborene verfolgen den Photographen

Oben: Chinesisches Kind

Chinesisches Fort; davor mohammedanisches Heiligengrab

prächtigen, arischen Typen mit blondem Haar und blaugrauen Augen. Das leichte Leben, das das Land allen gewährt, spiegelt sich auch im Wesen der Bevölkerung wider. Die Menschen sind immer fröhlich und lustig, und stets ertönen Musik und Gesang.

Keine Eisenbahnen sind bisher in Hsin-Kiang gebaut worden. Keine Autos und Motorräder stören die Ruhe der großen Oasen, nicht einmal ein Fahrrad ist zu erblicken. Wie vor 1000 Jahren ziehen heute noch die großen Kamelkarawanen auf den uralten Landstraßen einher, und die Bevölkerung lebt glücklich und zufrieden wie die Ahnen in den einfachen Lehmhäusern oder in ihren Schilfhütten.

Die Karawane im endlosen Sandmeer

Sara die Magd

Novelle von Helene Böhlau

Bei Kirstens in der Wünschengasse diente eine Magd zur Zeit, als die Ratsmädel so ganz im kindlichen Überschwang der köstlichen Jahre standen.

Diese Magd Sara mochte von einem guten Geist ins Haus geführt worden sein. Im Verein mit der zarten Weisheit der schönen, lieblichen Frau Rat, die wohl alles Gute und Reine in ihren Kindern erwecken konnte, gehörte hin und wieder ein Sturmwind her, der sie gewaltig anblies, daß ihnen Hören und Sehen verging, der über sie hinraste, wenn sie etwas ausgefressen hatten. Die Magd Sara aber diente der schönen und zarten Frau in Demut und Hingebung, ja sie schenkte der zarten Mutter der wilden Kinder wohl noch etliche Jahre des Lebens durch ihre starke, freundliche Hilfe im Hause.

Aber es kam eine Zeit, in der Sara nicht hinter jedem Stäubchen her war, eine Zeit, in der man sie im Waschhaus wehmütige Lieder singen hörte und sie mit dem schweren Tragkorb nasser Wäsche im milden Schritt hinaus zur Bleiche und zum Wäschetrockenplatz mit Röse und Marie, die die Waschleine trugen, zog. Beiden Mädchen fiel es auf, daß Sara nicht so mächtig mit ihrer Wäsche dahinschritt. Sie suchte sonst eine Ehre darin, daß niemand ihr ansah, wie schwer sie trug. Und wenn die Wäsche auf den Leinen hing und der Wind mit den Hemden, den Unterhosen des Herrn Rat, den großen Bettlaken, den Sommerkleidern sein Wesen trieb, in sie hineinfuhr und die Hosen, Hemden und Kleider Kapriolen machen ließ, da konnte die Magd sonst lachen und jauchzen mit den wilden Mädels zusammen, tanzte dann wie so ein vom Wind besessenes Hemd oder gar wie eine außer sich geratene Hose, und die Sommerkleider in ihrer tollen Fliegerei wußte sie köstlich darzustellen. — — Aber jetzt?

Röse und Marie besahen sie ganz betreten. Der denkbar herrlichste Wind wirtschaftete in den Wäschestücken, die Hosen tobten, die Hemden blies er auf, und die Sommerkleider neigten sich zueinander und flatterten auf, als wollten sie wie Engel gen Himmel fliegen. Sara blickte gleichgültig, als ginge sie die ganze, große Herrlichkeit nichts an. Ihre dunklen, lockigen Stirnhaare flogen, aber sonst rührte sich kein Glied an ihr.

„Na," sagte Röse, „bist du denn ganz?"

Und Marie hing sich an sie und fragte: „Bist wohl krank, Sara?" Da bekam sie aber einen tüchtigen, unwilligen Puff.

„Herr Gott noch einmal, das geht euch gar nischt an. — Wascht ihr mal von früh zwei drei Tag lang, ob ihr dann noch Knochen im Leibe habt?"

Es war nicht nur, daß Sara schimpfte — Tränen hatte sie auch noch dazu in den Augen. Vor Tränen aber hatten Röse und Marie eine heilige Scheu. Was mußte der mächtigen, starken Sara geschehen sein?

Als am Abend die Mutter, wie sie es immer zu tun pflegte, ihnen noch einmal Gute Nacht sagte — sie wußte, daß die Kinder vor dem Einschlafen in ihren Betten ihr weiches Viertelstündchen hatten, der Weg zu den übermütigen, blühenden Herzen frei war —, da schienen sie ganz besonders zärtlich, krochen alle beide in ein Bett, hängten sich an der Mutter fest wie liebevolle, junge Tiere. Feuchte Lippen suchten und fanden, und die liebliche Frau kam in einen rosigen, blonden, warmen Frühlingssturm kosender Liebe. Wie das schön war, nach des Tages Mühen unterzutauchen in diese zappelnde, warme, glücklich-wohlige Nestwonne.

„Du," sagte Röse, „die Sara hat geweint, sag' ich dir, und wie ein Bock stand sie da."

„Klatsche!"

„Was — Klatsche — als ob die Mutter das nicht wissen müßte, wenn die sich hinstellt und heult vor aller Augen."

„Ja, Kinder," sagte die Mutter sanft, „die Sara wird von uns gehen und heiraten."

Röse: „Herr Gott noch einmal, weshalb denn?"

„Weil sie auch einen Mann haben will und Kinder, weil das einmal nicht anders ist."

Marie: „Das ist unrecht von ihr, dich zu verlassen."

„Es wird ihr schwer genug."

Röse: „Da kannst du aber dich heilig darauf verlassen — wir nicht — wir nicht wegen einem fremden Mann und fremden Kindern."

Ein Andrängen und Kosen.

„Ja, und wer ist dann der Mann und wer sind dann die Kinder?"

„Vor der Hand der Mann," lächelte die Mutter.

„Ach so — vielleicht ist's gar der lange Kerl, der Engelbert, der jetzt Sonntags manchmal in der Küche sitzt?"

„Der," sagte Frau Rat, „der ist's."

Beide Mädchen lachten.

„Pui, pui! Wegen dem weint sie und steht wie ein Bock, als könnte sie nicht dreie zählen. Dumm von ihr. Und wir glaubten," fuhr Röse fort, „sie wäre so eine Art König Salomo; auch Ernst Schiller hat die höchste Achtung vor ihr. Gestern noch sagte er: ‚Eure Sara is ein Mordskerl, Hut ab.' Der wird jetzt anders reden. Ich hör' ihn schon."

★

Es hatte aber alles seine Richtigkeit. Sara „ging" mit Engelbert Stiefel, wie sie in Weimar sagen und sonstwo auch, dem wohlbestallten Kutscher Seiner königlichen Hoheit Kutscher also im höchsten Sinn.

All diese herrschaftlichen Kutscher und Lakaien hatten es so an sich, daß sie sich ein Air geben konnten, wenn sie auf dem Bock saßen, die Lakaien noch mehr als die Kutscher. Sie personifizierten gewissermaßen die Hoheit der Insassen in der Kutsche. Engelbert Stiefel sah in seinem Pelz einem ägyptischen König gleich, und das war gut, denn sein Großherzog saß wie ein dicker, kurzer Sterblicher in der Jagdkutsche und ebenso in der Prachtkarosse.

So mochte es auch gekommen sein, daß die Magd sich in die hochherrschaftliche Geste ihres Stiefels verliebt hatte. Aber eine Enttäuschung blieb hier nicht aus: kam Engelbert Stiefel aus seiner Livree ohne hohen Pelzkragen und Dreispitz, mußte eins alle Kräfte zusammennehmen, um ihn wieder zu erkennen. Es gibt umfangreiche Apfelsinen, die, wenn man sie aus ihrem orangenen dicken Rock heraustut, ganz kümmerliche Früchtchen sind. So war's mit Engelbert, spießermäßig kam er aus seiner Pracht heraus, hatte einen Schusterkopf auf und gar keine Haltung. Man hätte ihn umwerfen können, und Sara die Magd wäre in Lumpen gegen ihn gehalten ein stolzes Weib gewesen. Um seine dürre Spießigkeit hatte ihre Phantasie aber eine Geisterlivree gewoben, die sie immer sah, und das war gut.

Aber zur Trauung mußte er in Pelz und Dreispitz kommen, das tat die Magd nicht anders. Es wurde zu diesem Zweck eine Bittschrift ans Hofamt verfaßt — und es gelang.

★

Frau Rat, Röse und Marie sahen die stolze Magd mit ihrem ägyptischen König in Ehringsdorf, wo er gebürtig war, in der kleinen Kirche vor dem Altar stehen.

Es wurde außerordentlich feierlich, und Saras Stiefel machte eine großartige Figur. Der Herr Hilfsgeistliche, der sie traute, war überhaupt nicht zu sehen vor Pelz und Braut, so mächtig ragten sie vor ihm auf. Man hörte nur seine Stimme. Erst als das Paar kniete, sah man ihn, ein spärliches Männlein, das ihnen sagte: „Mehret euch!" und ihnen zu einem gottgefälligen Leben zuredete. Er brachte alle Anwesenden im Kirchlein zu Tränen.

„Das hab' ich mir nun nicht so betrübt vorgestellt," sagte Röse zur Mutter. „Weshalb haben wir ihnen denn ihre Tür so hübsch bekränzt — und weshalb sollen sie sich eigentlich mehren? Heißt das, sie sollen Kinder kriegen? Oder was? Müssen sie das oder wollen sie das? Ich dachte — —"

„Pst," sagte Frau Rat. „Red' nicht bei der Predigt."

★

Sara und ihr Mann blieben im Hause in der Wünschengasse. Sara hatte von den Beutlersleuten im oberen Stock zwei Stuben abgemietet. Sie hätte sich nicht trennen können. So konnte sie doch alles im Auge behalten, beispringen, wenn man sie brauchte. Ein fester, treuer Mensch war gut nahe zu haben, und Frau Rat dankte es ihr. Sie kannte ihre Magd.

So ging Sara nach wie vor in der Wünschengasse ein und aus. Röse und Marie aber schien es, als wäre sie doch nicht mehr da.

Früher hatte die Magd ein ganzes Haus und viel Personen unter ihrer Obhut, jetzt nur ein einziges Spießerlein, das so dahinlebte.

Selten sah sie ihn einmal vorüberfahren in seiner großherzoglichen Kutscherlivree als ägyptischen König, dem eigentlich ihre Hingebung galt. Der herrliche Pelz und der Dreispitz blieben im Marstall zurück und wurden dort ihrem Wert und ihrer Würde nach gepflegt und behandelt. Wie würde sie dieses Ornat irdischer Größe geliebkost, gebürstet und geklopft haben! Der ganze Mann gab nicht so aus.

Er gab überhaupt nicht sehr aus, so wohlversorgt die hübsche Ehe war. Auch die Vermehrung, die der junge Hilfsgeistliche gewünscht hatte, ließ etwas auf sich warten, was Saras Temperament nicht recht war. Sie wollte des Weibes Schicksal sofort in vollem Maße haben, leiden, wickeln, säugen, Kindswäsch. Wär' noch besser! Herr Gott noch einmal! So hatte sie ihre Sorgen.

Oft war ihr Stiefel auch mit Kutsche, Pferden und Herzog unterwegs, ja sehr oft, alle naselang. Allerhand Sorgen, allerhand sonderbare Dinge lernte sie kennen, die arme Haut.

Was machte er nur so zum Beispiel abends und wenn der Großherzog nicht ausfuhr? Und Sonntags? Und während seiner Freistunden? Soviel sie wußte, guckte er nie in ein Buch — hatte an nichts besondere Freude, tat seine Pflicht — die aber kann man nicht immer tun. Mit der Dienerschaft auf den verschiedenen Schlössern war er doch auch nicht gleich auf Du und Du. Ihr Stiefel war nicht mitteilsam, kurzum, es gab da allerhand.

★

An einem wunderschönen Sommerabend kam er endlich einmal wieder nach einer längeren Abwesenheit von Jena und Dornburg zurück.

Sara saß still im aufgeräumten Stübchen am offenen Fenster, hatte nichts zu tun, wollte eben hinuntergehen, ob sich da nicht etwas für sie zu schaffen fände. Da tat sich die Türe auf, und ihr Eheliebster kam unerwartet herein, lebhaft eilte er auf sie zu, nicht gemäßigt, wie es sonst seine Art war. Er schloß sie fast feurig in seine Arme und küßte sie noch feuriger, ganz des Kuckucks.

Sie aber fuhr auf wie ein Panther und schrie: „Sind das eheliche Küsse! Sind das etwa eheliche Küsse? Bleib' mir vom Leibe — du! Du hast e Mensch!" Damit war sie zur Tür hinaus, die Speichertreppe hinauf. Eine Bodenkammertüre wurde zugeworfen und sie war drin in der Kammer — und blieb drin und hatte sich eingeriegelt.

„Na," dachte oder sagte er, und das war für eine Weile das einzige, was er dachte oder sagte.

Nachdem eine schickliche Zeit, wie er sie sich und seiner Kutscherwürde schuldig sein mochte, verstrichen war, und er auf demselben Stuhl gewartet hatte, von dem sein Eheweib empört aufgesprungen war, machte er sich langsam auf, um der Frau nachzugehen. Zuvor aber brannte er sich ausführlich am kleinen Herd, in dem noch etwas Glut war, seine Pfeife an, etwa im Gefühl, daß er mit der zwischen den Zähnen nicht so ganz allein wäre.

Und nun stand er vor der Kammertüre. Zuerst klopfte er, weil ihm die rechten Worte fehlten — dann hörte er mit Klopfen auf und stand nachdenklich da. ‚Was so'n Frauenzimmer is — ei — ei — ei — ei.' Er kratzte sich den Kopf. „Sara, sei doch verständig."

Das klang sonderbar spießig und mißfiel der Frau hinter der Tür.

‚Verständig,' dachte sie, ‚das sagt eins zum andern, wenn's im Unrecht ist. Weshalb denn sonst gerade verständig? Ganz überflüssig, wenn alles in Ordnung ist!' Sie rührte sich nicht.

„Scheener Willkomm — sehr scheene!" ‚Dummehrig' klang das, kritisierte sie scharf in ihrem gekränkten Herzen. ‚Wirst schon e Mensch ham, sonst tätste nich so lawrig daher gähre. So'n Mann is durchsichtig wie 'ne Fensterscheibe.'

Er war merkwürdig still, es schien ihm gar nichts einzufallen. Es dunkelte — er ging aber nicht. Jetzt klopfte er wieder.

‚Sauber, wenn er wäre, träte er jetzt gegen die Tür wie der Teifel und donnerte dergegen!' Ihr Herz schrie nach diesem Lärm und Getöse, aber bei ihm blieb es bei gesitteten Äußerungen. Schlimmer hätte er sich gar nicht aufführen können.

‚Lump!' schimpfte sie stumm, tief innerlich. ‚Du ganz verloddertes Mannsbild du! Schwerenöter schlappiger, du falscher Christ! Wart', dir komm' ich; Wischlumpen du, Fetzen!' Dabei vergoß sie heiße Tränen, war ganz geschlagen vor Liebe, Zorn und Wut.

Ihm war Angst vor dem stummen, wilden Tier in der Kammer. ‚Hervorbrechen wenn die tät': Teifel! — Teifel!'

So schlich er hungrig und müde in das gemeinsame Schlafzimmer und legte sich zu Bett. ‚Jesses,' dachte er, ‚die dut als wißte se! Der muß doch eens was gesteckt hamm?' Er konnte aber nicht schlafen, denn sie kam und kam nicht. Er fühlte so etwas wie ein böses Gewissen, und trotzdem war's nicht der Rede wert. ‚Sie sollte mal sitzen un auf den Großherzog warten — du meine Giete — mit der ihrer Hitzen! Verheirat sein is scheen — aber — aber — aber' — Stille war um ihn, wie in einem Grab. Unbehaglich — ja schauderhaft.

Am Morgen, ehe er fort in den Marstall mußte, kochte er einen Kaffee und tat so viele Bohnen hinein, daß es durchs ganze Haus duftete bis hinauf in den Speicher.

Ob das nicht zog? Aber es zog nicht.

Er ging unverrichteter Sache an seine Arbeit, ganz desperat. ‚Wär's nur endlich losgebrochen! Wenn ich den erwisch' — der mir das — Gott Gnade dem Luder!'

Als die Frau den Mann die Treppe hinabstolpern gehört hatte, trank sie ihren Kaffee. Die schlechte Nacht in der Rumpelkammer hatte sie ganz mürbe gemacht. Sie sann, wie da am besten Ordnung zu schaffen sei — und Ordnung muß sein in der Ehe. Herr Gott Sakerment noch einmal! Da muß Wahrheit her! Sie wusch sich, zog sich sauber an und ging zur Frau eines Lakaien, der ihrem Stiefel neidisch war aus allerlei Gründen. Dort brauchte sie nicht lange zu fackeln, den hätte sie nämlich auch haben können.

Aber was war der gegen Stiefel! Die Frau des Lakaien kühlte deswegen gern ihr Mütchen an ihr, und sie bekam, ohne daß sie fragen mußte, warum sie kam, zu hören, was ihr wehe tun sollte, was ihr jetzt aber diente.

Kellnerin also in Jene in der alten Ölmühle!

Also.

Heut war Markt, da konnte sie mit den Botenweibern nach Jena gehen. Vorerst aber kochte sie für ihren Stiefel mit aller Sorgfalt — denn war er ein Eheverwüster, warum sollte sie einer sein — und was sich an guter Speise gehört, daran durfte es ihm nicht fehlen. Dafür war sie die Frau.

Punkt zehn Uhr schon machte sie sich mit den Botenweibern auf den Weg, denn die Jenschen waren bald fertig mit ihrer Ware. Jena ist milder als Weimar und alles früher reif, was da wächst, und reichlicher.

Die Botenweiber gingen im Halbschlaf und strickend nach Jena mit ihren leeren Körben zurück. Der Weg lag ihnen von den Urgroßmüttern schon in den Beinen, er war mit ihnen geboren.

Am Wegrain flocht sie die dicken Zöpfe, legte sie fein säuberlich um den gerechten, festen Kopf, wusch Gesicht und Hände an einem kleinen Wasserlauf, band sich eine hellblauseidene, breite Schürze vor, die Brautschürze, die sie in der Handtasche mitgenommen hatte, war nun schön und stolz beieinander, bereit, es mit jeder Gegnerin aufzunehmen.

So betrat sie die Ölmühle.

In der alten Wirtsstube war niemand außer einer jungen Person, die Zinnkrüge wusch. Die trocknete sich die Hände und fragte nach den Wünschen der Frau. Die bestellte sich einen Kaffee, Brot und Butter und setzte sich, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Die junge Person brachte, was verlangt war. Drei Stunden Wegs machen hungrig. Sara griff ruhig und tapfer zu. Ihre starken Augen ruhten auf der Kellnerin, die weiter spülte. Ja, das konnte sein Gusto sein — hellblond, zierlich, so'n Püppchen, gerade das Gegenteil von ihr selbst. Abwechslung vergnügt.

„Kellnerin," sagte die Frau, und die kleine Person schaute auf. „Ich bin die Frau von Engelbert Stiefel, das hat Sie wohl gar nicht gewußt, daß Sie es mit einem Verheirateten zu tun hätte?"

„Iche? Nee!"

„So — so — das gibt's gar nich, wo der Lakai auch hier verkehrt, das Gährluder."

„Iche? Nee! — so wahr ich leb'."

„Is mir wurscht," sagte Sara kurz. „Komm Sie her. Ich freß' Sie nich."

„Hat die Frau auch nich die Bohne Ursach."

„So, meinste? Jetzt tritt her un antwort' mir."

„Was is das fir e Ton, den verbitt' ich mir!" Die Kleine stand kampfbereit wie ein Hähnchen.

„Nur ruhig! Du gehst mir ganz un gar nischt an, was du gemacht hast, is deine Sach', du Windige du! Ich aber will wissen, wohin er dich ausgeführt hat?"

„Das geht dich gar nischt an."

„So — So? Wart ihr in Löbde etwan?"

„Da is nischt passiert, gar nischt."

„Passiert auch noch, — wär' nich übel! Ich will wissen, was er dir in Löbde vorgesetzt hat?"

„Heiliger Strohsack! Bist du e geizges Luder!"

„Geizg oder nich — ich will wissen, was du gefressen hast?"

„Nee, solche Ausdrücke verbitt' ich mir!"

„Geh her!" Sara griff nach der Hand der Blonden und preßte sie in der ihren. „Merkste was? Wenn du mir nich sagst, was ich wissen will, lur' ich dir auf un dresch' dich!"

„Na also, Schweinernes, meinetwegen."

„Un getrunken?"

„Jenenser nadierlich."

„Un weiter?"

„Was geht denn dich das an?"

„Weiter!"

„Kaffee un Kuchen."

„Un was noch?"

„Rostbratwürschte."

„Sapperment!"

„Getanzt auch?"

„Jawohl — aber passiert is nischt — nie — nischt."

„Is deine Sach'. — Und auf'n Fuchsturm?"

„Pfannekuchen."

„Geh, gib deinen Bleistift her hinterm Ohr. Soviel hast e gefressen, daß s' eins nich merken kann."

„Du machst wohl e Kochbuch? Du?"

„Iber alles, was du gefressen hast."

„Bei dir is 's wohl im Oberstübchen nich ganz?"

„Kann dir egal sein." Sara hatte in ihrer Tasche ein Fetzchen Papier gefunden und schrieb nun mit dem Bleistift der Kellnerin. Im Bären hatten sie feinen Wein getrunken und Koteletten gegessen mit Salat. Auf dem Forst wieder Rostbratwürste, Eierkuchen und Musik (das ist süßes Bier mit geriebenem Brot und Weinbeeren) und hatten wieder getanzt.

„Aber gewiß und sicher, passiert is nischt."

Die kleine Person war verängstigt, denn

vor ihr saß Frau Großherzogliche Kutscherin Stiefel in Wahrheit, wie König Salomo in seiner Herrlichkeit. Ihre hellblauseidene Schürze floß blendend an ihr nieder und ihre starken Augen hielten das Weibsbildchen wie zwei Fäuste fest.

*

Während die Frau sich auf das kräftigste bemühte, ihre Ehe in Ordnung zu bringen, und die kleine Kellnerin in Angst und Schrecken versetzte, bis sie jeden Bissen wußte, den die beiden miteinander verzehrt hatten, und jeden Schluck auch und sich wieder auf den Weg gemacht hatte, um vor Dunkelwerden daheim zu sein, und ihrer Widersacherin noch zum Abschied gesagt hatte, daß sie wohl bemerkt habe, daß der Kellnerinnenbusen wattiert sei, was man drei Meilen weit sehe, wußte der ärmste Mann nicht wo ein und aus.

Er war ein Bild zum Erbarmen. Zehnmal lief er auf den Speicher, um die Frau immer von neuem zu suchen, kehrte die wunderlichsten Gegenstände um und um, als hoffte er, sie vielleicht doch darunter zu finden. Aber weg war sie. Er lief zum jungen Hilfsgeistlichen in seiner Not, denn er fürchtete, sie habe sich ein Leids angetan, beichtete alles.

„Der Tausend," sagte der junge Mann. „Als Sie so stattlich beide vor mir standen, wer hätte das gedacht! Ich werde zu Ihnen kommen — und sollte das Entsetzliche sich bewahrheiten, nehmen Sie es ergeben auf. Ich werde also kommen und Sie zu trösten versuchen, wenn es sein müßte."

Wenig getröstet ging Engelbert heim, im Gegenteil, was er nur als äußerste Möglichkeit geahnt hatte, nahm der Mann Gottes als ganz natürlich an. Strafe und Prüfung. Auch bei Frau Rat sprach Engelbert vor.

„Nein, Herr Stiefel," sagte sie. „Sie wird kommen, das gibt es nicht, daß seine Frau sich ein Leid antut, die kenne ich wie mich selbst. Haben Sie nur Geduld. Was Sie mir da erzählt haben, ist gewiß nicht leicht für eine Frau. Aber Sie haben eine köstliche Frau, die tut so etwas nicht."

Röse und Marie aber waren ganz anderer Meinung. Daß Sara etwas Außerordentliches getan hatte, stand ihnen fest. Sie kannten sie. Wie oft war sie in ihrer Gerechtigkeit und Tugendhaftigkeit über sie hergefallen in ihrem Zorn, davon wußte die Mutter nicht viel. Recht hatte sie immer gehabt, denn klug war sie, und gucken tat sie einem durch und durch. Lügerei war bei ihr unmöglich. Auf die kleinste Lüge hatte sie sich gestürzt wie ein Adler auf einen Sperling und hatte sie zerfleischt.

Wenn der Engelbert was Schlimmes angestellt hatte — Gott Gnade ihm; aber sie wußten nicht, was er gemacht hatte. Sie beschlossen hinaufzugehen, weil er sie erbarmte — und das taten sie, fanden ihn ganz zusammengebrochen am geschlossenen Fenster sitzen.

„Wie 'ne gewelkte Zwetsche, der wär' im Pelz gar nimmer zu sehn," meinte Marie. Sie hatten großes Mitleid mit ihm.

„Der," sagte Röse, „hat schon was Ordentliches angestellt."

Sie kamen überein, Feuer zu machen und Wasser aufzustellen. Es war zwar Sommer, aber es fiel ihnen nichts anderes ein, und mochte auch ganz gut sein.

„Ihr macht ja Feuer!"

„Wir meinen, es friert Sie."

„Da könnt ihr schon recht ham, wenn der Mensch nich mehr ein un aus weiß, friert'n."

„Sagen Sie uns doch, was Sie gemacht ham, lieber Herr Engelbert?"

„Das kam mer nich. Hat die Frau sich hingemacht, bleibt mer auch nischt anders ibrig — un die scheene Stellung."

Es klopfte. Alle drei fuhren zusammen — und wer trat herein? — der Herr Hilfsgeistliche machte seinen Seelenbesuch.

Röse und Marie erschraken bis ins Innerste. Sie faßten sich beide an den Händen, als wären der Tod, das Gericht und womöglich der Scharfrichter zugleich ins Zimmer gekommen.

„Nun ist alles aus," sagte Röse leise, aber fest.

Der Hilfsgeistliche begann zu reden und zog die tristesten Register seiner Brust, daß es Röse und Marie nur so überlief.

„Er will wahrscheinlich trösten, denn er klopft ihm auf die Schulter," meinte Marie leise.

„Er versteht's nur nich," flüsterte Röse, „wenn er sagen tät: Mein lieber Engelbert, Kopf oben! Herr Gott Sakerment noch einmal!"

„Das darf er nich," flüsterte Marie ihr wieder zu — „denk doch, ein Pfarrer! — Das dürfen ja selbst wir nich — das weißt du doch — so fluchen."

Es war aber beruhigend, daß der Hilfsgeistliche so traurig und gedämpft dahinredete. Es klang wie ein nächtlicher Tauwind, der durch die Gasse fährt und die Leute einschläfert.

Als Röse und Marie aber nach der offenen Tür blickten, stand Sara mit ihrer hellblauseidenen Schürze im Türrahmen, als wäre sie dahin gezaubert worden.

Die beiden Mädchen jubelten auf, der Hilfsgeistliche blickte verdutzt, denn er schwamm mit allen Kräften im Elend der Welt und wollte, daß der ängstliche Engelbert mit ihm schwimmen sollte, dann wäre alles in Ordnung gewesen und man hätte sich verständigen können.

So kam nun dieser Zwischenfall und die Exposition seiner Trostrede wurde gestört. Bei dem dritten Teil war er bald angelangt.

Sara blickte sehr ernst auf die sonderbare Gruppe, die sich um Engelbert gebildet hatte, und blickte stumm, denn ganz klar war auch ihr der Zusammenhang der Dinge nicht.

„Madame Stiefel," unterbrach der Hilfsgeistliche die Stille würdig, „wir waren besorgt um Sie — und nicht ganz grundlos. Wenn eine brave Ehefrau sich allzulang von der Wohnung des Ehegatten entfernt hält, gibt sie zu allerhand Befürchtungen Anlaß."

„Sind Sie verheiratet, Herr Hilfsprediger?"

„Verheiratet? — Nein."

„Und wenn Sie's wären, Herr Hilfsprediger, wären Sie doch die Ehefrau nich."

„Nein," sagte der Hilfsprediger, — „das nicht."

„Also."

„Mag er Ihnen gesagt haben, was er will. Sie alle beide können nich darüber urteilen, wie in solchem Fall der Ehefrau zumut is."

„Das nicht — aber in der Schrift heißt es: Er soll dein Herr sein."

„Wenn's recht und ordentlich zugeht, weshalb nich? Wenn aber er's Karnickel is? Da muß sie den Besen in die Hand nehmen un Ordnung schaffen — so wird's bei uns wohl gehalten werden, denk' ich, wie bei Leuten, wo's Oberstübchen sauber is — also."

Sie trat auf die beiden Mannsbilder zu, nahm ihren Zettel aus der Tasche und las: „Hast du in Löbde sie mit Schweinsknöchel traktiert? He?"

Er konnte nicht anders als „Ja" sagen und stand vor ihr schwächlich in den Knien vor Überraschung, es erschien ihm, als wäre sein Weib ein allwissender Geist.

„Und auf dem Forschte gar mit Pfannkuchen und Rostbratwürschten und Musik — auch getanzt is worden."

„Passiert aber is bei Gott nischt."

„Red' auch daher wie die Gans! — Passiert? — wäre noch besser. Sakerment noch einmal — da ständ' ich nich hier, daß 's ds' weißt!"

„Un im Bären: Koteletten un Salat und feinen Wein. — Du gibst's nobel! Un" — hier hielt sie den Zettel hoch — „da steht alles, was du sie hast fressen lassen, Wort für Wort und Gericht für Gericht — du Liederjahn!"

„Aber, Frau Stiefel!" sagte der Hilfsprediger ganz betroffen und vorwurfsvoll, denn er sah wohl zum erstenmal im Leben eine so wort- und handfeste Ehefrau, und ihm ward angst, daß die Ehe gerad für ihn etwas Unvermeidliches sein dürfte, gerade im Gegensatz zu den katholischen Amtsbrüdern.

„Herr Hilfsprediger, was der einen recht war, is der anderen billig. Wenn der Herzog wieder nach Jene macht — dann krieg' ich auf 'n Forschte Pfannkuchen, Rostbratwürschte un Musik — wenn ein Bröckel abfallen sollte, aus reinster Gnad' und Fröhlichkeit mag's sein, daß er's kriegt — aber sonsten bei Leiwe nix. — Un im Bären da läuft mir schon's Pfützchen im Munde zusammen — un er hat's Nachsehn; wer nachsichtig is, hat balde 's Nachsehen, un das will ich einmal von mir nich behaupten! Herr Gott noch einmal, Gerechtigkeit muß sein!"

Nach diesem mächtigen Ausbruch weiblicher Kraft machte der Hilfsprediger sich davon und dachte beim Treppenabsteigen: Ob unser so hochzuverehrender Luther ganz das Rechte tat, die protestantische große Anzahl der Amtsbrüder, die er hätte retten können, im Gegensatz zu den augenscheinlich bevorzugten katholischen Amtsbrüdern, so schwer zu belasten?

Aber es geschah alles im Sinne der mächtigen Sara.

Sie trank und aß zu seiner Zeit in gewaltiger Fröhlichkeit, was ihr vorgesetzt wurde; auf dem Forste Kaffee und Eierspeise, Rostbratwürste und Musik — und er saß geduldig dabei.

Ganz liebreizend reichte sie ihm hin und wieder ein Bröckchen und hatte eine herrliche Laune und trug die himmelblauseidene Schürze.

Er mochte wollen oder nicht, er mußte mitfeiern, sah, was er für ein strahlend Weib hatte, und machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Un ich fress' für zwei!" jubelte sie, denn inzwischen war ihr offenbar geworden, daß sie wirklich für zwei aß und trank, und dessen war sie froh, denn sie wollte nach Weibesart Schmerzen leiden, säugen, wickeln, taufen und Kindswäsch waschen.

Und ihren Mann hatte sie nun gewissermaßen zusammengelegt wie ein Taschentuch und fein säuberlich in das Kommodenfach getan — und das war gut und sie war froh.

Neues vom Büchertisch

Sechs Bücher und ein Glückwunsch. Von Hanns Johst

Max Kronberg: Jugend am Start (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) — Hans H. Hinzelmann: Achtung! Der Otto Puppe kommt! (Leipzig, E. P. Tal & Co.) — Hans Natonek: Der Mann, der nie genug hat (Berlin, Paul Zsolnay) — Max René Hesse: Partenau (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) — Wilhelm Speyer: Sonderlinge (Berlin, Ernst Rowohlt) — Martin Andersen Nexö: Im Gottesland (München, A. Langen)

Drei Bücher fordern unsere grundsätzliche Einstellung heraus, weil sie alle drei als echte Vertreter einer Romanproduktion gelten dürfen, die sich mit dem unsere Zeit bezeichnenden Thema abgibt, dem Thema: Wie werde ich oder (verschämter) wie wird man rasch und ohne Mühe reich?

Das eine Buch trägt über einem neckischen, süßlichen Titelbild (zwei Figuren in Badetrikots, Aug' in Auge) die grelle Bauchbinde: „Leben! Liebe! Lachen!"

Wenn diese profane Dreieinigkeit nicht Käufer an sich reißt, nicht wahr, was zieht dann noch?

Wir wollen ja alle, wenn wir in eine Lektüre einsteigen, nicht viel mehr, als phantastisch leben, lieben und wirklich lachen. Das Buch, das dieses alles also großmäulig verspricht, heißt: Jugend am Start und stammt von Max Kronberg.

Jugend am Start?

O nein! „Kitsch am Ziel" wäre richtiger!

Dieses Buch markiert Heiterkeit, das schwierigste Element im schriftstellerischen Gewerbe, und versagt restlos.

Zwei Deutsche und ein englischer Vetter (man gibt sich selbst auf diesem Niveau ohne Niveau noch europäisch) fahren, juchheirasa, nach Amerika und heiraten millionenschwer!

Das Rezept für jedermann liegt auf der Hand: spiele Tennis, schwimme usw. . . . habe einen reichen Onkel und suche die Frau mit . . . zig Millionen.

So etwas nennt sich gelegentlich auch Reiselektüre. Es gibt in der Tat Menschen, die sich das Abenteuer einer eigenen Reise, die tausend und eine Möglichkeit einer freien Zeit mit dergleichen Humbug verstellen. Soviel konventionelle Phantasielosigkeit, wie dieser Verfasser aufbringt, besitzt aber jedes Dienstmädchen selbst, soviel Buntdruck-Vorstellungen von Glück und Segen bringt jede törichte Jungfrau noch selbst auf; deswegen braucht sie wirklich nicht den Blick auf irgendeine Landschaft auch nur auf einen Augenblick zu versäumen.

★

Das Gegenstück zu diesem saloppen Machwerk ist ein Roman, der die Achtung, die er in seinem Titel mit Ausrufezeichen versieht und fordert, auch verdient, weil er die Welt und Weltanschauung, die er beschwört, mit einer Energie und Zähigkeit vertritt, die Aufsehen erregen sollte. Das Buch heißt: Achtung! Der Otto Puppe kommt!

Dieses Buch sollte viel gelesen werden, obgleich es giftig und gefährlich ist. Wir wissen, daß alle Heilmittel und Hilfsmittel der Medizin giftig und gefährlich sind.

Die Dosierung ist das Entscheidende!

Dieser Otto Puppe legt sich beklemmend auf die Nerven, er ist ein Quantum Gift, das stagniertes Blut zum Fiebern bringt, und dieses Fieber, meine ich, kann uns allen nichts schaden, denn es scheidet Krankheitskeime über Krankheitskeime aus.

Die Sprache dieses Buches ist nüchtern, liest sich wie die Sprache eines Juristen, der einem hohen Gerichtshof Material vorlegt. Das Material ist das Wesentliche, der Stil nur Mittel zum Zweck.

Otto Puppe ist ein Ehrenmann, ohne Ehre und Männlichkeit.

In Hamburg drängelt sich vom Bauchladen her (der Bauchladen ist die Kiste, die sich der über Land streunende Hausierer vor den Leib bindet und in der er Schnürsenkel und Strümpfe, Kattun und Kämme feilbietet), von der niedrigsten Art des Handels also her drängelt Otto Puppe zum Generaldirektor des größten Warenhaustrusts, den die Welt je sah.

Dieser Weg führt über Leichen, das heißt: Otto Puppe ist kein Mörder, seine Opfer springen immer selbst in das Wasser . . . Otto Puppe bekommt von ihrem Fall keinen Spritzer auf seine saubere Weste.

Otto Puppe, der sieghafte Zeitgeist, der sich immer durchsetzt, weil er immer im Recht bleibt, versteht andere ins Unrecht zu setzen. Er lebt vom Recht, dieser teuflische Bazillus, und er läßt die Gerechtigkeit verhungern. Grauenhaft, wie sich die eigene Frau mit diesem Typ auseinandersetzen muß, wie sie Vater und Mutter verliert, weil dieser glück-

liche Sterbliche das Unglück ihrer Familie in Form von Wechseln und dergleichen moralischen Fangeisen in der Hand hält, wie ihre innere Welt wehrloser und hilfloser wird und schließlich willenlos und machtlos ist gegenüber der wirtschaftlichen Unwiderstehlichkeit dieses Mannes. Otto Puppe wird immer reicher, er macht Geschäfte . . . Ist er verantwortlich dafür, daß an den Geschäften Ehebrüche kleben und Hochstapeleien, Lügen und Schmutz? Er hat die Geschäfte nicht in die Welt gebracht, er hat sie nicht erfunden, sie sind nicht das Produkt seiner Phantasie, sondern die Folgen der Produktion. Sie müssen und wollen gemacht sein. Gut oder schlecht, er macht sie, er macht sie mit hundertprozentigem Gewinn. Der Gewinn vergoldet, glorifiziert seine Erscheinung.

Ihr soliden Firmen der alten Epoche, ihr namenlosen Käufer, Achtung! Der Otto Puppe kommt!

Er ist mitten unter euch!

Ihr schlaft!

Er tritt aus dem Polizeirevier, auf dem er in einer Wasserleiche seine Frau erkennt: eine Unglückliche, eine leider geistig nicht Normale, eine, die mit altfränkischer Moral sich gegen Trieb und Betrieb stemmte, eine, die dabei ins Wasser gefallen ist, während er immer auf dem Trockenen bleibt, festen Grund und Boden unter den Füßen behält, Recht behält . . .

Achtung! Der Otto Puppe kommt!

Er schreitet durch die Straße, schwingt seinen Spazierstock mit goldenem Knauf, ein moderner Hermes mit dem Flügelstabe.

Achtung! Er kommt und, auf Garantie, er ist euch über!

Dieses Buch ist in seiner Atmosphäre gespenstig, obgleich es nur das Mittel der Wirklichkeit zu kennen vorgibt.

Dieses Buch ist gemein und gibt sich allgemein, dieses Buch ist von einem Haß diktiert, der schöpferisch wird, weil er vor seinen Zynismus den grellen Appell seines Alarms: Achtung! setzt.

Wer dieses Buch liest, kann etwas erleben.

Hans H. Hinzelmann heißt sein Verfasser. Er fürchtet keine Kolportage, er fürchtet Tod und und Teufel nicht. Er packt das Grauenhafte unserer Wirtschaftskrise und in ihr uns, ob wir nun Kaufleute sind oder Käufer.

Wie man reich wird?

Du oder ich?

Achtung! Der Otto Puppe kommt!

Er ist immer noch geldgieriger als du oder ich, immer noch unheimlicher, vernichtender, mörderischer . . .

Dieses Buch ist eine Apokalypse der dunklen Mächte, die sich entfesseln, wenn der Mensch nur handelt, wenn der Handel die Fühlung mit der Liebe verliert und den unwägbaren Werten der Sittlichkeit.

★

Der Verfall der Währung brachte mit sich einen unglaublichen Verfall der Gesinnung. Das Wort von der Gleichheit unter Brüdern, das Wort: Mark ist gleich Mark rief Diskussionen wach über die Fiktion: Geld, Kapital, Recht, Macht und über die Fiktion: Mensch, Gesellschaft, Freiheit . . .

Hierher gehört auch ein Buch wie das folgende: Der Mann, der nie genug hat, das Hans Natonek schrieb.

Er kürzt den Weg zum Reichtum durch den ebenso bekannten wie immer noch verbotenen Griff in die Kasse.

Bankbeamte sind seit Georg Kaisers „Von Morgens bis Mitternachts“ nur noch als Defraudanten literaturfähig.

Nun, Natonek gibt seinem Roman einen Titel mit auf den Weg, dessen Ironie die ganze Begebenheit aus dem bloßen Vorgang löst und ihn sanft im Duft einer filmischen Illusion verschweben läßt.

Er kurbelt sich auf eine originelle Art an. Sein Held, in der Furcht vor dem langweiligen Alltag, fällt auf einen mondänen Friseursalon herein. Er will sich für fünfundzwanzig Pfennige rasieren lassen und wird für ebensoviel Mark zum Kavalier gebürstet, gestriegelt, pomadisiert und manikürt. Der so Verzauberte hört außerdem das Saxophon der Tanzdiele und fühlt die pikanten Reize einer diskreten Massage. Dann ist er glücklich so weit, klaut eine Handvoll Tausendmarkscheine und braust nach Paris.

Das Sympathische und der Herzschlag des Buches: er reißt seine Frau mit in den Strudel und phantasiert ihr Börsengewinne vor.

Natonek versteht es meisterhaft, das farbige Karussell Paris in Dreh zu setzen. Die Bewegungen werden immer bunter, die Handlung immer turbulenter . . . Schließlich fliegt der radikale Bankbeamte, von Beate, seiner Frau, als Dieb und Lügner erkannt, mit einem gestohlenen Flugzeug nach Amerika, wird ein paar Meilen vor Long Island aufgefischt, wird berühmt, wird reich . . . und hat endlich genug, als er schließlich nichts anderes im Arm hat als wieder seine kleine Beate und in ihr die Gewißheit, daß alles Erlebenwollen nur Angst vor dem Nichts-Erleben gewesen. Das Buch ist in einer bemerkenswert lebendigen und gepflegten Sprache geschrieben. Das geradezu technische Tempo seiner tollen Handlung

ist durch psychologische Beobachtungen verfeinert, und das Rapide bleibt nobel. Alles aber, das Motorische wie das Seelische, ist durchaus gekonnt, und ich liebe es sehr, feststellen zu müssen, daß einer das, was er sich vornahm, wirklich vermochte . . .

★

Aus der Vormacht des Geldes tief hinein in die Ohnmacht seelischen Lebens führt der Roman Partenau von Max René Hesse.

Ein Offizier, den sein männliches Handwerk derartig vermännlicht, daß sein Geschlecht ganz auf sich selbst gestellt sein will. Er arbeitet in den Plänen alter und neuer Feldzüge, er denkt Schlachten zu Ende und gewinnt dabei den Kameraden lieb, der an seinem Feuer seine eigene, junge Gesinnung entzündet.

Antik das Gericht, das der Held an sich übt, wie er sich allein sieht, als er erlebt, wie der Freund nicht bis zum letzten mitgehen kann. So geht er allein zum letzten.

Liebe ist stets Verzicht auf Einsamkeit, ist Glaube an Gemeinschaft und Liebe, die sich irrt, erkennt, wenn sie auf logischer Erkenntnis beharrt, daß Einsamkeit Leblosigkeit, Unfruchtbarkeit, Tod bedeutet. Wie dieser kriegserprobte Offizier hier kleistisch klar sein Ende auf sich nimmt, ist gestaltet.

Die Sprache ist oft arm, und die Führung des Ganzen entbehrt dichterischer Phantastik, aber diese Einwendungen sind geringer als die Anteilnahme, die sich dieses Werk mit reinen Mitteln beteiligter Leidenschaft erarbeitet.

★

Sucht dieser Roman seine Wirkung in der Geschlossenheit, der zellenhaften Einmaligkeit seiner Führung, so zersplittert Wilhelm Speyer den Vorwurf seiner Erzählungen zu lauter Sonderlingen. Lauter Zeichnungen, Aquarelle. Nichts ist ausgeführt (von Anfang her), zu Ende gestaltet. Alles bleibt in der Studie stehen, im Zwielicht mannigfaltiger Deutung. Der Erlebniswert des Buches ist gering. Seine Bedeutung liegt im kunstgewerblichen Charakter einer außerordentlich gewählten und durchaus zärtlich bedachten Sprache. Jeder Satz ist richtig und schön, aber man erlebt schließlich fast mißvergnügt: richtig und schön sind gefährliche, rein ästhetische Normen, wenn sie nicht vom Blut her genügend gesäftet sind. Die russische Literatur kennt viele Silhouetten von Sonderlingen, aber sie vermag im Scherenschnitt noch das Atmen und den Herzschlag hörbar zu machen. Bei Speyer ist alles wie in einem Herbarium gebucht. Ganz vergeblich müht er sich etwa um die Zeichnung eines Knechtes.

Gut sind zwei Geschichten: „Schlaf gut“ und „Das Autogramm“.

Das Autogramm ist amüsant geplaudert. Ein braver Mann mit Weib und Mutter speist in einem biederen Lokal zur Nacht. An ihn pirscht sich ein Autogrammjäger, der in ihm Strindberg sieht. Der Brave, aus Furcht vor dem Auffallen, zeichnet schließlich den Namen August Strindberg (Strindberg, ach, der Name ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln . . .), ja, er dichtet in seiner Angst vor seinem gut bürgerlichen Renommée ein paar Zeilen, nur um diese fatale Situation los zu sein . . .

Wie hier Hochstapelei und Tiefstapelei gegeneinander ausgespielt werden, wie sich Herr Krüger etwas vergibt, weil er „Strindberg“ unterschreibt, das ist im besten Sinne Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung.

★

Schließlich darf ich heute Martin Andersen Nexö zum 60. Geburtstag gratulieren. Und das Schönste ist, daß dieser Meister auf die edelste Weise eine konventionelle Beglückwünschung verhindert.

Er läßt an diesem Tag einfach einen Roman von sich erscheinen und erwirkt dadurch, daß wir uns, wir Lesenden, gratulieren können zu diesem Geschenk.

Als ich Sie persönlich kennenlernen durfte, Martin Andersen Nexö, standen Sie im Arbeitsraum meines lieben Korfiz Holm. Sie standen auf runden Beinen mit kurzem, wuchtigem Leib, überdacht von breiten und scharfkantigen Schultern und überragt von einem roten und derbigen Gesicht, in dem fröhliche Kontemplation und kämpferische Rechtlichkeit gleichermaßen zu Gast waren.

Sie gaben mir die Hand, und ich wußte: dieser Mann schreibt mit ihr die Bücher solid und handwerksgemäß. Diese Handschrift kargt mit dem Wort, weil sie Verantwortungsgefühl gegenüber ihrem magischen Material hat.

Sie hielten einen dicken Stock in der Linken mit einem festen Knauf. Er gefiel mir, und Sie nannten ihn ein Geschenk von Björnson. Und Sie hatten in Rom einem Wegelagerer damit den Schädel eingeschlagen.

So sehe ich Sie nun gern: in der Nachfolge und Freundschaft mit Björnson und des Nachts schauend und träumend in Rom. Aber nicht verloren an sentimentale Schau und vage Träume, sondern in Bereitschaft

gegen Gesindel. Schau und Traum organisch zu dem wirklichen Leben, das da Hand und Fuß hat.

Ihr neuer Roman heißt: Im Gottesland und ist — ich schreibe das Wort gewissenhaft — eines jener seltenen Bücher, von denen man weiß, daß sie längeren Odem in sich haben, als unsere kurzatmigen Tage.

Die Schicksale dieses Buches werden in Dänemark, Ihrer Heimat, erlebt. Es ist schwer und wohl ein unmögliches Unterfangen, ein Werk, zu dem Sie 375 Seiten brauchen, in ein paar Zeilen inhaltlich anzudeuten, nur einige Züge seien erwähnt.

Da ist etwa der Pastor Braa. Ein fetter Mann, ein gewichtiger Diener am Wort. Wie dieser kleine Luther ohne Unterlaß ringt, wie er zuerst Gott als Materialisten begrüßt, weil er ja sonst nicht die Welt aus dem Nichts geschaffen hätte, und wie er aus diesem Gefühl heraus, in einer reinen Kindschaft Gottes ißt und trinkt, bis die Speise ihn überlaufen macht zu einem Lobspruch auf den Geber solcher Genüsse, den Herren Gott. Und wie derselbe fröhliche Esser und Trinker Einsicht um Einsicht gewinnt und wie er dann zu einem Opfer sich bereit findet, das er selbst als sinnlos erkennt. Aber er hat gleichzeitig die große Weisheit und so erkennt er in seiner Seele, daß jedes Opfer seines Namens erst wert wird, wenn es namenlos und sinnlos ist. Er ißt und trinkt nicht mehr, bis er stirbt, um sich dem Leid zu verbrüdern.

Und als ihm der alte Freund Ebbe den letzten Trunk, den frommen Schluck des heiligen Abendmahls, reicht und dessen Hand zittert und er ein wenig vom Wein verschüttet und deswegen bangt, da sagt der Leise-Gewordene begütigend sein letztes Wort. Und es ist groß und wuchtig, wie sein unsterbliches Herz: „Es ist Jesu Blut, und damit dürfen wir Menschen verschwenden!“

Sie schildern auch, wie Ihre Bauern das Seßhafte verlieren und handelstüchtig werden, und Sie schildern Schule und Gesinnung Ihrer engen Heimat. Aber immer bleibt Ihre Heimat der Spiegel vom Gesicht der ganzen Welt. Die Züge, die wir erkennen müssen, bleiben immer allgemein menschlich: Geldgier und Gottessehnsucht, Schlechtigkeit und Güte, es ist das alltägliche Würfelspiel unserer Leidenschaften.

Die Geschichte des Veteranen will ich noch andeuten, weil sie besonders herübergreift aus dem Dänischen in das Deutsche.

Da ist der alte Sören Jepsen, und er will also nach Kopenhagen, weil man da den Jahrestag von Düppel begeht. Und der Alte wird von den geputzten Titeln und Geschaftelhubern und Vereinsorganisatoren eigentlich nur herumgehetzt als notwendiges Requisit.

Als er nach Hause fährt, der gute Alte, übermüdet und zerquält, schläft er ein und träumt wie ein Kind, daß ihn der König empfing und die Generale ihn wichtig nahmen und alles Volk ihn ehrte . . .

Da beißt ihn eine Wanze, er wird wach und weiß wieder Bescheid.

Als er aber zu Hause ankommt und die entlegene Heimat ihn fragt, wie es war, da überlegt er in seinem guten Herzen: es war eigentlich beides wie ein Traum . . . Die Wirklichkeit war fremd wie Traum . . . und der Traum war wirklich und schön. ‚Ach,‘ sagt er da zu seiner Seele, ‚erzähle das Schöne.‘ Und der Gute bramarbasiert von der Güte seines Königs, seiner Generale und seines dankbaren Volkes . . .

Lieber Martin Andersen Nexö, Sie sind ein Veteran, wie es jeder Sohn seines Volkes wird. Wer für sein Volk schaut und schafft, der steht oft im Leid der Frage, ob dieses Volk nicht zu wenig dankbar ist. Ihr Veteran erzählt den guten und schönen Traum — Sie erzählen auch guten und schönen Traum.

Sie wissen wirklich Bescheid, strenger und gewissenhafter Mann, der Sie sind, aber Sie sind zu uns gütig. Sie sagen sich, es ist genug, daß einer leidet.

Die Gratulation meines Deutschlands an Sie, Martin Andersen Nexö, müßte darin bestehen, daß jedermann diesen großen, gewichtigen Roman liest. Daß dann mehr Getreue später einmal um Ihr Zimmer drängen, als beim Pfarrer Braa, das ist mein persönlicher Glückwunsch und mein Glaube!

Besuch bei Gustav Frenssen

Es war ein bitterkalter Frühlingstag, und die „Schauer körnigen Eises“, die der fliehende Winter über die spät und spärlich grünende Flur sandte, waren durchaus nicht ohnmächtig. In der Gegend von Itzehoe erregten sich die Gemüter über den gerade beendeten Bauernprozeß. Man begreift im Holsteinischen die Preußen noch immer nicht ganz, und wenn Fontane Kolin und Kunersdorf gegen die Balladenherrlichkeit der Schlacht von Hemmingstedt aufmarschieren läßt: auf diesem Boden ist Hemmingstedt Erlebnis; bei Fehrbellin, Leuthen und Leipzig waren die Holsteiner nicht dabei. Von

Itzehoe geht es weiter nach Norden, bis St. Michaelisdonn, von wo eine stille und nüchterne Landstraße nach Barlt führt. Hier wohnt Gustav Frenssen. Hier ist er geboren.

Er erzählt mit einer gewissen Genugtuung, daß er weiter in der Welt herumgekommen ist als die meisten seiner Landsleute, und er meint nicht seine Studentenzeit, wo er in Tübingen geträumt und an Berlin gelitten hat, sondern denkt an große Reisen, die ihn nach Italien und durch ganz Amerika geführt haben. Er ist kein Feind der großen Stadt, sondern hat sich lange in Blankenese, d. h. in Hamburg, wohlgefühlt. Aber nun hat er doch wahr gemacht, was er vorzeiten einmal in sein Tagebuch schrieb: „Wenn ich ältere Jahre erreiche, will ich wieder in Dithmarschen wohnen, unter den Bauern, dem Stand, der sozial nötig und wertvoll, und dem einzigen, der noch in schöner, menschlicher Freiheit lebt ... Und wenn man stirbt, müssen die Nachbarn nach alter Sitte folgen, von der Kirche bis zu Behrens' Hof." Er braucht, auch menschlich, diese ernste Landschaft, breite Wiesen, große Ackerfelder, hier und da im baumlosen Feld ein einziger alter Hof, im Osten die dunkelbraunen Höhen der Geest, im Westen der lange, gerade Zug des Deichs und dahinter das Meer. Er liebt sein Heimatdorf Barlt, dem er im vorigen Jahr die Chronik geschrieben hat (G. Grote, Berlin), und mit Stolz bekennt er seine Abkunft aus einem alten Dithmarscher Geschlecht. Zwar das Haus seines Vaters, in dem er wohnt, ist nur ein einfaches Haus. 1851 hat es der junge Tischler- und Zimmermannsmeister erbaut, als er aus dem Dänischen Kriege zurückkam und sich mit Amalie Hansen verlobte. Dicht neben Pastorat und Kirche steht es, und Frenssen meint, es möchte sich wie aus der Wahl der Braut so aus der des Bauplatzes im Vater unbewußte Sehnsucht nach höherer Bildung verraten haben.

Von dem, was man gemeinhin Bildung nennt, hält Frenssen nicht viel. Er empfindet es als ein Glück, daß ihm das Gymnasium in Meldorf seine „ländliche, bunte, herrliche Jugend" nicht verderben konnte, und schätzt, was er auf der Lateinschule und auf der Universität gelernt hat, fast völlig wertlos. Seine Bildung steht auf heimatlicher, niedersächsischer, vorväterlicher, dörflicher Kultur, die ihm freilich so vornehm, so erlesen erscheint wie irgendeine andere. Er hat sie ausgebaut durch Studien nach eigener Wahl und meint: „Es muß sich aus einer niedersächsischen Kate am Ende ebenso gut ein breiter und schöner Wohnsitz machen lassen wie aus einer griechischen oder römischen Schilfhütte." Er fragt: was hatte Rembrandt für eine Herkunft und Bildung? Das Erbe seines Vaters, eines niederländischen Müllerknechts.

Wer in Frenssens Heimat kommt, merkt bald: seine Landsleute sind sehr stolz auf ihn. Gewiß hat für viele der Beruf des Dichters etwas Rätselhaftes. Aber die Menschen in weitem Umkreis von Barlt fühlen: Dieser weltberühmte Mann, dessen Bücher mit unsern Schicksalen in allen Häusern liegen, ist der unsere geblieben. Er wohnt in seines Vaters Haus. Wohl gibt es darin allerlei zu sehen, was man beim Bauern nicht in gleichem Maße findet: Bilder und Bücher. Aber als wenn er selber das Land bestellte, ist er durch nächste Verwandtschaft mit Grund und Boden verhaftet. Ihm ist die Ernte so wichtig wie sein Buch. Er wünscht und will kein glänzendes, sorgloses Leben. Er sieht seine Dichtung als eine Gabe, ein Geschenk der göttlichen Natur, die in Vorfahren und sonderbaren Eltern dunkel wirkte, was nun an Tag gekommen ist. und fühlt sich in so stolzer und demütiger Dankbarkeit gegen Heimat und Geschlecht gefeit gegen die Lockungen der großen Welt. Er hat große Welt genug in sich selbst.

Frenssen ist ein niederdeutscher Dichter. Er hat das Hochdeutsche wie eine fremde Sprache gelernt, und als er jung war, lebten noch ältere Leute, denen mit der uralten Sprache die altsächsische, schlichte, steifgeformte Art der Lebensführung selbstverständlich war. Frenssen fühlt und schreibt niederdeutsch, wie er selbst ein echter Dithmarscher ist: in seiner Treue und Zartheit, seiner Frömmigkeit und seinem Weltsinn, in seiner Sinnlichkeit und in seiner Metaphysik. Das bescheidene Haus seiner Jugend ist das Herrenhaus von Ort und Landschaft geworden. Er schreibt seine niedersächsischen Bücher, aber es sind Bücher für ganz Deutschland und weit darüber hinaus für die gesamte germanische Welt. Er sieht in seiner engen und kleinen Heimat die Geschichte unseres großen Volkes wie in einem klaren Spiegel, und er ruft uns zu an jenem Heiligen Abend, wo er über Land fuhr und in keinem Hause Licht brannte, denn niemand hatte in den Tagen unsrer schwersten Not Geld dafür übrig: „Auch das deutsche Volk wird wieder in Ehren stehen und Feste feiern und fröhlich sein. Wenn du, Großvater, auch nur die Hoffnung auf solch schöne, lichte Zeit mit ins Grab nimmst, ihr, Vater und Mutter, werdet sie noch mit irdischen Augen sehen, und eure Kinder werden sich satt davon trinken." **P. W.**

Velhagen & Klasings Pädagogisches Lexikon *)

Von Univ.-Prof. Dr. Eduard Spranger

Es ist unzweifelhaft ein Wagnis, mitten in der geistigen Gärung der Gegenwart ein Lexikon zu schaffen, das die schwankende pädagogische Begriffswelt nach alphabetisch geordneten Stichworten behandelt. Im allgemeinen gelingt dies nur, wenn eine herrschende „Schule" den letzten Ausbau an ihren Grundanschauungen vollzieht. Eine solche starke, gemeinsame Hauptrichtung haben wir heut noch nicht, obwohl allmählich die Hauptlinien einer neuen Einstellung schärfer werden. Unter diesen Umständen könnte die Vermutung naheliegen, es sei hier unter dem führenden Gesichtspunkt „Evangelisch" nur die Sammlung des alten festen Besitzes erfolgt, gleichsam als Rüstung gegen die Zeit.

In Wahrheit ist eine sehr viel schöpferischere Leistung gelungen. Der Herausgeber, Hermann Schwartz, der viele Jahre als Referent für das Lehrerseminarwesen dem preußischen Kultusministerium angehört hat, betont in der Einleitung mit Recht, daß ein weltanschaulicher Hintergrund nun einmal zur Erziehung gehöre; dieser aber dürfe nicht der Verengung, sondern nur der Festigung dienen. Das Evangelisch-Christliche liegt in der Gesinnung, und alle echte Erziehung kommt aus Gesinnung und wirkt auf Gesinnung. In diesem Rahmen aber spielt eine Fülle rein sachlicher Aufgaben und Methoden, gibt es überkonfessionelle Bezüge zum Ganzen der Kultur und entsteht die Pflicht, von anderen weltanschaulichen Standpunkten Kenntnis, wie zu ihnen Stellung zu nehmen. Was bisher von dem Werk vollendet ist, atmet in der Tat diesen zugleich festen und freien Geist. Sein Wert erstreckt sich daher weit über den Kreis von Benutzern hinaus, die durch eine Gesinnungsgemeinschaft verbunden sind.

Von der Aufgabe, jeweils die richtige Prägung der Artikelüberschriften zu finden und doch ihre Zahl maßvoll zu begrenzen, soll hier nicht die Rede sein. Sie ist in der Pädagogik ganz besonders schwer zu lösen, weil sich eine gemeinsame, anerkannte Begriffssprache eben erst herauszuarbeiten beginnt. Man kann die Akzente recht verschieden setzen. Die großen Hauptgruppen, die zu berücksichtigen waren und Berücksichtigung gefunden haben, sind: Philosophie mit ihren für die Pädagogik wichtigen Verzweigungen, unter denen die allgemeine Psychologie und die Entwicklungspsychologie an der Spitze stehen; Geschichte des Schulwesens und der pädagogischen Theorien; Schulpolitik und Schulorganisation; allgemeine und spezielle Didaktik; allgemeine Erziehungslehre. Außerdem tritt die Heilpädagogik stark hervor, die mit mehreren meisterhaften Abschnitten aus der Feder Prof. v. Dürings bedacht ist (z. B. Dementia praecox, Hysterie). Etwas größeren Raum hätten vielleicht die Gegenstände verdient, die mit dem sozialen Problem und der soziologischen Struktur der Gegenwart zusammenhängen. Schon die Darstellung der Jugendbewegung, aber auch die der Jugendwohlfahrt, ist allzu kurz ausgefallen, während die Jugendkunde hervorragend charakterisiert ist.

Zu den besonderen Vorzügen des Lexikons gehören die Artikel über das Schulwesen der Einzelländer, vor allem des Auslandes, von denen bis jetzt erschienen sind: Frankreich (von Völcker), Finnland, Holland, Italien, Japan und sogar der Islam. — Über den Wert und die wissenschaftliche Zeitgemäßheit der einzelnen Beiträge wird man natürlich verschieden denken. Mir will scheinen, als ob die Abschnitte „Humanistische Bildung" und „Humanität" nicht völlig mit dem Stand der gegenwärtigen Auffassung und Forschung in Einklang wären. (Man kann z. B. an den neuen Forschungen von Burdach nicht einfach vorübergehen.) Ganz ausgezeichnet ist hingegen, was der Herausgeber selbst unter der Sammelgruppe „Bildung" über Bildsamkeit, Bildungsgüter und Bildungsideale geschrieben hat. Ist es erlaubt, einen ganz allgemeinen Wunsch zu äußern, so müßte den Literaturangaben mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden. Bei manchen Artikeln fehlen sie ganz; in anderen werden nicht die neuesten Auflagen, bisweilen auch nicht die entscheidenden Titel selbst genannt. Dem Leser wäre gelegentlich auch ein charakterisierendes Wort willkommen. —

Der Wert eines solchen Werkes enthüllt sich jedoch nicht beim Blättern, sondern beim Gebrauch. Ich selbst habe seit einiger Zeit begonnen, das Lexikon bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten zu Rate zu ziehen, und es hat mir im einzelnen schon manchen sehr wertvollen Dienst geleistet. Daß der Herausgeber das Ganze in so erstaunlich kurzer Zeit zu organisieren vermochte, bestärkt den Eindruck, daß hier große Sachkennerschaft mit fester Hand ans Werk gegangen ist und etwas von bleibendem Werte hingestellt hat. Der Dank der pädagogischen Welt ist dem Herausgeber wie seinen Mitarbeitern dafür gewiß. Wenn dieser Dank sich dahin auswirkte, daß bald eine zweite Auflage nötig und möglich wird, so würde auch dies dem Unternehmen sehr zugute kommen. Denn die richtige Ausbalancierung des Einzelnen und die vollständige Abrundung des Ganzen kann erst stattfinden, wenn die Umrisse einmal im ersten Wurf festgelegt waren. Schon die heut erkennbaren Umrisse rechtfertigen jedoch die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen.

*) Pädagogisches Lexikon. In Verbindung mit der Gesellschaft für evangelische Pädagogik und unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner herausgegeben von Hermann Schwartz; bisher 2 Bände: Abhärtung — Exzentrisch; Fächer — Kirchliche Erziehung.

Illustrierte Rundschau

Unsere Zeitschrift im Ausland — E. M. Engerts Scherenschnitte und O. H. Beiers Graphik — Das moderne Brautkleid — Der Bildhauer Arnold Hüggler — Gläser von Walter Nitschke — Das unbekannte Berlin — Zu unsern Bildern — Preisausschreiben

Einen bedeutenden Teil der täglich einlaufenden Post machen Briefe von Lesern aus. In jedem Heft befindet sich wenigstens eine Novelle, ein Aufsatz, ein Bild, an die sich Fragen oder kritische Äußerungen knüpfen. Die Schriftleitung freut sich über jeden Brief und jede Karte aus dem Kreise der Leser, denn sie fühlt sich durch solche Meinungsäußerungen mit den Beziehern der Hefte verbunden. Wer sich für „Velhagen & Klasings Monatshefte" entschieden hat, begibt sich nicht in die Gefolgschaft einer künstlerischen oder literarischen Sippe, sondern nimmt als ein Mensch mit

Das neue Monatsheft in Caracas

Fechter. Scherenschnitt von E. M. Engert

selbständigem Geschmack und Urteil an dem Reichtum teil, den diese Zeitschrift Monat für Monat in sorgsamer Auswahl und Anordnung ausbreitet. Die Wirkung der Hefte ist um so tiefer, je eifriger die Leser selbst, sei es zustimmend, sei es absprechend, an ihnen mitarbeiten, und herzlich heißen wir jedes offene Wort willkommen (— mit Ausnahme von anonymen Karten, auf denen sich der Haß des Alters gegen die Jugend gelegentlich grob und polternd austobt). Mit ganz besonderer Freude erfüllen uns aber immer Stimmen von Übersee. Wir wissen, wir sind in der ganzen Welt verbreitet, und gerade weil wir unpolitisch sind, gelten wir bei den Auslandsdeutschen als die große illustrierte Zeitschrift, die ihnen das Beste aus der Heimat vermittelt, nämlich alles das, was abseits vom Hader der Parteien und Konfessionen, der gesellschaftlichen und beruflichen Verbände im Leben, in Kunst und Wissenschaft das Eigentliche bedeutet, was für unsere Gegenwart und Zukunft wichtiger und zugleich erfreulicher ist als das meiste, was sich im Vordergrund des Geschehens abspielt. Einen kleinen Beweis bietet uns ein Brief aus Caracas in Venezuela, der uns mitsamt dem hier wiedergegebenen Bilde zugegangen ist. Da heißt es, daß es jedesmal einen Kampf gibt, wenn das neue Heft in der Pension eintrifft, und gewöhnlich muß das Los über den Glücklichen entscheiden, der es als erster lesen darf. Der Reichtum, die Vielseitigkeit des in den Heften Gebotenen wird in der Fremde besonders dankbar empfunden. Aus Hamburg, aus Neuruppin, aus Breslau stammen die Deutschen, die sich hier in der Pension zu Caracas um unser Monatsheft versammelt haben. Aber auch ein Herr aus Venezuela betrachtet die Zeitschrift, die ihm das Wesen seiner deutschen Freunde und ihrer Heimat widerspiegelt.

Boxer. Scherenschnitt von E. M. Engert

★

E. M. Engert, von dem wir ein paar lustige und lebendige Scherenschnitte zeigen, wohnt in München, aber er ist 1892 in Yokohama geboren, und es will uns scheinen, als ob in diesen reizenden kleinen Kunstwerken etwas von seiner Herkunft nachklingt. Engert weiß zu vereinfachen, was in der Kunst der Silhouette noch wichtiger als in jeder andern ist. Er hat Sinn für das Spielerische und Zierliche, und er hat vor allen Dingen Humor. Diese Gabe ist auch O. H. Beier zuteil geworden, dem wir die Radierung „Polyphem“ (S. 123) verdanken, ein Blatt voll grausigen Humors. Wie ein Brueghelscher Höllenschlund öffnet sich das spitzgezahnte Maul des Unholds. Zwergengleich winden sich die Opfer auf seiner Faust, von Entsetzen gepackt. Merkwürdig sitzt das Auge Polyphems. Wir stellen es uns gewöhnlich in der Stirnmitte vor. Beier setzt es in die Nase, wo es furchtbarer droht und organischer erscheint.

★

Unsre Wiener Mitarbeiterin Claire Patek-Hohenadl schreibt uns für unsre Leserinnen: Man heiratet wieder im Brautkleid! Ist das nur eine Äußerlichkeit, eine modische Laune? Wir glauben, es steckt noch etwas anderes dahinter. Wie alle staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen ist auch die Ehe fragwürdig geworden. Man möchte in ihrem Schluß nicht mehr eine Entscheidung fürs Leben erblicken und ihre Trennung erleichtern. Man hält ihre glückliche Führung für eine erlernbare Kunst, denn es kommt nach der Meinung eines vielberufenen und heute schon wieder belächelten Arztes vor allem auf Erkenntnis und Kenntnis erotischer Kniffe an, um eine „vollkommene Ehe“ zu erzielen. In Amerika, wo alle Dinge höchst einfach werden, ist der Gedanke der Kameradschaftsehe aufgetaucht, ja man geht noch weiter und erklärt die Ehe, sei es auf Zeit, sei es auf Dauer, für eine völlig veraltete Sache. Das haben Stürmer und Dränger schon früher getan. Das Bezeichnende für heute ist, daß man über alle diese Fragen so leidenschaftslos verhandelt, fast so

Polyphem. Radierung von O. H. Beier

sachlich wie über Zölle oder Baumwollpreise. Die klugen Rechner vergessen nur immer das eine: Ehe heißt nicht bloß Ordnung, sondern, wenigstens in vielen Fällen, auch Liebe und Leidenschaft. Zerbricht sie, tut es weher, als wenn sich ein Handelsgeschäft zerschlägt, und wer sie eingeht, braucht sich nicht unmodern zu schelten, wenn er sich zu seinem freudigen und feierlichen Gefühl auch äußerlich bekennt. Wäre die Ehe eine sterbende Einrichtung, würden die jungen Bräute an so schönen, so romantischen Kleidern mit Nonnenhäubchen oder Madonnenschleier keine Freude haben.

★

Die Plastik zieht von der neuerwachten Tierliebe der Menschen Vorteil. Gewiß ist viel Getue und Modefexerei dabei, aber im allgemeinen muß man sich doch darüber freuen, daß Unzählige in ein innerliches Verhältnis zur Kreatur gekommen sind. Es lohnt sich, Tiere zu malen und zu bilden Und nicht bloß aus geschäftlichen Gründen. Der Künstler darf auf Kenner rechnen und ist deshalb nicht mehr wie früher oft der Versuchung ausgesetzt, seine Modelle zu versüßlichen, zu vermenschlichen. So wie sie Gott geschaffen hat, sind sie gerade gut, und am drolligsten und hübschesten wie auch wir: in der Kindheit, wo selbst der Esel noch nichts von der Plage ahnt, die ihn wie jedes Geschöpf erwartet. Der schweizerische Bildhauer Arnold Hüggler hat mit seinem prachtvoll täppischen und gutmütigen „Esel“ ein reizendes Werk von überwältigender Heiterkeit geschaffen. Wer dieses Langohr sieht, begreift Sancho Pansas zärtliche Liebe zu seinem Grauen, den man niemals ohne seinen Herrn erblickte.

★

Der Dresdner Walter Nitschke, einer unsrer besten Glaskünstler, hat uns einige neue Arbeiten zur Wiedergabe überlassen. Sie atmen, obwohl sie der Technik nach auf dem Boden alter Überlieferung stehen, den Geist unserer Zeit. In seinen diamantgerissenen oder gravierten Gläsern spielen Tiere und Menschen, wie sie der Künstler von heute sieht: nicht naturalistisch, sondern stilisiert. bis zum Schematischen vereinfacht, aber von fröhlicher Wirkung. Nitschkes Gläser und Schalen erfreuen sich der zunehmenden Gunst der Sammler. Mit Recht. Denn sie sind nach Erfindung und Durchführung ihrer edelsten Ahnen aus alter Zeit würdig, und es zeugt für das selbständige Urteil des Kunstfreundes, wenn er nicht ein Museum von heute, sondern ein Museum der Zukunft zusammenzubringen trachtet.

★

Berlin sind nicht die Linden und nicht der Kurfürstendamm, auch nicht Wannsee und Potsdam. Das weiß mittlerweile jeder Reisende, aber zum Schaden der Stadt nehmen sich nur wenige die Zeit, auch dem Berlin der Arbeit nachzugehen, wie es sich draußen und in fast allen Himmelsrichtungen mächtig aufbaut,

erschütternd abspielt. Auch dieses Berlin hat seine Schönheit, oft düster, immer ernst, und es hat seine Majestät oder sagen wir schlichter: seine Würde, und wer es einmal gesehen und erlebt, der nimmt mehr von Berlin mit als von den gewöhnlichen Vergnügungs- und Ladenstraßen, die sich in allen Städten ähneln. Ein Wegweiser zu diesen Schönheiten der Weltstadt ist E. O. Hoppé geworden, der allen Lesern bekannte Lichtbildkünstler, ein Mann, der den Rhythmus der Zeit im Blut hat und der kein andres Pathos inniger erlebt als das der Arbeit.

Modernes Brautkleid mit Stickereien
Photographie C. Patek-Hoffmann

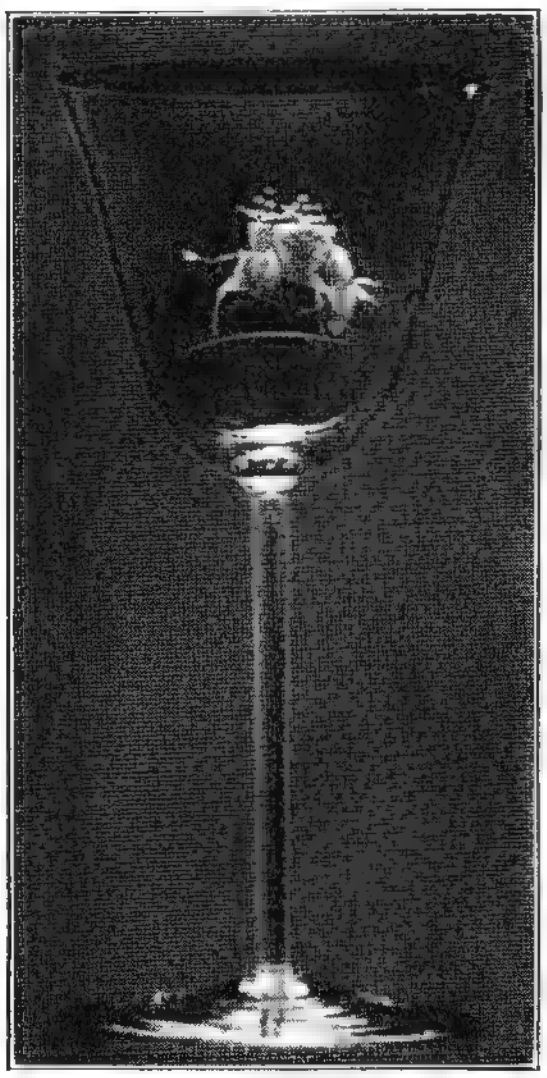
Brautkleid in Seide nach russischer Art
Photographie C. Patek-Hoffmann

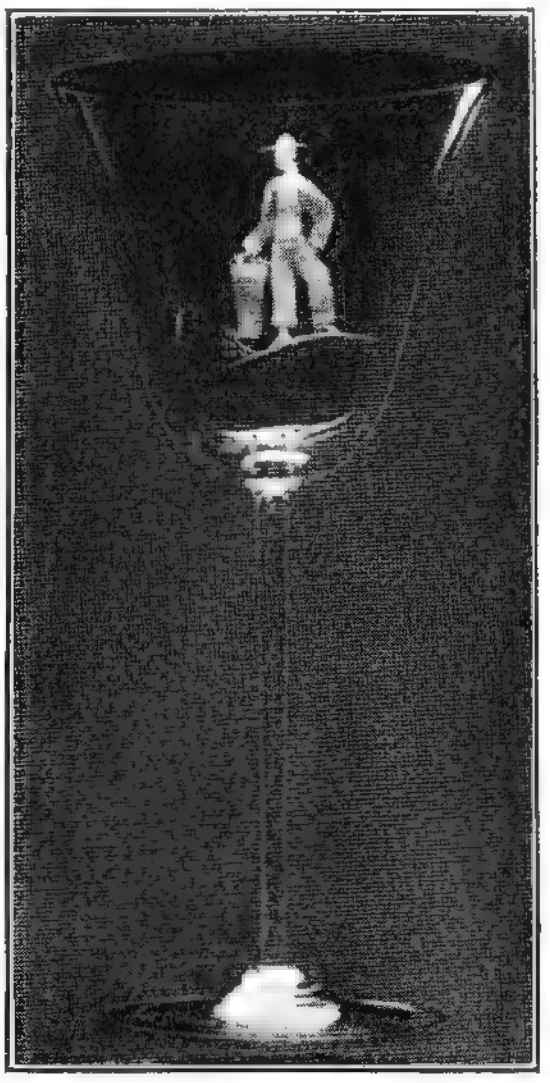
Ein Gegenstück zu dieser Berliner Photographie ist das Gemälde „Paris bei Nacht“ von Richard Geßner. Dort nüchterner Ernst, stählerne Spannung, hier der Wille und Wunsch zum Leichtsinn, zur Selbstvergessenheit. Und doch: es liegt auch über diesem Bilde ein Unbehagen, das wir vor zwanzig Jahren noch nicht kannten. Die grellen Lampen und Lichtreklamen beleuchten Menschen, welche ihres Daseins nicht mehr selbstverständlich froh sind und welche mitten im „Betrieb“ die Frage nach Sinn und Unsinn überfällt. Soviel erzählt dies Bild. Gewiß sieht man ihm an, wohin die

malerische Neigung Geßners weist. Er liebt feine Tonwerte, seltene Lokalfarben, ungewöhnliche atmosphärische Zustände, Rauch, Sonnendunst, Nebel, den Übergang der Dämmerung zum künstlichen Licht. Aber das Spiel der Bogenlampen ist aufgeregt und teilt sich den Menschen mit, die nur äußerlich eine auf amerikanisch frisierte Ruhe bewahren. Geßner stammt aus Augsburg, wo er 1891 geboren wurde, doch hat er seine Kinderjahre in Köln verlebt und in Düsseldorf die Akademie besucht. Seine Studien unterbrach der Krieg, der ihn als Maler auf den Balkan führte. 1919 ging er erneut zu Prof. Clarenbach in Düsseldorf, dem schlichten und bedeutenden Landschafter, in die Schule. Dann machte er anregende Reisen nach Italien und Tripolis, Schweden, Norwegen und vor allem Finnland. Mit besondrer Liebe hat er Motive aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet gemalt.

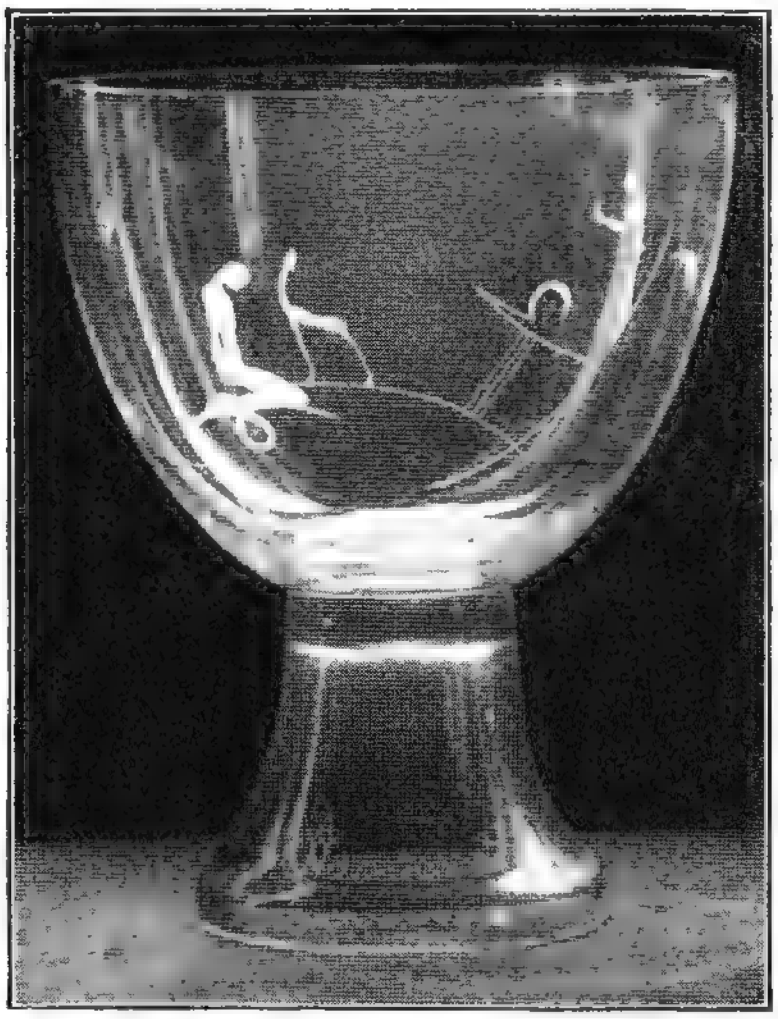
Ein Düsseldorfer Maler, der unsern Lesern immer vor andern gefällt, weil er die moderne Kunst auf die liebenswürdigste Weise vertritt, eröffnet das Heft: Theo Champion mit dem Gemälde „Auf der Terrasse". Auch dieses Bild ist höchst einfach gemalt, beinah trocken; dabei sehr geschickt aufgebaut: der dunkle, runde Bau gegen den von Blumen und Fahnen durchjubelten blauen Himmel gestellt. Die Frau, die, mit dem Rücken zu uns, auf der Terrasse sitzt, hat nichts Sentimentales. Und dennoch: es

Esel. Bildwerk von Arnold Hüggler





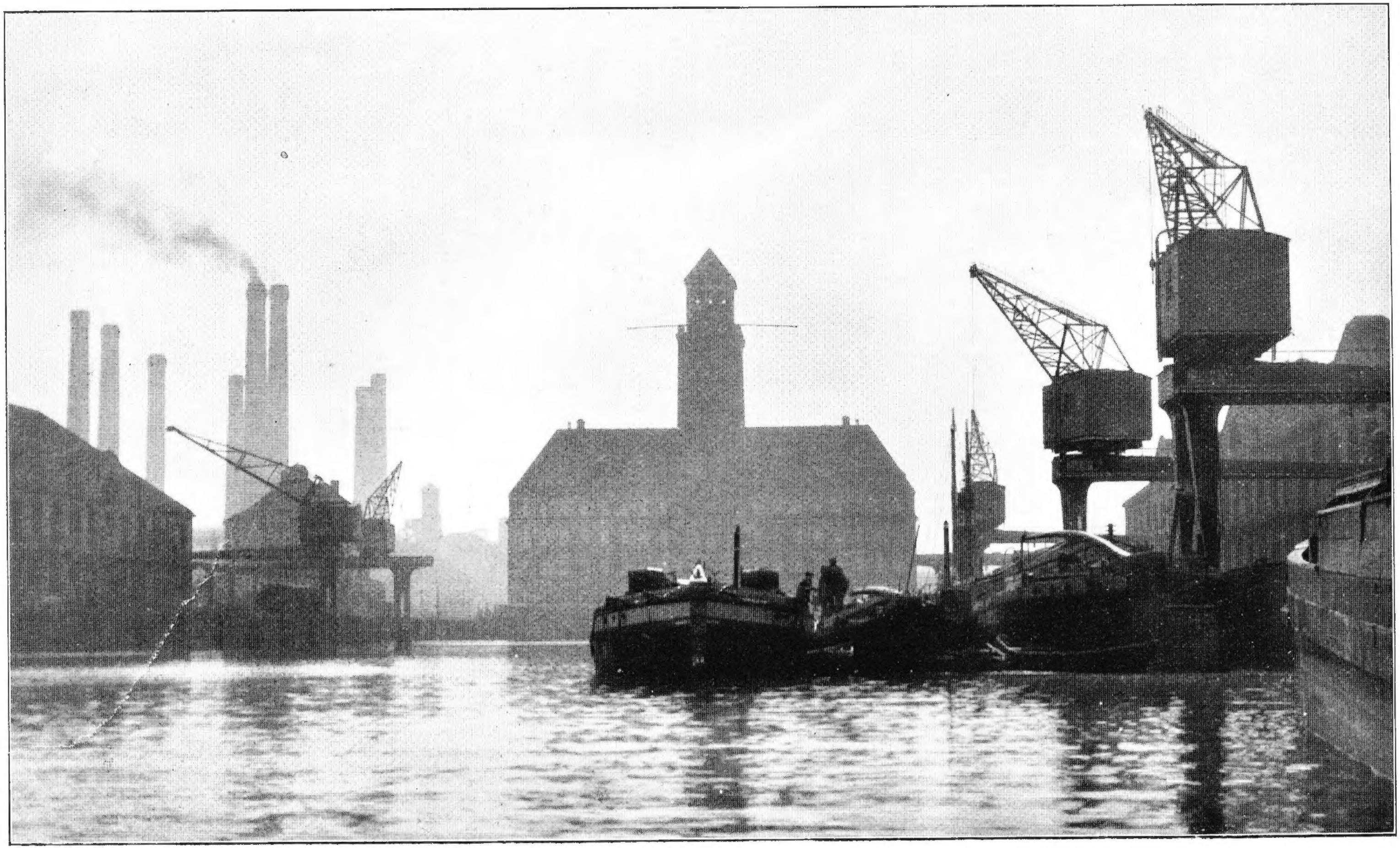
steckt ein Schuß Spitzweg in diesem Werk, d. h.: deutsches Gemüt. Ein bißchen wild sieht auf den ersten Blick „Das Karussel" von Leo Frh. v. König aus (zw. S. 8/9). Aber wie schnell ordnen sich die rhythmisch verteilten Farbflecken zu Gestalten und diese zu einem Zug von mächtigem Schwung und herzhafter Fröhlichkeit. — Vertritt König eine Richtung in der Malerei, die als Mode zwar vorüber ist, aber in ihren besten Leistungen



Gläser mit Gravierungen
von Walter Nitschke-Dresden-A.

Architekt Karl Keppler-Stuttgart,
der Sieger in unserem Preisausschreiben
für ein Eigenhaus der jungen Welt
Zeichnung von Rich. Keppler

bleiben wird wie jede andere innerlich wertvolle, so steht Franz Radziwill im Gegensatz zu Im- wie Expressionismus und versucht, die Welt als technisches Wunder anzusehen und nachzubilden. Seine Ansicht von „Wilhelmshaven" (zw. S. 56/57) hat für den, der die Witterung für diese neue Kunst nicht hat, etwas fast ansichtskartenhaft Geleckes. Dieser Eindruck schwindet, sobald man sich den sichern Sinn für Form und Farbe vergegenwärtigt, der dieses Bild harmonisch beherrscht — Ein junger flämischer Maler ist Anton Carte, dessen „Schützen" (zw. S. 48 u. 49) die erdgebundene Derbheit und das stolze Selbstbewußtsein seines Volks und seiner Kunst atmen. Die Kunst der großen Linie und der dekorativen Fläche, wie sie Hodler zu allgemeiner Anerkennung geführt hat, ist auch Carte eigen. Aber er ist volkstümlicher als Hodler, schlichter, natürlicher, auch wärmer. — Ehmigs heitere, farben- und gestalten-frohe Kunst ist in den Heften bereits mehrfach vertreten gewesen. Man sieht seine Bilder immer wieder gern. Sie heben sich in den Ausstellungen von dem vielen Trüben und Gequälten, das sie ebenso wie das Landläufige und Überflüssige umgibt, immer höchst erfreulich ab, Werke eines Mannes, der in der Kunst wieder einmal die große Freudenspenderin erblickt. Auch seine „Weinlese" (zw. S. 104/105) ist ungemein wohl überlegt komponiert; ein alter Akademiker könnte es nicht klüger machen. Aber sie ist von handfestem Frohsinn wie von ungebrochenen Farben durchleuchtet und macht sich jedermann durch die Sprache von Herz zu Herz verständlich. So ein heiteres Erntebild paßt gut in dieses Heft, das auch textlich so viel Neues und Schönes aus den Schätzen unsers Schrifttums gesammelt hat. — Noch ein Wort über des Düsseldorfers Richard Langer „Träumende" (zw. S. 16/17). Dieses Bildwerk ist von idealer



Spreehafen im Berliner Industrieviertel. Aufnahme O. Hoppé

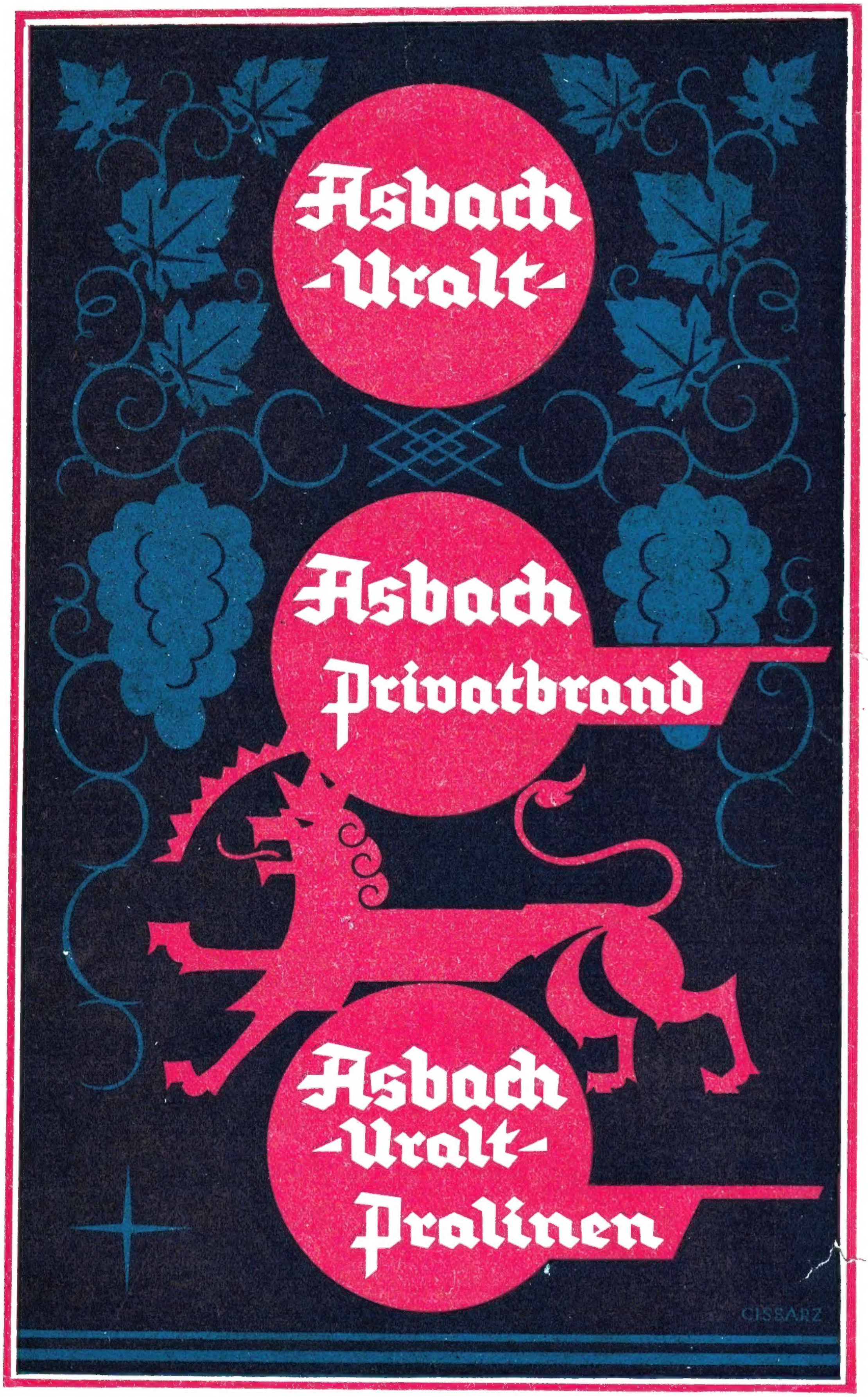
Paris bei Nacht. Gemälde von Richard Geßner jun., Düsseldorf

Schönheit der Form und hat dennoch kraft innerer Beseelung den Bann gebrochen, der so vielen Werken unsrer Plastik verderblich geworden ist: das klassische Vorbild. Diese „Träumende“ lebt wach und träumend in derselben Welt wie wir, und es ergreift uns, daß es über und jenseits von unserm grauen und lauten Alltag noch eine stille, heitre Welt des Schönen gibt, zu der wir lächelnd und oft unbewußt den Eingang finden. Die Schönheit stirbt nicht, und sie in immer neuen Wandlungen zu zeigen, ist die Aufgabe der Kunst und dieser „Monatshefte“.

★

Über das Ergebnis unsres Preisausschreibens für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit berichtet ein eigner Aufsatz dieses Heftes (S. 89 ff.). Auch über den Preisträger, den Architekten Karl Keppler in Stuttgart, finden die Leser dort nähere Angaben. In der „Illustrierten Rundschau“ bringen wir sein Bild nach einer Zeichnung seines Bruders Richard. Es ist bedeutungsvoll, daß grade ein Stuttgarter Architekt der Sieger geworden ist. Herrscht doch in der schwäbischen Hauptstadt eine sehr rege und ganz modern eingestellte Bautätigkeit, über die auch weithin wirkende Ausstellungen Rechenschaft gegeben haben. Im nächsten Heft erlassen Verlag und Schriftleitung der „Monatshefte“ ein neues Preisausschreiben, das bereits zu Weihnachten entschieden sein und den Preisträgern eine außerordentliche Festfreude nach eignem Wunsch bereiten soll.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

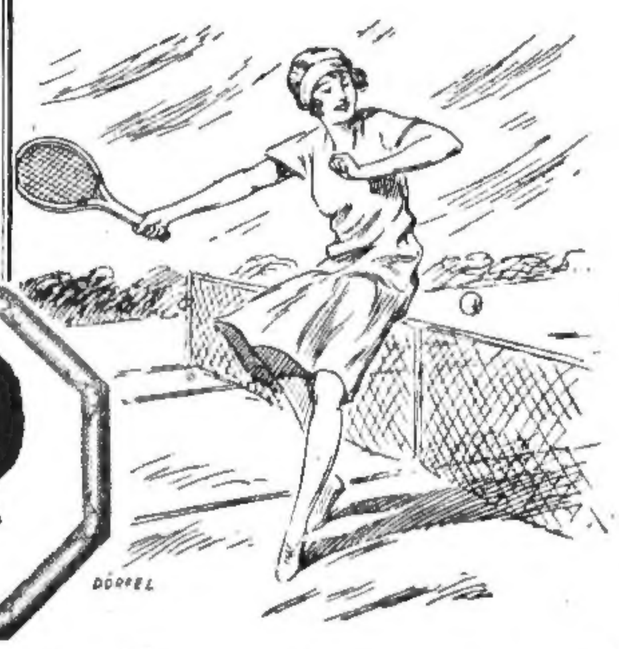


Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Durch fröhliches Spiel und sportliche Bewegung

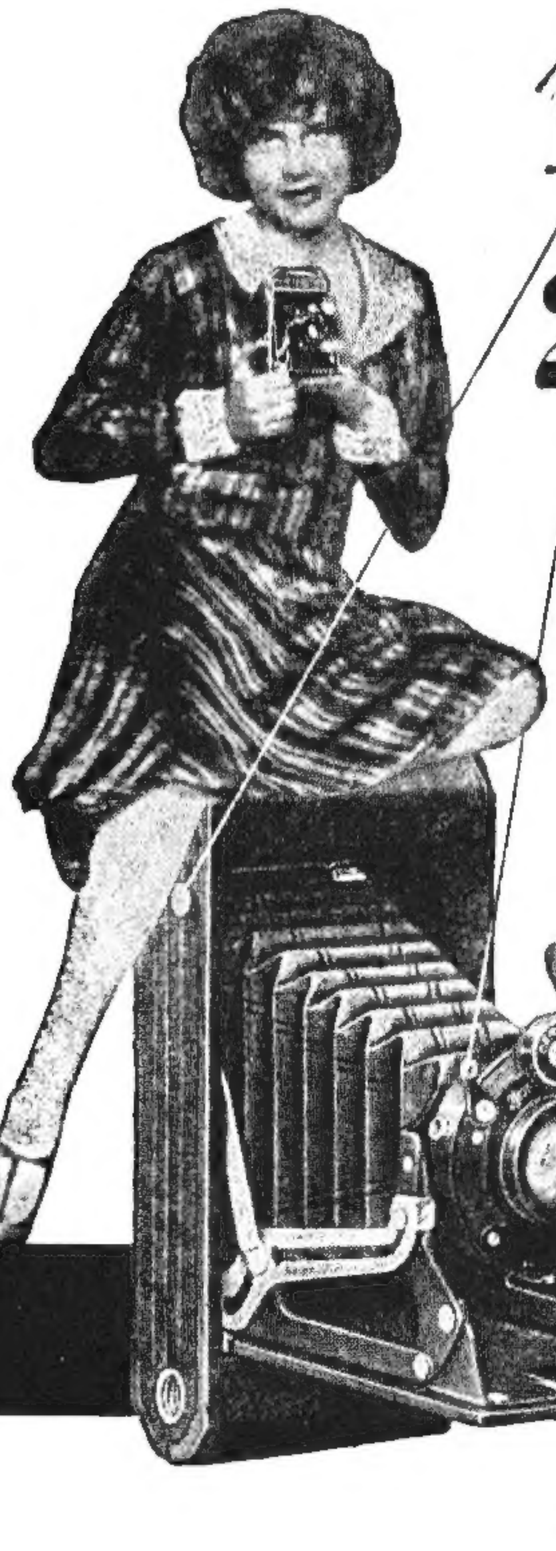
erhalten Sie Ihre Gesundheit und Schönheit! Wenn auch das Haar zum Schluß neu frisiert werden muß — mit Schwarzkopf-Trocken-Schaumpon gelingt es Ihnen leicht und schnell!

In 3 Minuten haben Sie durch einfaches Pudern und Ausbürsten das schönste Haar, ohne daß die Ondulation zerstört wird. Aber achten Sie darauf: den praktischen Puderbeutel hat nur Schwarzkopf-Trocken-Schaumpon! Die Dose zu Mk. 1.— reicht monatelang



Schwarzkopf Trocken-Schaumpon

die Haarwäsche ohne Wasser



1. Druck=
Camera aufnahmebereit
2. Druck=
Aufnahme fertig

ZEISS IKON

Ist eine leichtere Handhabung bei einer Klapp-Camera noch denkbar? Interessante Augenblicksbilder, welche ein rasches Photographieren erfordern, werden dadurch ermöglicht. Diesen Vorteil und weitere, wie Fix-Focus-Einstellung usw. bietet die moderne, wohl lichtstärkste in ihrer Art und doch preiswerte, neue ZEISS-IKON-Spring-Camera für Rollfilm 6×9 cm

Ikonta
mit Novar-Anastigmat
1:6,3

R.M. 40.-

Verlangen Sie den ausführlichen Ikonta-Prospekt C415 kostenlos oder den neuen Photo-Hauptkatalog zum Preise von Rm. 1.— in einer Photohandlung oder von der

Zeiss Ikon A.-G. Dresden 68